Eur. 359 f
(26,9),1

Heeren

E

<36603435930011
<36603435930011
Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte
der
europäischen Staaten.

Herausgegeben
von
A. H. L. Heeren, F. A. Ukert
und
W. v. Giesebrecht.

Deutsche Geschichte.

Sechster Band.

Von
Alfred Dove.

Erste Hälfte.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

Deutsche Geschichte.

Sechster Band.

Von

Alfred Dove.

Erste Hälfte.
(1740—1745.)

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbemerkung.

Die andere, stärkere Abteilung dieses Bandes wird im zweiten und dritten Buche die deutsche Geschichte von 1746—1763 und von 1763—1790 weiterführen. Die Darstellung wird sich dabei — dem Gesamtplane des vereinigten Werkes gemäß — vorwiegend den inneren Verhältnissen zuwenden. Im ersten Buch erschien eine ausführlichere Behandlung der auswärtigen Politik sowie der Kriegsereignisse darum notwendig, weil in der Krisis von 1740 bis 1745 die für die ganze Periode bis 1790 maßgebende Gestalt der deutschen Dinge geschaffen worden, woran weder der siebenjährige Krieg noch auch die folgenden äußeren Begebenheiten etwas wesentlich geändert haben. Zugleich galt es, für Auffassung und Urteil, die nach einer allgemein nationalen Haltung streben, ein- für allemal eine feste Grundlage zu gewinnen. Ungleichheiten in der Rechtschreibung bittet man mit den herrschenden Übergangszuständen zu entschuldigen und als sinnstörenden Druckfehler S. 164, Z. 4 (des Textes) v. u. „Aufrufs" zu verbessern in: „Aufruhrs".

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch.

Die deutsche Krisis von 1740—1745. Aufstellung Preußens, Erhaltung Österreichs.

Erstes Buch.

Die deutsche Krisis von 1740—1745. Aufstellung Preußens, Erhaltung Österreichs.

Erstes Kapitel.

Das Ereignis und die Leute von 1740.[1])

Am 20. Oktober 1740 früh in der zweiten Stunde starb in der Favorita, seinem Sommerpalast bei Wien, der römische Kaiser Karl VI. Kaum über die Mitte der Funfzig hinaus,

1) Über Quellen und Hilfsmittel zur Kenntnis der in diesem Kapitel betrachteten Lage Deutschlands im Jahre 1740 vorläufig folgende, zum Teil auch für spätere Abschnitte gültige Bemerkungen: Die periodische, wie die sonstige dem Augenblick dienende politisch-historische Litteratur der Zeit behandelt vorzüglich R. Koser in der Einleitung des von ihm bearbeiteten ersten Bandes der „Preuß. Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II." (Berlin 1877), welcher die 1740—1745 von preußischer Seite ausgehende offizielle und offiziöse Publizistik in kritischer Ausgabe erläutert. Neben der bevorstehenden Fortsetzung dieser Arbeit wäre eine entsprechende von österreichischer Seite auch für die allgemeine deutsche Geschichte höchst erwünscht. Unter den deutschen Monatsschriften sind hervorzuheben: „Neue europ. Fama", Bd. VII ff., und „Genealogisch-histor. Nachrichten", Bd. I ff.; bloß publizistischen Rohstoff bieten: „Europ. Staatskanzlei", Bd. LXXVIII ff. und „Selecta juris publici novissima", Bd. I ff.; ausschließlich für das Interregnum von 1740—1742 „Sammlung einiger Staatsschriften nach Ableben Kaiser Karls VI." (4 Bde., 1741 bis 1743). Aus solchem Material kompiliert sind dann die Versuche zusammenhängender Berichterstattung; in biographischer Form: „Geschichte und Thaten der Königin Maria Theresia" (4 Bde., 1743—1746) und „Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Anderen" (9 Bde., Frankfurt und Leipzig 1746—1770); ebenso schlicht reproduzierend, aber besser angeordnet, unter reichshistor. Gesichtspunkt: „Geschichte des Interregni nach Absterben Kaiser Karls VI." (4 Bde., Frankfurt 1742—1746),

vor acht Tagen zum erstenmal ernstlich erkrankt, gravitätisch und devot — ein echter Sproß vom Stamm Habsburg — aber als der letzte Mann seines Hauses mit Herzeleid fuhr

von J. D. Olenschlager. Auf dieser fußt wieder, jünger und umfassender, J. C. Adelungs „Pragmat. Staatsgeschichte Europas von dem Ableben Kaiser Karls VI. an" (9 Bde., Gotha 1762—1769). Zur Ergänzung dient für die Jahre 1740—1745 desselben Autors Sammlung: „Auserlesene Staatsbriefe hoher Potentaten seit d. J. 1740" (3 Bde., Gotha 1763—1764). — Quellenwert für die Situation von 1740 besitzen auffeiten Österreichs vornehmlich: „Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia", herausgegeben von A. v. Arneth, Archiv für österr. Gesch., Bd. XLVII, und Bartensteins „Traurige Gedanken" u. s. w. bei Arneth, „Joh. Christ. Bartenstein und seine Zeit", ebd. Bd. XLVI; dazu einige Berichte in den „Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich im 18. Jahrhundert", herausgegeben von Arneth, Fontes rer. Austriac., Abtl. II, Bd. XXII, sowie Notizen aus engl. Quelle bei W. Coxe, „History of the house of Austria" (3d Ed., T. II, London 1847, deutsch von Dippold und Wagner, Bd. IV, Leipzig 1817). Darstellendes Hauptwerk, durchweg archivalisch begründet: A. v. Arneth, „Geschichte Maria Theresias" (10 Bde., Wien 1863—1879). — Für Bayern ist zu nennen als urkundlich: K. Th. Heigel, „Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII." (Nördlingen 1877); zu vergleichen F. J. Lipowsky, „Lebens- und Regierungsgeschichte des Kurfürsten Karl Albert" (München 1830). — Für Preußen erzählende Hauptquelle: Friedrichs des Großen „Histoire de mon temps" in der ursprünglichen Redaktion von 1746 herausgegeben von M. Posner, Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven, Bd. IV (Leipzig 1879); sie ist im Folgenden stets gemeint, wo „Hist. de mon temps" schlechthin citiert wird. Die Überarbeitung von 1775 füllt T. II u. III der „Oeuvres de Frédéric le Grand" (30 Bde., Berlin 1846—1856); vgl. dazu Posner, Zur litterarischen Thätigkeit Friedrichs d. Gr. in „Miscellaneen zur Gesch. König Friedrichs d. Gr." (Berlin 1878), ebd. Bibliograph. Verzeichnis der Werke Friedrichs. Zu dem früher in den „Oeuvres" veröffentlichten familiären und litterarischen Briefwechsel nebst den Gedichten und übrigen Schriften des Königs kommt jetzt als historisch wichtigste Publikation die in Fortsetzung begriffene „Polit. Korrespondenz Friedrichs d. Gr." (Berlin 1879 ff.), deren I.—IV. Band die Jahre 1740—1745 umspannt. Von der biographischen Litteratur über Friedrich seien als Hauptwerke genannt: J. D. E. Preuß, „Friedrich d. Gr.", 4 Bde. mit 5 Teilen Urkundenbuch (Berlin 1832—1834), und Th. Carlyle, „History of Friedrich II. of Prussia" (6 Vs., London 1858—1865), deutsch von Neuberg und Alt-

er hinunter in die Grube. Sein Tod gilt auch der Nachwelt für einen Wendepunkt in unserer Geschichte; damals ward er sogleich von Ort zu Ort über Deutschland hin als nationalhistorisches Verhängnis empfunden. An seinem persönlichen Dasein zwar konnte nimmermehr so viel gelegen sein. Niemand bestritt ihm bürgerliche Tugenden; an seinen Herrschergaben zweifelte jedermann seit dem gehäuften Mißgeschick seiner letzten Jahre. Am wenigsten wäre gar seine Haltung im kaiserlichen Regiment besonders in Betracht gekommen, wiewohl er ein gewisses Vergnügen an den verwickelten Rechtshändeln gefunden, die noch den wesentlichsten Rest der Reichsangelegenheiten ausmachten. Denn wie geringhaltig war in der That dieser Rest, wie erstarrt das ganze künstliche Gefüge der Reichsverfassung! Kein Kaiser hätte mehr als solcher durch vorzeitigen Fall eine Lücke darein zu schlagen vermocht. In vergangenen Tagen hatte wohl mit dem jähen Hintritt Heinrichs III. oder des VI. das politische Schicksal der Nation den gewohnten Meister verlieren können; in solchen Pausen stieg mit dem Papsttum Hand in Hand das Fürstentum zur Übermacht auf. Eben hierdurch jedoch war die Kaiserwürde so sehr in Abnahme geraten, daß sie sich am Ende nur behaupten ließ als Nebenbesitz des ohnehin vorwaltenden Fürsten-

haus (6 Bde., Berlin 1858—1869). Für 1740 insbesondere dient noch Preuß, „Friedrichs d. Gr. Jugend und Thronbesteigung“ (Berlin 1840). Von historischen Darstellungen gelten, ihrer archivalischen Grundlage wegen, zugleich als Quellen: L. v. Ranke, „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“, Bd. III—V (Werke XXVII—XXIX, Leipzig 1874), und J. G. Droysen, „Friedrich d. Gr.“, Bd. I—III (Gesch. der preuß. Politik, Tl. V, Bd. I—III, Leipzig 1874—1881). Von den gedruckten diplomatischen Berichten aus Berlin sind für 1740 noch immer am wertvollsten die des dänischen Gesandten Prätorius in Biesters „Neuer Berliner Monatsschrift“, Bd. XII (1804). — Diplomatisches Material von universal-historischem Standpunkt aus gesammelt für 1740—1783 bei F. v. Raumer, „Beiträge zur neueren Geschichte“, Bd. II—V (Leipzig 1836—1839). Aus französischen Archivalien einige Mitteilungen bei F. C. Schlosser, „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, Bd. II, 3. Aufl. (Heidelberg 1843). — Besonderes gelegentlich in den folgenden Anmerkungen.

hauses. Zur Zeit Karls VI. wie seiner nächsten Vorgänger war sie kaum etwas Besseres gewesen als der Schatten, den Österreichs eigene Größe auf das übrige Deutschland warf. Jetzt aber, wo mit dem Ausgang seines letzten Herrn das Haus Österreich selber zusammenzubrechen drohte, fühlte sich das Reich bis in seine Grundfesten erschüttert.

Selbst wenn man die überschwengliche Ehrfurcht hinwegdenkt, welche das 18. Jahrhundert vor durchlauchtigem Geblüt im allgemeinen hegte, blickte der Deutsche von 1740 mit anderen Augen als wir auf die halbtausendjährige Geschichte des glücklichsten unserer Fürstengeschlechter zurück. War dies doch aufgewachsen und verflochten mit allem, was es im damaligen deutschen Staatsleben noch Gemeinsames gab. In jenem großen Interregnum, wo man die Wurzeln des letzteren vornehmlich zu suchen pflegte [1]), war auf den Trümmern unseres alten Kaisertums auch der erste Habsburger zum Thron gelangt und hatte, während er dem Reiche Ordnung wiedergab, den Seinen eine starke, mannigfach gefreite Stellung an der Südostecke deutscher Erde erobert. Wir fragen alsbald, warum nicht von dort aus die Nachkommen, drei Jahrhunderte lang in ununterbrochenem Besitz der Krone, mit ihrer Hausmacht vorgedrungen sind ins Reich, um darin eine verjüngte und doch vaterländisch geartete Königsgewalt zu gründen, die zuletzt die gesamte Nation wieder zu kräftiger Staatseinheit verbunden hätte. Beim Tode Karls VI. aber machte kein Mensch in Deutschland den Enkeln Rudolfs zum Vorwurf, daß sie diese Pflicht versäumt. Im Gegenteil: gerade das, was sich von ihren Bestrebungen und Handlungen in solchem Sinne deuten ließ, war man geneigt zu tadeln oder zu beklagen. Niemand ahnte, daß die in den Marken des Südens vergessene nationale Arbeit fortan von denen des Nordens her nachgeholt werden sollte. Sogar der Held, der eben die Hand erhob, um sie an dies schwerste Werk unserer neueren Geschichte zu

1) Vgl. J. S. Pütters „Vollst. Handbuch der teutschen Reichshistorie", 2. Ausg. (Göttingen 1772), S. 317.

legen, hatte von der künftigen Bedeutung seiner That nicht entfernt einen bestimmten Begriff. Noch viel mehr natürlich lastete auf dem Gemüt der Menge mit dem Gewicht historisch überlieferter Wirklichkeit das Endergebnis der verflossenen Zeiten.

Wohl wußte man, daß, gerade seit das Erzhaus die Kaiserkrone beständig trug, seine politischen Wege trotzdem statt deutscher europäische gewesen; allein längst war ja auch das Reich von ihm in diese Bahn mit fortgerissen worden. Vor hundert Jahren, als es sich noch einmal leidenschaftlich gegen den römisch-spanischen Geist der habsburgischen Familie zur Wehr setzte, hatte es zur eigenen Hilfe die Waffen jedwedes Auslandes bei sich willkommen geheißen. Und hernach — man konnte schwerlich sagen, daß Österreich deutscher geworden wäre; dagegen war Deutschland, obwohl der westfälische Friede seine einzelnen Glieder vom Bande der Kaiserherrschaft fast gelöst hatte, dennoch in seiner Gesamthaltung und -stimmung bei weitem österreichischer geworden. Mit dem vollen Ernste des Hasses war in den Wirren des dreißigjährigen Krieges der Ruf nach Ausrottung der Dynastie von Habsburg laut geworden. Ein Menschenalter später ward jeder Gedanke daran, wo nicht als Frevel verabscheut, so doch als leichtsinnige Thorheit verurteilt. Denn nun sah ja der Blödeste ein, daß, was Österreich verloren, wie in der Welt überhaupt, so leider auch in Deutschland vor allen Frankreich gewonnen habe. Mitten hineingestellt in den unablässigen Streit dieser beiden Mächte um die festländische Herrschaft, der den wahren politischen Inhalt der modernen Geschichte Europas zu bilden schien: wie sollte das Reich, kraftlos wie es an sich in seiner Zersplitterung war, in einer Verfassung, so seltsam unklar und voller Widersprüche, daß man ihre bisherige Erhaltung beinah als Wunder bestaunte [1]) — wie sollte es sich nicht lieber an

1) „Betrachtung über des teutschen Reichsstaats besondere Beschaffenheit u. s. w.“, § 29, vom November 1740. Geschichte des Interregni II, 529; vgl. Sammlung einiger Staatsschriften II, 323.

den halbfremden Stamm Habsburg anlehnen, ehedenn es dem Ehrgeiz und der Arglist der völlig fremden Bourbonen zum Opfer fiel? Gab es eine Minderzahl von Fürsten und Staatsmännern, welche der sogenannten Freiheit zulieb in offener oder versteckter Feindschaft gegen Österreich verharrten, so hatte man sie im Zeitalter Ludwigs XIV. genugsam als Diener und Vorkämpfer Frankreichs kennen gelernt. Redeten andere harmlos von der Hoffnung, das Reich durch bloße Verbesserung seiner Konstitution oder gar lediglich durch Bekehrung seiner Stände zur Eintracht, Frankreich zutrotz, auch ohne Rücksicht auf Österreich in sich selbst erstarken zu sehen: vor der Erfahrung der Geschichte ward dieser gutmütige Wahn zuschanden. Deshalb graute dem verständigen Patrioten längst vor dem Augenblick, wo Habsburg aussterben, Österreich zerfallen und Deutschland in eine Zerrüttung gestürzt werden könnte ähnlich der, in welcher einst Habsburg erschienen war, um Österreich zu stiften und Deutschland zu retten. Doch hatte sich zur Besorgnis freilich auch die Vorsicht gesellt.

Sein halbes Leben über war Karl VI. selbst bemüht gewesen, dem Moment seines Todes die gemeingefährliche Spitze abzubrechen. Erlag der Name Habsburg im Mannsstamme der Naturgewalt, so sollte die Staatskunst seine historische Bedeutung in weiblicher Linie fortpflanzen. Die berühmte pragmatische Sanktion vom 19. April 1713, das Hausgesetz, wodurch der Kaiser die Thronfolge in der unteilbaren Gesamtheit der habsburgischen Erblande in Ermangelung männlicher Sprößlinge zunächst seiner eigenen erstgeborenen Tochter zuerkannte, war durch Beitritt und Unterordnung der Stände aller dieser Lande, deren geschichtlich eingewohntem Bedürfnis sie größtenteils entsprach, zum Staatsgrundgesetz der österreichischen Monarchie erhoben worden. Und wie die öffentliche Meinung des Zeitalters den Bestand dieser Monarchie zugleich als unentbehrlich ansah für die Sicherheit Deutschlands und die richtige Gestaltung Europas, so forderte und erhielt in ihrem Sinne Karl auch vom Reiche durch Beschluß und von den Außenmächten durch Vertrag Gewährleistung für die Ausführung

seiner Sanktion. Sollte man sich nicht jetzt durch diese Summe staats- und völkerrechtlicher Bürgschaften beruhigt fühlen, dergleichen noch niemals so umfassend und bündig zu ähnlichem Zweck erworben war? Mußte nicht vollends alle Besorgnis schwinden, da zuguterletzt selbst Frankreich zum aktiven Schutz jener österreichischen Erbordnung wider jeden Eingriff sich feierlich verpflichtet hatte; bewogen, wie der Wortlaut des Traktats versicherte, nicht allein durch die Gegeneinräumungen des Kaisers, sondern auch durch den eigenen Wunsch, Weltfrieden und Gleichgewicht in Europa aufrechtzuerhalten? Der Wiener Hof wenigstens schien sich auf die Treue dieser französischen Zusage fest zu verlassen. Man erblickte ihn seitdem, als wäre der alte politische Traum katholischer Phantasie endlich verwirklicht, mit dem von Versailles in herzlichem Einvernehmen.

Allein die verworrene Geschichte der jüngsten Jahrzehnte hatte daneben auch ganz andere Eindrücke hinterlassen. Behender waren nie zuvor Bündnisse geschlossen und zerrissen, Verträge beschworen und gebrochen worden. Was war wohl echter an dem siebenundachtzigjährigen Lenker Frankreichs, der den Hauptgewinn aus diesem Ränkespiel davongetragen: die milde Weisheit, welche die Zeitungsschreiber an Fleury rühmten, oder die feine Schlauheit, die aus seinen Erfolgen sprach? Besagte die wohlwollende Miene, die er nun gegen Österreich angenommen, im Grunde mehr, als was Pariser Scherz das Dienstagsgesicht des Kardinals zu nennen pflegte [1]), weil er an diesem Tage regelmäßig die fremden Gesandten empfing? Lag in der Abtretung Lothringens, mit der er sich die Garantie der pragmatischen Sanktion hatte bezahlen lassen, eine Sicherung oder eher eine Warnung für die bevorstehende Krisis des Reichs? Und klang nicht endlich jene Phrase von der Balance Europas, die ja gegen Frankreich vorzüglich in Umlauf gebracht worden, in Frankreichs eigenem Munde fast wie Hohn? Eben

1) Ausspruch der Königin von Frankreich von Anfang Februar 1742 gegen den hannöverischen Gesandten F. K. v. Hardenberg, in dessen „Relation de quelques particularités sur l'état de France“ vom 10. Februar 1743 (Hann. Archiv).

jetzt ward ein Räsonnement über den gegenwärtigen Zustand dieser Balance als Flugblatt in Deutschland verbreitet [1]). Geschrieben kurz vor dem noch unvermuteten Tode des Kaisers, wies es doch bestimmt darauf hin, daß Frankreich, in engem Bunde mit den abhängigen Bourbonen von Spanien und Neapel übermächtiger als je, schon seit einiger Zeit seine vornehmste Absicht auf den österreichischen Erbfall gerichtet habe, um ihn, vielleicht nicht direkt wie einst den spanischen, jedenfalls aber mittelbar für sich auszubeuten. Die von Frankreich übernommene Gewähr beschwichtigte solchen Argwohn des Verfassers durchaus nicht. Dies ganze Institut der Garantie, das politische Universalmittel Karls VI., enthüllt er vielmehr als eine besonders bequeme Handhabe für den Bürgen, sich im eigenen Interesse je nach den Umständen mit fremden Händeln zu befassen. Und der Mann, der so mit dürren Worten dem Zeitalter die internationale Redlichkeit absprach, war Johann Jakob Schmauß, Professor des Natur- und Völkerrechts an der jungen, speziell zur Pflege juristischer und historischer Studien errichteten Göttinger Hochschule. Selbst dem Theoretiker hatte langjährige Beschäftigung mit der Geschichte des europäischen Gleichgewichts und seiner mühsam aufgeführten Stützen keine bessere Überzeugung von der öffentlichen Moral des Jahrhunderts beigebracht.

Kläglich genug blieb inzwischen der Trost, den dieselbe Mechanik der politischen Balance auf der anderen Seite darbot, daß der Stoß unausbleiblich den Gegenstoß hervorrufen werde. Wagte das Haus Bourbon treulos die Erbfolge der Kaisertochter anzufechten und die Fortdauer Österreichs eigennützig zu gefährden, so mußten seinem Gelüst schon aus dem gleichen Egoismus andere Mächte des Erdteils sich entgegenstemmen. Vor allen England war dazu aufgefordert, selbst abgesehen von der Tradition aus den Tagen Wilhelms III. Denn seit Jahresfrist

1) Geschichte des Interregni II, 5 ff. J. J. Schmauß, „Einleitung zu der Staatswissenschaft" I (Leipzig 1741), Anhang. Was Droysen, Friedrich d. Gr. I, 131, Anm. 2 citiert, stammt daher.

in Seekrieg mit Spanien verwickelt, sah es soeben auch französische Geschwader, zu feindlicher Einmischung bereit, in Westindien anlangen. Aber so streng ihm dadurch geboten ward, jede Steigerung der Macht Frankreichs auch auf dem Festlande zu verhindern: der kontinentale Kampf an sich mußte, weil er diese Macht für den Augenblick vom Ozean ablenkte, der britischen Politik vielmehr zugute kommen. Um so näher also lag die Gefahr eines allgemeinen Krieges, wie ihn das Geschlecht der Väter und Großväter so oft gegen Ludwig XIV. geführt; eines Krieges, dessen Meer und Land umfassender Horizont neben der glücklichen auch auf die unglückliche Entscheidung der Sache Österreichs und Deutschlands desto breitere Aussicht eröffnete.

Die Sache Österreichs und Deutschlands — hielt man sie wirklich jetzt, wo mit der Existenz des einen wahrscheinlich die ganze Zukunft des anderen auf dem Spiele stand, mit Recht vollkommen für ein und dieselbe: sollten da nicht endlich einmal ohne Ausnahme wenigstens die Stände des Reichs sich um den Thron der Erbin von Habsburg scharen? Von allen Wahrnehmungen des Moments die peinlichste war, daß auf solch einmütiges Verhalten unserer Fürsten trotz alledem in Deutschland selbst auch der Hoffnungsvollste nicht zu rechnen wagte. Vor neun Jahren, auf der Höhe seines Glücks, hatte Karl VI., kurz nachdem er für sein Successionsgesetz die Garantie Englands erwirkt, mit dem gleichen Ansuchen sich an das Reich gewandt. Mit warmem Eifer hatte zu Regensburg die große Mehrheit dem kaiserlichen Antrage willfahrt. Noch erinnerten daran die goldenen Gnadenketten und Denkmünzen, womit Karl hernach — ein Beispiel ohne Beispiel, wie es das entzückte städtische Kollegium nannte — die an dem erwünschten Resultat beteiligten Personen, vom kurfürstlichen Gesandten bis zum schlichten Kanzlisten herab, beschenkt hatte [1]). Aber auch das war noch unvergessen, daß sich Sachsen und besonders heftig Bayern, dem die Pfalz verwandtschaftlich zur Seite stand,

1) „Pragmat. Archiv" 1741, St. VI, S. 302 ff.

dem Beschluß der Majorität widersetzt, ja dessen Gültigkeit hinterdrein durch ausdrückliche Verwahrung zu erschüttern unternommen. Die patriotischen Beweggründe, welche sie dabei vorwandten, hatten niemand über die wahren Antriebe dynastischer Selbstsucht zu täuschen vermocht. Waren doch die beiden Töchter Kaiser Josephs, deren im älteren Hausvertrage von 1703 begründeten Erbvorzug Karl VI. durch seine pragmatische Sanktion zugunsten der eigenen Tochter umgestoßen, an die Kurprinzen von Sachsen und Bayern vermählt worden. So förmlich diese vorher auf jenes ehemalige Vorrecht ihrer Gattinnen verzichtet: nun glaubte man mit Händen zu greifen, daß sie ungeachtet ihres Eides die böse Begierde nach einem Stück österreichischer Erbschaft im Herzen weiter nährten. Sachsens Umstimmung hatte der Kaiser später mit schweren Opfern erkauft, indem er Friedrich August II. nach des Vaters Tode zur ersehnten Nachfolge auf dem polnischen Throne verhalf. Desto auffälliger verharrte während des Kampfes, der darüber mit Frankreich entbrannte, Karl Albert von Bayern nebst den anderen Wittelsbachern von Köln und Pfalz, wiederum dem gesamten übrigen Reich entgegen, in einer nahezu verräterischen Neutralität. Nachher waren freilich einige Zeichen gegenseitiger Annäherung der Höfe von München und Wien bemerkt worden; bayerische Hilfstruppen wurden im Türkenkrieg an Österreich überlassen. Das aber entsprach ja lediglich der jüngsten freundlichen Wendung der Beziehungen Frankreichs zum Kaiser. Nichtsdestoweniger also verbreitete und befestigte sich die Vorstellung, als sei und bleibe Bayern zum Einspruch wider die Durchführung der pragmatischen Sanktion entschlossen. Von den vermeintlichen oder wirklichen Rechten, die es etwa für sich geltend machen würde, verlautete noch nirgend klare Kunde. Wie sie aber auch beschaffen sein mochten, welch herrliche Gelegenheit jedenfalls für die französische Politik, ihre Hebel gegen Österreich abermals, wie im spanischen Erbfolgekrieg, tief im Inneren Deutschlands anzusetzen!

Und mußte nicht der erste Funke des Streits alsbald im Reiche weiter zünden? Bisher hatte noch allezeit die Prätension des einen Standes Neid und Eifersucht der anderen, zum min-

besten der Nachbarn, wachgerufen. Von den ansehnlichen deutschen Fürstenhäusern zumal stand keines hinter seinesgleichen an Ehrgeiz zurück. Die Menge der kleineren und kleinsten aber besaß bei gutem Willen nicht die Fähigkeit, für Erhaltung des öffentlichen Friedens selbständig einzutreten. Wäre da wenigstens ein anerkanntes Oberhaupt vorhanden gewesen, um die Hilfsmittel der gemeinsamen Verfassung unverzüglich gegen den Ruhestörer aufzubieten! Allein Karl VI. hatte versäumt, noch bei Lebzeiten, wie man allgemein erwartete, sich den Gemahl seiner Erbtochter als römischen König zum Nachfolger setzen zu lassen. So verlor der junge Wiener Hof sehr zur Unzeit den immer noch nützlichen Schirm kaiserlicher Autorität, während er den Umtrieben seiner Widersacher mit der bevorstehenden Neuwahl einen weiteren Tummelplatz angewiesen sah. Das ohnehin so langsam bewegliche Reich aber ward in seinen Gesamtfunktionen auf die Dauer des Interregnums mit fast vollständiger Lähmung geschlagen.

Kurzum, ein Blick auf die Lage der Dinge in Deutschland selber erhöhte nur die Furcht vor der obschwebenden geschichtlichen Entscheidung. In der Natur, sagt man, entstehe der Sturm zumeist nicht dort, woher, sondern da, wohin er wehe. So war auch hier gerade die plötzliche Auflockerung der politischen Verhältnisse auf dem Boden des Reiches dazu angethan, von fernher den europäischen Sturm hereinzuziehen, der vielleicht die alte Ordnung und mit ihr den letzten schwachen Halt nationaler Unabhängigkeit völlig über den Haufen warf. Wir freuen uns heute beschaulich seiner Wirkung. Von den überlieferten Zuständen hat er so viel, als vorderhand für deutsches Fortleben noch Bedürfnis blieb, zwar gebogen, aber nicht gebrochen und doch zugleich in ihr Gewirr die Bahn hineingefegt für eine künftige bessere Neubildung. Dem Reichsangehörigen von 1740 aber erschien der möglichen Vernichtung gegenüber die bloße Erhaltung des Bestehenden als höchst erwünschtes Ziel. Hierfür jedoch kam es in erster Linie darauf an, ob Österreich die Kraft in sich fände, unter allen Umständen das eigene Dasein zu behaupten.

Österreich, sagen wir und denken dabei an ein historisch-politisches Gebilde, dessen eigentümliche Gesamtnatur eben seit jenen Tagen ihm selber und der Außenwelt allmählich zum Bewußtsein gekommen, dem man daher nachträglich gern ein notwendiges, über dynastischen Abwandel erhabenes Dasein beimißt. Solch ein Österreich indes war den Menschen von 1740 dem Begriff wie dem Namen nach fremd. Sie nannten und kannten einzig die Erblande des Erzhauses, jenen persönlichen Verband zahlreicher, bunt verschiedener, je für sich selbständiger Herrschaften, den in die solide Einheit eines wirklichen Staates umzuschmelzen auch Karl VI. niemals den Versuch gemacht. Vielmehr rühmte man noch jetzt nach seinem Tode als einen Vorzug seiner pragmatischen Sanktion, daß durch sie die natürliche Grundverfassung jedes einzelnen dieser Erblande keineswegs verändert sei [1]). Ein Vorzug allerdings in den Augen des landständischen Partikularismus; für Thron und Monarchie nun in der Gefahr desto gewisser ein offener Schade. Vielleicht hätten ihm jetzt wie ehedem materielle Machtmittel abhelfen mögen. Demgemäß hatte Prinz Eugen als beste Vorkehr dringend empfohlen, Finanzen und Armee, in denen sich ohnehin die werdende Staatseinheit schon am deutlichsten ankündigte, in tüchtigen Stand zu setzen [2]). Der Kaiser jedoch war unbelehrt einzig den abschüssigen Pfad der Diplomatie gewandelt. Von der Sucht nach jenen Garantieverträgen ließ er sich in unvorteilhafte Bündnisse verstricken, die ihn rasch in unglückliche Kriege stürzten. So mußte er zuletzt nicht bloß ausgedehnte und wichtige Provinzen an Bourbonen und Osmanen abtreten; weit schlimmer: er zerrüttete Schatz und Heer, untergrub das Ansehen Österreichs in der Welt, Mut und Ehrgefühl im Herzen seiner Völker, selbst im eigenen Zuversicht und Lebenskraft. Er gemahnt an jene Herrscher des Altertums, die im Wahne,

1) Ebd. St. I, S. 29.

2) P. A. Capellos Bericht vom Jahre 1744, bei Arneth, Relationen d. B. Venedigs, S. 225; Friedrich d. Gr. spielt erst in der Red. der Hist. d. m. temps von 1775 darauf an, Oeuvr. II, 4.

den drohenden Spruch des Orakels Lügen zu strafen, ihn mit täppischer Hand in ungeahnter Schnelligkeit ausführen halfen.

Jetzt hinterließ er, mit seinen eigenen glänzenden Tagen verglichen, ein nach außen geschmälertes und geschwächtes Gebiet, im Inneren, wohin man schaute, argen Verfall. An Gelde waren in den Kassen nur etliche tausend Gulden vorhanden; hoffnungslos lag der Kredit des Staates am Boden. Den Truppen, die, kaum über die Hälfte vollzählig, weit durch die Lande zerstreut standen, gebrach es nach so viel traurigen Feldzügen ebenso an Tapferkeit wie an Ausrüstung. Von den Führern büßten drei, die Grafen Seckendorff, Neipperg und Wallis, das Mißgeschick des Türkenkrieges in Festungshaft; noch wußte man von keinem Nachwuchs an strategischen Talenten. Jenseits der Leitha schlich auf den Spuren des Krieges die Pest umher; hie und da diesseits klagte man über Teuerung; alle Landschaften ohne Ausnahme fühlten sich überbürdet und erschöpft. Die Ungarn verlangten neue politische Zugeständnisse; in den deutschen und böhmischen Provinzen war die Stimmung beim Adel wie beim Volk halb teilnahmlos, halb unzufrieden. In Steiermark und im Erzherzogtum, vor allem in der Umgegend der Hauptstadt selbst machte sich der Landmann in Rotten auf, an Wild und Wald für die maßlose Jagdlust des Kaisers Rache zu üben. Und plötzlich flog durch die Menge das Gerücht, als sei es mit dem Regiment überhaupt vorbei, bis der Kurfürst von Bayern hereinkäme, den Thron in Besitz zu nehmen. In die höchsten Kreise hinauf gab es Leute, die an dessen Recht glaubten, bevor sie noch von seiner Sache nähere Kenntnis hatten. Selbst die Minister, leider siebzigjährige Greise, verloren für den Augenblick, was sie noch an Kopf besaßen. Sie sahen im Geiste schon Ungarn von den Türken überschwemmt, die Magyaren in Aufruhr, Böhmen von den Sachsen überzogen, die Bayern vor den Thoren Wiens, über und hinter ihnen allen als Leiter und Treiber Frankreich. Der Hofkanzler Graf Sinzendorff seufzte nach dem Schatten Eugens [1]). Auch bei den Gegnern draußen kam die Meinung

1) Raumer, Beiträge II, 64.

auf, daß Österreichs Größe das vergängliche historische Tagewerk des Prinzen von Savoyen gewesen sei [1]). Nun über Belgrad wiederum der Halbmond prangte, schien mit des Kaisers Ritter auch der Retter der Kaisertochter verschwunden.

Selbst ist der Mann, sagt unser Sprichwort und deutet stillschweigend an, daß unser Volk der Heldinnen nicht begehrt. Hier aber ward, wie nie vordem in unserer Geschichte an so hoher und entscheidender Stelle, ein Weib zum Selbsthandeln aufgefordert. Je mehr der nationalen Gewohnheit zuwider, desto schwieriger war die Aufgabe, desto schwächer rings der Glaube an ihre Lösung. Es kam hinzu, daß Karl VI. nichts gethan, die Erbin von Habsburg auf ihre folgenreiche Wirksamkeit persönlich vorzubereiten. Für die übliche Laufbahn einer Prinzessin mochten Unterricht und Erziehung genügen, wie sie Erzherzogin Therese genoß. Sprachen, Musik und Tanz erlernte sie sogar bis zu einer gewissen Vollkommenheit; auf der Liebhaberbühne des Hofes entzückte sie alle Welt durch Gesang und Spiel. Wenn nicht als Jägerin, befriedigte sie doch im Scheibenschießen den Kennerblick der Eltern. Inbezug auf die Staatsgeschäfte aber ließ sie der Vater geflissentlich in Unkenntnis. Nicht aus eifersüchtiger Abneigung gegen die Nachfolgerin; eher umgekehrt, weil er die Hoffnung nie ganz fahren ließ, es werde zu ihrer Thronbesteigung überhaupt nicht kommen. Noch in seinen letzten Jahren erweckte die zunehmende Kränklichkeit seiner Gemahlin Elisabeth von Braunschweig, die ihn dann doch um zehn Jahr überlebt hat, in Karl die trügerische Aussicht auf eine zweite Ehe und somit auf die mögliche Erscheinung des schmerzlich vermißten Sohnes. Eben hierin witterte man zugleich den Grund, weshalb zur Königswahl des kaiserlichen Eidams keine Anstalt getroffen würde [2]). Erzherzogin Therese nun empfand schon damals bitter die politische Unmündigkeit, in der sie der Vater befangen hielt. Das Bewußtsein ihrer Bestimmung hatte sie früh mit dem Herrscher-

1) Hist. d. m. temps, p. 162.

2) N. Erizzos Relation bei Arneth a. a. O., S. 154.

stolz ihres Hauses erfüllt; man meinte, sie sähe den Kaiser nur als den Verwalter ihres dereinstigen Besitzes an. Mit Betrübnis gewahrte sie dann dessen wachsenden Ruin; aber sie erfuhr nur wie der einfache Unterthan, was ins Publikum drang: das Unglück und die Klage darüber. Nach den Ursachen zu forschen hinderte sie kindliche Scheu; um keinen Preis wollte sie regiersüchtig erscheinen [1]). Welche Verlegenheit dann für die dreiundzwanzigjährige Fürstin, als sie sich plötzlich an die Spitze unbekannter Geschäfte gestellt sah! Und dennoch war es, tiefer betrachtet, ihr Glück, daß sie niemals eingeweiht gewesen in den Geist des väterlichen Regiments: jener dreißig Jahre der Langsamkeit, Unentschlossenheit und gegenseitiger Vorwürfe, wie es selbst ein persönlicher Günstling des Kaisers charakterisiert hat [2]). Jung und unerfahren, aber auch unverbildet und frisch trat sie ein in die Geschichte. Denn völlig frei hatten sich, dank der häuslichen Weisheit des Vaters, die rein menschlichen Seiten ihres Wesens entfalten dürfen.

Anfangs sprang auch an ihr die Habsburger Erbnatur sichtlich hervor: blaß und zart, zeigte sie gemessene, meist ernste Haltung. Allmählich aber war sie mehr nach der einst gepriesenen welfischen Mutter hinübergeartet. Wie sie zunahm an Gestalt und Farbe, ward ihre Würde durch Anmut überwogen; Strahlen von Temperament und Geist erfreuten ihre Umgebung. Am meisten trug natürlich zu dieser Entwickelung glückliche Liebe bei. Wieviel hochpolitische Pläne und Anträge auftauchten, Karl VI. nahm den Schwiegersohn nach persönlicher Wahl. Der junge Franz Stephan von Lothringen hatte, hübsch und gutherzig wie er war, während er am Wiener Hof heranwuchs, die Neigung der Eltern und der Tochter zugleich gewonnen. Daneben empfahl ihn doch auch politisch gerade seine unscheinbare Hausmacht. Weder als Herzog an der

1) Denkschriften Maria Theresias, S. 328.

2) Sylva-Tarouca an Harrach, 14. Dezember 1740, bei Th. G. v. Karajan, „Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca" (Wien [Alman. der Akad.] 1859), S. 16, Anm. 1.

Mosel, noch auch nachdem er, um Österreich den Frieden mit Frankreich zu erkaufen, sein Stammland mit dem fremden Toskana hatte vertauschen müssen, konnte er den Neidern Habsburgs ernste Bedenken erregen. Bald genug zeigte sich, daß auch seine individuelle Bedeutung dem wankenden Fürstenhause, in das ihn seine Heirat einführte, eine praktische Stütze direkt nicht gewähren würde. Geistig nicht unbegabt, neben entschieden ökonomischer Anlage selbst in Staatsdingen vernünftigen Urteils fähig, ermangelte er der ausdauernden Energie des Willens; Arbeit war seine Sache nicht. Sein Ehrgeiz ward durch Bequemlichkeit so gründlich gedämpft, daß er zuletzt nur noch als Selbstironie matt aus der beflissenen Bescheidenheit hervorschimmerte, mit welcher der Gemahl im Wesen wie im Schein hinter der geborenen und anerkannten Herrin zurückstand [1]). Das aber entsprach in der Hauptsache durchaus deren eigener Absicht. Keine Ehre zwar, von der sie ihm nicht gern die Hälfte gegönnt; allein auch keine Handlung, daran sie ihm mehr als einen Ehrenanteil zugebilligt hätte. Hinterdrein erst, mit dem umflorten Blick der Witwe, hat sie staatsmännisches Talent an ihm zu entdecken vermeint [2]). Dagegen legte das stille Glück, das Franz ihr durch heitere Liebenswürdigkeit daheim bereitete, von Anfang an den festen Grund für ihren weiblichen Heroismus. In dieser Ehe, aus der sechzehn Kinder entsprossen, bewahrte sie Gesundheit und Fülle des Gemüts. Die gesegnete Frau und Mutter hat immerdar die geplagte Königin aufrecht erhalten. Und dennoch vernahm man selbst über diese Verbindung zunächst fast eitel Klagen im Volk. Der Lothringer, schon als Fremdling von französischen Manieren scheel angesehen, mußte das ruhmlose Kommando, das er dem Namen nach im Türkenkrieg innegehabt, durch Tadel und Verleumdung übel entgelten. Unerträglich vollends erschien, daß auch Erzherzogin Therese dreimal nur Töchter zur Welt brachte: ohne Zweifel ebenso viel Nägel zum Sarge des enttäuschten

1) Vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 145 ff.
2) Ebd. VII, 158.

Kaisers. Gewiß hätte die Geburt eines männlichen Enkels den Erbgang ungemein erleichtert; aber Karl VI. dauerte die paar Monate bis an das tröstliche Ereignis nicht aus. Krank vor Erschütterung blieb die Tochter seiner Scheidestunde fern; sein Tod erst stellte sie gewaltsam her. Als Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich, trat sie entschlossen die Regierung an.

Das Wort der pragmatischen Sanktion war Fleisch geworden. Von ihrem Erbrecht felsenfest durchdrungen, erblickte die neue Königin in dessen unbedingter Behauptung den Zweck ihres Daseins, den Kern ihrer Pflicht. Sogleich nahm sie sich vor, von allen Nebenabsichten, von Eitelkeit, Ehrsucht und anderen störenden Affekten in häufiger Selbstprüfung sich zu reinigen. Zur äußeren Kritik ihres Betragens bestellte sie nicht lange danach einen ergebenen Freund, den Grafen Emanuel von Sylva-Tarouca, dem sie allezeit Dank gewußt hat, daß er mit furchtloser Treue dem mißlichen Befehle nachkam, ihr streng wie einer Privatperson die Wahrheit über ihre Fehler zu sagen [1]). Gewaltigeren Beistandes war sie durch ihre lebendige Frömmigkeit gewiß. Hatte Gott sie ohne ihr Zuthun noch Verlangen zum Herrscheramt erlesen, so vertraute sie, daß er sie auch seines Auftrags würdig machen müsse. Diese Zuversicht indes, die doch einzig auf der Überzeugung beruhte, daß sie nicht sich selber, sondern dem öffentlichen Wesen zugehöre, bestärkte sie erst recht in dem Eifer der eigenen Arbeit für den Staat. Nur daß sich leider hier im Getriebe der täglichen Realität die eigentlichen Schwierigkeiten allererst auftürmten. Begierig zu lernen, verbarg sie nirgend ihre Unwissenheit; doch bald genug durchschaute sie, daß bei den Ministern, wie sehr die alten Herren in der Konferenz die junge Dame ihre Überlegenheit fühlen ließen, der gute Rat, dessen sie bedurfte, nicht zu holen sei. Dem namhaftesten unter ihnen, jenem Sinzendorff, dem bisherigen Leiter der auswärtigen Geschäfte, mußte

1) Vgl. außer Karajan a. a. O. besonders Denkschriften Maria Theresias, S. 307.

sie schon seines Charakters wegen, habgierig und genußsüchtig wie er war, ein lauteres Zutrauen stets versagen. Der Finanzminister Starhemberg, ein gerader Deutscher, persönlich ehrwürdig, konnte sich hingegen mit dem Hofkanzler an umfassender Einsicht nicht messen. Noch weniger bedeuteten die Harrachs und Königsegg; und alle zeigten sich fast gleichermaßen überlebt: verzagt, langsam, an Erfindung bar, dabei nicht einmal einig unter einander. Der Kanzler der böhmischen Krone, Graf Philipp Kinsky, der bei seinen jüngeren Jahren im Gegenteil nur zu viel Eifer und Leidenschaft besaß, erhöhte wieder dadurch sowie durch die Einseitigkeit seiner provinzialen Gesichtspunkte die Verwirrung und Unlust [1]. Ein einziger Mann erwies sich brauchbar, und zwar eben der, dem die junge Königin mit dem größten Mißtrauen entgegenkam.

Johann Christoph Bartenstein, der Sohn eines Straßburger Professors, hatte sich als Konvertit am Wiener Hof heraufgedient. Als geheimer Staatssekretär der beständige Vermittler zwischen dem Kaiser und seinen Ministern, ward er der einflußreichste Beamte Karls VI.; in ihm vermutete jedermann die Seele jener Politik, die mit so unwillkommenen Ergebnissen abgeschlossen. Kein Wunder, daß ihn Maria Theresia kalt empfing, als er nach ihrer Thronbesteigung im Bewußtsein seiner Unbeliebtheit um Entlassung bat [2]. Jetzt sei nicht der Augenblick, davonzugehen, herrschte sie ihn an: er solle sich bemühen, so viel Gutes zu thun, als er vermöge; Böses zu verüben werde sie ihn schon zu verhindern wissen. Seiner Herkunft gemäß war er pedantisch, weitschweifig, ohne Schliff, aber unvergleichlich an Arbeitskraft und Kunde der Geschäfte; ein Funfziger, gereift und doch noch rüstig. Selbstgefällig und rücksichtslos als Emporkömmling, ward er ebenso lebhaft gehaßt wie umworben; allein er glaubte der Sache zu dienen, auch wo er in der Form zurückstieß. Den fremden Gesandten war er unbequem; in die Wiener Staatsschriften brachte er

1) Ebd. S. 285. 290 f.

2) Arneth, Bartenstein und seine Zeit, S. 33.

einen anderen Ton: statt des feierlichen Hochmuts eine dreiste, oft maßlos heftige Rhetorik [1]). Der neuen Herrin aber nahte er sich, wie ihrem Vater, mit Bescheidenheit; er war der einzige, der sie über die öffentlichen Dinge zu belehren verstand, ohne sie durch die Miene höherer Weisheit zu kränken. Eben das war sein Ziel, ihr Selbstvertrauen einzuflößen; wie manche Beschämung hat er ihr durch schriftliche Vorbereitung auf das Conseil erspart [2])! Sein politisches System war nicht frei von schweren Irrtümern; seit 1735 wenigstens ging er in seinem Groll gegen die Seemächte, in seiner sanguinischen Hinneigung zu Frankreich bedenklich weit. Aber es war doch ein System, ein Stab, auf den gelehnt Maria Theresia ruhig auf eigenen Füßen stehen konnte. Denn freilich nur zur Stütze hat sie Bartenstein erkoren, nicht — wie seinen größeren Nachfolger — zur Leitung. Als dem zuverlässigen Gefährten ihrer schwersten Stunden jedoch bewahrte sie ihm stets das wärmste Andenken: ihm allein sei man die Erhaltung der Monarchie schuldig, ohne ihn wäre alles zugrunde gegangen!

In der ersten Zeit aber gelang es auch ihm nicht, Einigkeit und Thätigkeit in das Ministerium zu bringen. So geschah denn äußerst wenig. Man gab dem Ausland artige Worte, begnadigte zuhause die bescholtenen Generale, ließ den Bauern zuliebe selber das Wild abschießen, strich ein paar Schmarotzern und Betrügern Pension und Profit, erwarb aber dadurch noch nicht die Möglichkeit, die Rekruten, mit denen man fleißig auf dem Papier exerzierte, wirklich aufzustellen und auszurüsten. Das Wichtigste, was Bartenstein in der Konferenz mit Anstrengung durchsetzte, war die bei der Huldigung der Stände von Österreich verkündete Ernennung des Großherzogs von Toskana zum Mitregenten seiner Gemahlin. Maria Theresia gewann so im Staatsrat eine vertraute Stimme; vor allen Dingen aber gedachte sie, dem geliebten Manne den Weg zum

1) Vgl. Koser, Preuß. Staatsschriften I, 515 ff.

2) Robinson, bei Grünhagen, „Geschichte des ersten schles. Krieges" I, 75.

Kaiserthrone zu ebnen. Zu demselben Zweck übertrug sie ihm gleichzeitig, weil sie als Frau diese Würde nicht bekleiden konnte, die Verwaltung der böhmischen Kur. Wohl waren das kecke Schritte, zumal der letztere. Ließ sich die Mitregentschaft allenfalls mit der pragmatischen Sanktion in Einklang bringen, indem man diese in bündiger Klausel unbedingt bekräftigte, so betrat man mit der eigenmächtigen Entscheidung der höchst zweifelhaften Frage nach der Ausübung der böhmischen Kur anscheinend unbefangen das unsichere Dickicht reichsrechtlicher Schwierigkeiten. Allein welches Mittel sollte nicht genehm sein, wo es galt, das schlimmste politische Versäumnis Karls VI. gutzumachen? Im Volke zwar begegnete man schon damals der Ansicht, daß die Erblande sich unter einem Herrn, der mit dem Kaisertume nichts zu thun habe, am allerbesten befinden würden [1]). Wie aber hätte das junge Haus Österreich, wenn es wirklich das alte fortsetzen wollte, von der Gewohnheit der Jahrhunderte lassen und auf den Wiedererwerb der deutschen Krone verzichten dürfen? War man nicht überdies dem Reiche ganz ebenso wie sich selbst die Bewahrung des historisch geheiligten Verhältnisses schuldig? Auch jetzt bestand daher, wie in früheren Interregnen, der Reichshofrat ruhig fort; ja er ließ Erkenntnisse mit der nachgestochenen Unterschrift des verstorbenen Kaisers ergehen, ohne daß in Wien jemand Anstoß daran genommen hätte [2]). Schien doch überhaupt kein Anlaß mehr zu ernstlicher Befürchtung, seitdem man die erste Anfechtung vonseiten des vornehmsten Gegners mit leichter Mühe zurückgewiesen.

Das Erwartete geschah. Nach dem Tode des Kaisers erhob der bayerische Gesandte, Graf Perusa, bei den Ministern wie bei den übrigen Botschaftern zu Wien im Namen seines

1) Konzept zu einem hannöverischen Gesandtschaftsbericht (Lenthes) vom August 1741 (Hann. Archiv).

2) Droysen a. a. O. I, 168. In Hannover hat sich Sachsen darüber schon November 1740 beschwert und die Antwort des Reichshofratspräsidenten Wurmbrand an Lenthe (Bericht vom 30. November) lautet harmloser als die bei Droysen ebd., Anm. 1, citierte (Hann. Archiv).

Herrn Einrede wider die Erbfolge Maria Theresias. Die pragmatische Sanktion ließ Karl Albert dabei scheinbar völlig aus dem Spiel. Er gab zu, daß durch diese Successionsordnung unter den Habsburger Damen das Recht seiner Gemahlin in den Hintergrund gedrängt worden sei; nimmermehr aber sein eigenes, altangestammtes, für das er nun eintrat: keine einseitige Verfügung des letzten Erblassers könne dem das Geringste abbrechen. Im Verlaufe des Streites ist er auch wohl mit Argumenten aus der Geschichte des Mittelalters hervorgekommen, woran es dem Hause Wittelsbach nicht fehlen konnte [1]; doch war das nur ein Notbehelf. Die wahre Herleitung seines Anspruchs knüpfte an die Epoche der Reformation an, wo das moderne Bayern in der wichtigsten Frage der nationalen Zukunft ein- für allemal so verhängnisvoll die katholische Partei des Kaiserhauses ergriffen hatte. Eben dieser Beziehung gab ein bayerisch-österreichischer Ehebund Ausdruck, wie er schon früher geplant, 1546 sodann angesichts des schmalkaldischen Krieges zustande gekommen war zwischen Herzog Albrecht V. und Anna, der älteren Tochter Ferdinands I., der als Stifter der deutschen Linie von Österreich dem letzteren durch die Kronen von Ungarn und Böhmen erst seine eigentümlichste Ausbildung verliehen hatte. Auf die Nachfolge in allen diesen Gebieten nun verzichtete Anna für sich und ihre Erben laut den Abmachungen von 1546 nur so lange, als männliche Descendenz ihres Vaterhauses vorhanden wäre; und Karl Albert wußte nicht anders, als daß dem entsprechend Ferdinand selbst in einer letztwilligen Bestimmung vom Jahre 1547 für den Fall des Aussterbens der Männer vom Stamme Habsburg die eigene Tochter oder deren Nachkommen ausdrücklich zu Erben seiner Reiche substituiert habe. In den Verhandlungen, die darüber, wie man nun öffentlich erfuhr, schon

1) Vgl. „Gründliche Ausführung der dem Kurhause Bayern zustehenden Erbfolgs- und sonstigen Rechtsansprüche" (Sammlung einiger Staatsschriften II, 635 ff.). — Angriffe auf das österreichische Privilegium majus von 1156, wie sie in Flugschriften von 1731 vorgekommen, wärmte 1741 aus diesen nur das Pragmat. Archiv auf (St. IV, S. 175 ff.).

geraume Zeit her zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser bis an dessen Tod teils direkt, teils durch französische Vermittelung geführt worden [1]), bildete deshalb das Testament König Ferdinands zuletzt den Hauptgegenstand; auf die von Karl Albert begehrte Vorlegung der Originalurkunde war indessen Karl VI. sonderbarerweise nicht eingegangen. Desto energischer mußte jetzt Perusa die Herausgabe des Dokumentes fordern. Allein wie beschämt, ja wie bestürzt stand er da, als nach einigem Zögern Sinzendorff in Gegenwart der fremden Diplomaten die Thatsache enthüllte, daß im Original die Sprößlinge Annas auf den Abgang nicht der männlichen, sondern der ehelichen Leibeserben ihrer Vettern von Habsburg vertröstet wurden! Eine Woche brachte Perusa mit Abschrift und Untersuchung der Urkunde zu; doch, wie er sie auch gegens Licht halten mochte, nicht die Spur einer Fälschung war zu entdecken. Nur allzu klar vielmehr, daß man seinerzeit in München mit einer untreuen Kopie betrogen worden! Was half es, daß Perusa nun auch das Testament Kaiser Ferdinands II. einzusehen verlangte? Denn darin war von bayerischen Anwartschaften auf Österreich vollends keine Rede; auf anderem Wege hatte sich dieser Fürst gegen seinen Eidam Maximilian für die Schlacht am Weißen Berge erkenntlich bewiesen.

Mit ohnmächtigem Protest verließ der Gesandte Karl Alberts den Wiener Hof. Österreichische Zirkulare erzählten triumphierend der überraschten Welt die seltsame Geschichte; Bayern blieb mit seiner Entgegnung nicht dahinten. Die Publizisten bekamen zu thun. Aus ihren gründlichen, geschichtsmäßigen, vorläufigen, einstweiligen oder vollständigen Ausführungen, Beantwortungen, Abfertigungen und Verteidigungen [2]) setzte sich allmählich der erste jener Federkriege zusammen, deren

1) Vgl. Heigel, Österr. Erbfolgestreit, S. 12 ff.

2) Pütter, Reichshist., S. 1138 f., verzeichnet die Hauptschriften, welche allerdings erst seit dem Sommer 1741 erschienen; doch gehen ihnen kleinere seit November 1740 vorher; vgl. Sammlung einiger Staatsschriften I, 3 ff.

das genealogische Ereignis von 1740 noch so manchen hervorrief. Ohne Zweifel gereichte dabei der bayerischen Seite jener ärgerliche Mißgriff zum dauernden Nachteil; denn wen sollte nun der künstliche Versuch überzeugen, dem Worte „ehelich" nach Maßgabe der günstigeren Akten von 1546 den Sinn von „männlich" unterzuschieben? Fiel aber die Annahme wirklicher Substitution zu Boden, so hatte man es lediglich mit der Theorie der sogenannten Regredienterbschaft zu thun, deren Zulässigkeit nach unserem Staatsrechte damals allerdings noch mehrfach behauptet, überwiegend jedoch bestritten ward. Politisch zumal mußte sich durchaus der Grundsatz empfehlen, daß nahe Beziehung zum letzten Besitzer auch der geradesten Verbindung mit dem Begründer oder ersten Erwerber vorgehe; eben hierin lag die Stärke der pragmatischen Sanktion. Deren Schwäche andererseits beruhte nach wie vor, ebenfalls zumeist politisch, auf der herkömmlichen Abneigung gegen das Frauenregiment. Das war der Grund, weshalb, von allen feineren Deduktionen abgesehen, der Bayer inmitten der deutschen Unterthanen Maria Theresias Anhänger fand; denn in dem Lothringer Franz vermißte man den Volksgenossen. Doch kommen noch Momente von ganz anderer Realität in Betracht: Was wollte, wird man fragen, und was vermochte Karl Albert in Wahrheit als Prätendent?

Nachdem Bayern an der Seite Österreichs zur zweiten Macht in Süddeutschland, zur zweiten katholischen im Reich überhaupt herangewachsen, widerstand es immerhin mit lobenswürdiger Sprödigkeit noch eine Weile der verführerischen Zumutung Frankreichs, als dessen Parteigänger im Weltkampf gegen Habsburg noch höheren Gewinn und Glanz zu erringen. Bis ans Ende des 17. Jahrhunderts galt Versailles in München kaum jemals so viel, wie Rom oder Wien. Dann aber, in der merkwürdigen Epoche des königlichen Aufflugs deutscher Dynastieen, als um die Wette Sachsen die polnische Krone erwarb, Brandenburg sich die preußische aufsetzte, Hannover die Zusage der englischen davontrug, fühlte sich auch Bayern europäische Schwingen wachsen. Es geschah noch durch eine Habs-

burger Heirat, daß der prächtige, kriegerische, leidenschaftliche Max Emanuel seinem Hause die blendende Aussicht auf den spanischen Thron aufthat. Kaum war sie durch ein jähes Schicksal vernichtet, so warf er sich in schmerzlicher Aufwallung für immer in die Arme Ludwigs XIV. Um ihn verlor er im Kriege Land und Leute, durch ihn empfing er sie im Frieden heim; von ihm ließ er sich zum Troste für künftig das Kaisertum und die Ausstattung mit österreichischem Erbe verheißen. Dieselbe Richtung gab er seinem Sohne; daß er ihn eine Erzherzogin freien und die pragmatische Sanktion mit stillem Vorbehalte beschwören ließ, war, wie alles übrige, was nach Versöhnung aussah, ein politisches Geduldspiel. Karl Albert selber hatte zehn Jugendjahre in österreichischem Gewahrsam zugebracht; durch die Reichsacht, die den Vater getroffen, schien auch ihm der Weg zur Herrschaft abgeschnitten; als er endlich frei ward, fand er in Bayern noch all den Jammer vor, den der Sieger absichtlich angerichtet. Man würde nicht erstaunen, hätte der Jüngling im Herzen den Schwur des Hannibal gegen Wien gethan. Allein Haß und Rachsucht waren seinem Wesen so fremd wie jedes andere heldenmäßige Gefühl. Er war sicherlich eine liebenswerte Natur; man fand ihn ehrlich und gütig, sein Bezeigen als Landesherr zugleich großmütig und gerecht. Wohlunterrichtet und verständig im Rat, durfte er auch für persönlich beherzt gelten; aber Soldat von Beruf war er nicht. Um die schwere Schuldenlast abzuwälzen, die Max Emanuels Verschwendung dem Lande aufgebürdet, begann er alsbald auch am Heere zu sparen; und lange bevor die entlassenen Truppen wieder angeworben wurden, waren die im ersten Augenblick verabschiedeten Vergnügungen und Genüsse abermals bei Hofe eingekehrt. Von produktiven Reformen ließ sich nichts verspüren; die gesunde Natur des Landes that zu dessen Erholung das Beste. Karl Albert war ein frommer Herr in der derben Weise seines Volks. Er fand Zeit zu allerhand Wallfahrten und stiftete einen Ritterorden eigens zur Verteidigung der unbefleckten Empfängnis; in den Flügeln seiner Nymphenburg ward für

Nonnen und Mönche Raum geschafft [1]). Und solche Devotion verschmolz er ebenso naiv, aber minder graziös als Maria Theresia, mit seinem dynastischen Bewußtsein. Er fürchtete, wenn er sein gutes Recht auf Österreich nicht verfolge, dereinst im höllischen Feuer dafür zu braten, und vermochte sich dann nicht zu reimen, daß ihm auf all sein Gebet der Segen Gottes dennoch dazu ausblieb [2]). Wann aber hat er auch je gleich seiner Gegnerin die eigene Kraft für seine Sache voll eingesetzt? Oder soll man lieber sagen, daß er eben allzu geringe Kraft besaß? Selbst körperlich war er nicht mehr fest, als er 1740 den Schild erhob; nach vierzehnjähriger Regierung, im vierundvierzigsten Jahr seines Alters, meldete sich bereits die Gicht.

Begreiflich, daß ein solcher Mann dem rauhen Wege, so weit es anging, den sanften vorzog. Von vornherein war er zu Unterhandlungen bereit gewesen; es kostete ihm keine Überwindung, dabei von seinen Forderungen beträchtlich herunterzulassen. So hätte ihn der Erwerb der böhmischen und schwäbischen Erblande höchlich zufriedengestellt, doch war er weit entfernt, gerade auf diesem zu bestehen; selbst eine italienische Abfindung würde er nicht verschmäht haben. Auch auf die Form kam ihm so viel nicht an. Das eine wie das andere beschied er sich gern vom Kaiser als Mitgift der jüngeren Erzherzogin für seinen Kurprinzen in Empfang zu nehmen. Wie erfreulich, wenn es durch solchen Ausgleich gelang, die Summe von Ansprüchen, die seinem Hause zustand, ohne jede Anstrengung zu dessen Vergrößerung und Erhöhung auszunützen! Man sieht: seiner Seele schwebte weder ein scharf umgrenztes politisches Ziel vor, noch war sie von dem beharrlichen Drange erfüllt, ein ganz bestimmtes Recht als solches durchzusetzen. Nur das warme aber unklare Gefühl, daß er überhaupt befugt und somit verpflichtet sei, im vorliegenden Falle sein dynastisches

1) Lipowsky, Karl Albert, S. 111 ff. 131 ff.

2) Heigel a. a. O., S. 25; dazu „Tagebuch Kaiser Karls VII.", herausgegeben von Häusser, Quellen zur bayer. und deutsch. Geschichte VIII, 317.

Interesse wahrzunehmen, trieb ihn blindlings in sein Verhängnis. Denn jetzt, nachdem sich Karl VI. gegen alle geheimen Vorstellungen taub erwiesen, nachdem sodann der Versuch, die Succession seiner Tochter öffentlich als unrechtmäßig darzuthun, so lächerlich gescheitert war, blieb schwerlich etwas anderes übrig, als der ernste Fehdegang von Macht gegen Macht. Oder sollte Karl Albert vielleicht, wie ihm anfangs sogar seine Verwandten vorschlugen, dem Reichstage seine Sache zur Entscheidung anheimstellen; oder etwa dem Kurfürstenkolleg, wie noch zuletzt sein freilich auch persönlich zaghafter Kanzler Unertl bedächtig riet? [1]) Derartige Streitigkeiten im Geiste der Reichsjustiz behandeln, hieß bekanntlich sie auf Jahrzehnte hinaus verschleppen; und zur Vollstreckung eines günstigen Schiedsspruches wäre früher oder später doch wiederum kein Mittel vorhanden gewesen als der Krieg. War also Krieg unvermeidlich, aus welchen positiven Kräften schöpfte man Beruhigung über seinen Ausgang?

Was dem Fürsten selbst an Bedeutung abging, ersetzten seine Diener nicht. Der namhafteste von ihnen, Graf Törring, spornte zur Kühnheit wohl auch aus eigener Ehrsucht an, der jedoch leider weder daheim noch im Felde sein Talent entsprach. Das wohlabgerundete, fette, aber in Dumpfheit niedergehaltene Land schien damals nur mittelmäßige Begabung und Bildung zu erzeugen [2]). Das Volk in seiner Masse, das die Politik Max Emanuels so hart gebüßt, bewahrte dem Sohne nichtsdestoweniger anhänglichen Sinn; zu neuen Abenteuern indes konnte es nicht den geringsten Antrieb fühlen. In seiner urwüchsigen, einförmigen, beschränkten Art lag eine schätzbare passive Stärke; allein durchaus unorganisiert wie man sie gelassen, reichte sie, wie der spanische Erbfolgekrieg gezeigt, auf die Dauer selbst zur Abwehr nicht hin. Natürlich mußten denn Allianzen herhalten, wozu die eigene Verzwei-

1) Heigel a. a. O., S. 10. 70.

2) Gröblich ausgesprochen von Friedrich d. Gr., Hist. d. m. temps, p. 185.

gung der Wittelsbacher im Reiche Gelegenheit bot. Zwar, daß der jüngste Bruder Karl Alberts, Johann Theodor, die Bistümer Regensburg und Freising innehatte, wollte wenig besagen. Desto stattlicher nahm sich dagegen Klemens August, der ältere, aus, der mit dem Kölner Kurfürstentum, welches seit anderthalb Jahrhunderten in der Familie von Hand zu Hand ging, die Stifter Paderborn, Münster, Osnabrück und Hildesheim nebst dem Deutschmeistertum vereinigte. Wäre nur nicht bei ihm die Weichheit bis zur Charakterlosigkeit, die Lebenslust bis zur Üppigkeit gediehen! [1]) Sein Aufwand verschlang ihm Gut und Einfluß und jagte ihn, ohne politischen Ernst wie er war, von einer auswärtigen Abhängigkeit in die andere. Nicht viel besser stand es um den Stammesvetter von Kurpfalz, den hochbetagten, wassersüchtigen Karl Philipp, der, unduldsam und frivol, mit seinen Kirchenhändeln und Prunkbauten dem gesunkenen Leistungsvermögen seines ebenso zerrissenen wie schönen Gebietes wahrlich nicht aufgeholfen [2]). Wohl hatten sich, seit auch die Pfälzer Kur durch die Neuburger Linie zum römischen Bekenntnis zurückgeführt worden, die alten Feinde aufrichtig genähert; daß jedoch auch das Gewicht von Bayern und Pfalz zusammengenommen nur wenig Eindruck machte, ward eben jetzt im Zwischenreich von 1740 offenbar. Das rheinische Vikariat, das sie nunmehr nach langem Zwist gemeinschaftlich zu führen versuchten, stieß in dieser ungewohnten Gestalt mit seinem Augsburger Hofgericht fast allerorten auf Widerspruch und Mißachtung [3]). Von anderen ansehnlichen Häusern mochte Bayern Österreich gegenüber vielleicht auf Sachsen zählen, das indes bei seinem eigenen Verhältnis zur pragmatischen Sanktion auch im äußeren Bunde innerlich immer Nebenbuhler blieb. Hannover und Preußen galten, mancher Schwankung ungeachtet, für korrekte Reichsstände im Sinne Habsburgs.

1) Vgl. Ennen, „Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln" II, 356 ff.
2) Vgl. Häusser, „Geschichte der rhein. Pfalz" II, 893 ff.
3) Geschichte des Interregni I, 318 ff.; II, 499 ff.

So verstand sich denn für Karl Albert die Anlehnung ans Ausland von selbst. Und wirklich setzte er sein Vertrauen von Anfang an einzig auf Frankreich; nicht einen Schritt gedachte er ohne dessen Genehmigung zu thun. An dieser vom Vater überkommenen Verbindung hielt er mit verirrter Treue unverbrüchlich fest bis ins Elend: ritterlich ehrenhaft, politisch verfehlt, national unverantwortlich. Arg genug, wenn bisher die Opposition im Reich so oft französische Hilfe angerufen. Daß aber der Fürst, der nach der Kaiserkrone langte — denn auch dazu war und blieb Karl Albert entschlossen —, sich der Abhängigkeit von diesem Garanten der inwendigen Reichsverfassung, wie er Frankreich beschönigend nannte, nicht schämte, das ging doch über alles, was man seit hundert Jahren an Schmach erlebt hatte, noch weit hinaus. Er beschwichtigte sich wohl damit, daß ja auch Karl VI. für sein Hausgesetz die Fremden bis nach Rußland hin aufgeboten habe; jedoch zur Erhaltung, hätte sein Gewissen einwerfen sollen, nicht zum Umsturz! Es ließ sich hören, was er von den Lothringern sagte, sie hätten sich aus einem französischen in ein italienisches Haus verwandelt; und doch, wenn er dem gegenüber stolz auf das uralte Deutschtum seiner eigenen Ahnen pochte, wie hohl klang das in solchem Munde! Es schien treffend, wenn er dem alten Liede von der internationalen Stellung Österreichs, die dem Vaterlande von je so beschwerlich und schädlich gewesen, so zu sagen den neuen Vers hinzufügte: die Erhebung des ehemaligen Herzogs von Lothringen müsse dem Reich erst recht zum Verderben ausschlagen, weil es dadurch vollends in ewige Feindschaft mit Frankreich verwickelt werde. Allein die idyllische Freundschaft mit dem Bourbonenstaate, die er statt dessen für die Tage seines künftigen Kaisertums in Aussicht stellte, mußte dem wahren Patrioten doch noch ungleich bedenklicher vorkommen. Denn so viel gestand sich Karl Albert selbst ein, daß sein Alliierter ihm nimmermehr gefällig die Hand bieten werde, um in seiner eigenen eine Macht, der österreichischen ähnlich, zum Schutze Deutschlands anzuhäufen. Gerade um der Franzosen willen vielmehr meinte er sich in seinen terri-

torialen Gelüsten von Haus aus weislich einschränken zu müssen [1]). Dann aber verlor die deutsche Nation ohne Zweifel bei der Niederlage Habsburg-Lothringens mehr, als sie am Siege Wittelsbachs gewann. Lautete die Frage von 1740 nicht anders, als Maria Theresia und Franz oder Karl Albert, pragmatisch oder im Grunde französisch, so hatte man im Reiche so gut wie in den Erblanden Ursache, sich zu freuen, daß dem bayerischen Ansprecher der erste Streich mißlungen.

Die Wiener Regierung selbst erlangte darüber nicht bloß die momentan verlorene Fassung wieder; leichtblütig war sie nun bereit, auch die zweifelhaften Zeichen der Zeit durchweg in günstigem Sinne auszulegen. Den Mittelpunkt aller Erwägungen bildete die Haltung Frankreichs. Man kannte dessen Beziehungen zu Bayern, man wußte, daß Karl Albert bei seinen Entwürfen auf französische Hilfe gebaut. Aber durfte er sich jetzt noch Hoffnung darauf machen? Mit Genugthuung erfuhr man, daß Fleury sich über die schlecht begründeten Forderungen des Münchener Hofes höchst mißbilligend ausgesprochen. Wunderbar lange freilich zögerte Frankreich mit der schriftlichen Antwort auf die Anzeige des österreichischen Thronwechsels; jedoch einzig deshalb, wie abermals Fleury versicherte, weil zuvor die schickliche Anrede an eine Königin von Ungarn aus den Archiven ermittelt werden mußte. Er beteuerte wiederholt, daß König Ludwig seiner Verpflichtung gewissenhaft nachkommen werde. Und sollte nicht der friedfertige Minister selber, der ehrwürdige Kardinal, gegen Ende seiner ruhmvollen Laufbahn hart am Rande des Grabes vor Wortbruch und Gewaltthat zurückschrecken? Mochte der scharfsichtige Geschäftsträger Wasner immerhin von Versailles aus zur Behutsamkeit ermahnen und der biedere Starhemberg sein greises Haupt schütteln: die Königin und ihr Gemahl, Sinzendorff wie Bartenstein ließen sich in ihrem Vertrauen nicht irre machen [2]).

War man aber Frankreichs sicher, so stand auch auf der

1) Vgl. besonders Heigel a. a. O., S. 21. 22. 71. 97. 298.
2) Arneth, Maria Theresia I, 99.

italienischen Seite schwerlich etwas zu befahren; weder von Sardinien, das wirklich mit der Anerkennung Maria Theresias sogar allen übrigen Staaten voranging, noch auch von den Bourbonen in Spanien oder Neapel, denen es allerdings, so lange zu Madrid Elisabeth Farnese waltete, an bösem Willen niemals fehlen konnte. Von der Pforte war dann gleichfalls nicht zu erwarten, daß sie den glücklichen Gewinn des letzten Krieges aus freien Stücken wieder aufs Spiel setzen werde. Und so ließ sich wohl verschmerzen, daß durch den Tod der Zarin Anna das russische Reich soeben in innere Wirren geriet, welche die Möglichkeit einer Bundeshilfe von dorther in Frage stellten. Desto gewisser erschien ja im Notfall die der Seemächte, oder wenigstens, da auf die geringeren Kräfte der langsamen Niederlande nicht viel ankam, der gewaltige Beistand Englands. Bei der Eröffnung des Parlaments, sechs Wochen nach des Kaisers Tode, ward der Entschluß des britischen Staates, den Verträgen gemäß Freiheit und Gleichgewicht Europas zu verteidigen, in Thronrede und Adressen energisch kundgegeben. Und wenn die weiterzielende Bemühung der englischen Diplomatie, Österreich zu einer förmlichen Allianz wider das Haus Bourbon zu bewegen, in Wien gerade jetzt begreiflich als ungelegene Zudringlichkeit empfunden ward [1]), so gewährte doch dieser Übereifer andererseits die frohe Aussicht, daß König Georg II. auch im Reich als Kurfürst von Hannover um so entschiedener für Habsburg-Lothringen einstehen werde. Der den Sechzigen nahe, pünktliche, nüchterne und steife welfische Herr hing mit aller Wärme, deren er fähig war, an seinem deutschen Erblande; mit Freuden ergriff er ohne Frage die Gelegenheit, im Namen und zugunsten desselben als Erhalter der Reichsordnung eine Rolle zu spielen. Alsdann aber durfte man hoffen, daß im Hinblick auf ihn auch das unzuverlässige Sachsen, wo für den nichtigen Kurfürsten der intrigante Minister Graf Brühl gewissenlos regierte, die glatten Worte, die es im Munde führte, zur Wahrheit werde machen müssen. Und weiter: da der be-

1) Vgl. Raumer a. a. O., S. 65.

jahrte Erzbischof von Mainz, Philipp Karl von Eltz, ein Kirchenfürst vom Mittelschlage, wohlwollend und schwachmütig, seit längerer Zeit von Österreich eine Rente bezog, da für den ernsten, thätigen Franz Georg von Trier, einen Schönborn, außer seiner eigenen Haltung die bewährte Weisheit seines Bruders Friedrich Karl von Bamberg-Würzburg, der unter Karl VI. Reichs-Vizekanzler gewesen, die beste Bürgschaft bot [1]), so verfügte man der Wittelsbacher Sippe zutrotz auch für die Kaiserwahl, indem man die böhmische Stimme dreist mit einrechnete, auf jeden Fall über die Mehrheit. Und somit schien gegen Ende November in sämtlichen Posten, den deutschen wie den europäischen, die tröstliche Rechnung der Wiener Politik zu stimmen. Nur schade: sie war ohne den Wirt gemacht!

Der Ausgang des Stammes Habsburg, wie denkwürdig auch immer an sich selbst, bildet doch nur die eine Hälfte des Ereignisses von 1740. Zu dem sachlichen Momente mußte sich ein persönliches gesellen, wenn die neue Epoche unserer Geschichte einen positiven Wert erhalten sollte; aus dem Steine gleichsam, den die Hand des Schicksals darreichte, vermochte der Stahl des Genius allein das lebendige Feuer hervorzulocken. Schon einige Monate vor dem Tode des Kaisers, am 31. Mai, war auch an die zweite Stelle der Macht im Reiche die hoffnungsvolle Kraft der Jugend berufen worden. Auf Friedrich Wilhelm I. folgte, achtundzwanzigjährig, in Preußen König Friedrich II. Die Erbschaft, die er antrat, stand im denkbar größten Gegensatze zu der, welche Maria Theresia überkam. Es hat einen anschaulichen Sinn, wenn nach der beliebten litterarischen Manier jener Tage ein Totengespräch dem Schatten Karls VI. den seines preußischen Zeitgenossen zu beschämender Lehre gegenüberstellt [2]). Nur hatte sich bei Lebzeiten Friedrich

1) Heigel a. a. O., S. 62 ff.

2) „Dialogues entre Charles VI et Frédéric Guillaume sur les bords du Styx“ etc., 3 tomes (Köln, Pierre Marteau 1742); allerdings satirisch gefärbt, besonders in konfessioneller Hinsicht, aber stellenweise schlagend; geschrieben nach dem Breslauer Frieden. Die „Staatsversammlung in den beglückten oberen Wohnungen zwischen Karl VI. und Friedrich

Wilhelm in seiner sauren Regentenarbeit eigentlich nirgend rechter Anerkennung zu erfreuen gehabt; weder bei seinen Unterthanen, denen er mit der rauhen Gewalt seines unumschränkten Willens die Wohlthat einer in deutschen Landen niemals erhörten Staatsordnung aufdrang, noch bei den Nachbarn und Fremden, denen der nach innen so schöpferische Fürst, weil es ihm an Temperament und Geschick zur äußeren Politik gebrach, den Erfolg seiner Anstrengung nicht zu Gemüte zu führen vermochte. In Sinnesart und Sitte ein Spiegel der Vergangenheit, wie sie wenigstens an unseren Höfen sonst unwiederbringlich mit ihrer rohen Tüchtigkeit dahin war, zugleich jedoch im leidenschaftlichen Treiben seiner praktischen Originalität ein Zuchtmeister auf die Zukunft: wie sollte er anders, als mit der Gegenwart im Widerspruche leben? Das aber hielt ihn nicht ab, dem Teil des deutschen Namens, der unter seinem harten Gebote stand, das dauerhafte Abbild seiner Persönlichkeit aufzuprägen.

Den Überlebenden fiel natürlich zunächst die materielle Seite seines Vermächtnisses in die Augen, das wohlgefügte Werkzeug für eine kühne Politik, das er noch ungebraucht dem Nachfolger überantwortete. Sie bewunderten die Zahl seiner Truppen, die er von 38000 Mann auf 83000 vermehrt und mithin der Heeresstärke der großen Reiche des Kontinents angenähert. Sie beneideten die Höhe von sieben Millionen Thaler, zu der sein wirtschaftlicher Eifer die Jahreseinkünfte des armen Landes emporgebracht, den Barschatz von fast zehn Millionen, den er dabei haushälterisch erübrigt [1]). Allein als wichtiger noch trat nach und nach hervor der Geist jener Armee, vornehmlich ihres Offiziercorps, das nach dem Muster seines königlichen Bildners nur Disziplin und Berufsehre atmete. Ersprießlicher erwies sich doch im Grunde der nüchterne und zuverlässige Ernst der Verwaltung, die uneigennützig hingebende

Wilhelm" (1.—4. Unterredung, Frankfurt und Leipzig 1740), deren Erzählung etwa bis März 1741 reicht, ist dagegen völlig schal.

1) Vgl. A. F. Riedel, „Der Brandenburg.-Preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten", S. 71. 80.

Pflichttreue, welche dem Beamtenstande auf Generationen hin von dem gestrengen, rastlos thätigen Monarchen eingeflößt worden. Am Ende ward offenbar, daß durch Friedrich Wilhelm geradezu ein neuer Charakterzug in unser deutsches Wesen gekommen war, jenes spezifisch preußische Prinzip, welches in die Breite und Tiefe des nationalen Lebens allerdings erst sein größerer Sohn hineinführte; bis 1740 bewegte es sich doch nur in einem abgeschlossenen Kreise. Denn verhältnismäßig still hatte sich dieser Staat aufgerichtet, gefestigt auf die elementaren Grundlagen des Daseins und der Wohlfahrt, wehrhaft und sparsam, schlicht und derb, gerade in seiner Einseitigkeit zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt; freilich angespannt bis an die Grenze seiner Kraft, dafür jedoch auch in der wirksamsten Weise zusammengenommen.

Zwar konnte er schon dermalen schwerlich mehr für ein bloßes Landesfürstentum deutscher Nation gelten, auch nicht in der unabhängigsten und eigentümlichsten Bedeutung, die einem solchen nach 1648 irgend zukommen mochte. Ganz abgesehen davon, daß er auch äußerlich durch das souveräne Kronland Preußen über den Reichsverband hinaus in die freie europäische Luft hineinragte, war er eben im Inneren zu einer so selbständigen Existenz gediehen, daß er durch seine geographische und verfassungsmäßige Verflechtung mit dem Reiche weder ernstlich behindert noch wirklich gefördert werden konnte. Dagegen blieb er in umgekehrter Richtung in den Tagen Friedrich Wilhelms weit davon entfernt, dem übrigen Deutschland im allgemeinen zum Vorbild oder gar zum Führer zu werden. Gerade im nächsten Umkreis ward das natürliche Gewicht seines Hauptkörpers beträchtlich vermindert durch den Gegendruck, welchen Nebenbuhler wie Sachsen und Hannover ausübten. Überdies that die Gewaltsamkeit, mit der dazumal Preußen den anscheinend rein egoistischen Zweck seiner Truppenwerbung im Reiche verfolgte, seinem legitimen Einfluß fast allerorten Abbruch. Einzig in den wieder hitziger entbrannten Religionshändeln hatte es sich als mächtigster protestantischer Reichsstand und faktischer Leiter des evangelischen Corpus der bedrängten Glau-

bensgenossen stets so eifrig und wirksam angenommen, daß man es in dieser Hinsicht immerhin bereits an der Spitze von halb Deutschland und zugleich in ausgesprochener Opposition gegen das intensiv katholische Kaisertum erblickte [1]). Sonst aber stimmte es durchaus zu dem altväterischen Gebaren Friedrich Wilhelms und entsprach daneben der warmblütigen Art, in der er seine auswärtigen Beziehungen überhaupt behandelte, daß er im Kaiser als solchem noch das nationale Oberhaupt mit enthusiastischer Hingabe verehrte, bis er zuletzt mit schmerzlichem Widerstreben inne ward, daß ein Kaiser vom Hause Österreich dem Hause Brandenburg jedes fernere Wachstum immerdar mißgönnen werde. Niemand hatte entschiedener als er die Reichsgarantie der pragmatischen Sanktion betrieben. Seiner besonderen Verpflichtung indes ward er rechtlich wie gemütlich entledigt, als Karl VI., früherer Zusage zuwider, auch von den mäßigsten und billigsten Ansprüchen Preußens inbezug auf die bevorstehende Jülich-Bergische Erbfolge nichts mehr hören wollte. Friedrich Wilhelm, bitterlich gekränkt, vollkommen gerüstet und an nichts gebunden, würde dennoch, hätte er Habsburg überlebt, die Gunst des Augenblicks für Preußen und Deutschland weder ganz verstanden noch recht benutzt haben. Höchstens eben jenes langumworbene Berg hätte er sich als Preis für seine Kurstimme vom neuen Österreich abermals zusichern lassen. Von jeher ein Zauderer zum Ernste, seit Jahren von Siechtum geplagt, trug er selber das Vorgefühl in sich, daß die Ernte seiner Saat einem kühneren und rüstigeren Nachfolger beschieden sei. Sein Tod war so zu sagen die letzte aller der Vorbereitungen, die sein Leben ausgefüllt. Der Pädagog des jungen deutschen Staates trat ab, auch dadurch seines Amtes quitt, daß er jenem den höheren und feineren Meister mit heraufgezogen.

Friedrich II., der nun den unerschütterlich befestigten Thron bestieg, hat seine wahre Größe freilich nicht durch die väter-

1) Vgl. M. Lehmann, „Preußen und die katholische Kirche seit 1640" (Publik. aus den preußischen Staatsarchiven) I, 417. K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen" X, 92 ff.

liche Einwirkung allein erlangen können; aber diese diente dazu, die eigentümliche Kraft eines ursprünglichen Geistes unter heftigen Kämpfen in die rechte Bahn zu drängen. Aus der schwer errungenen Versöhnung des Alten und Neuen, des frei Erkorenen mit dem Auferlegten ging jene königliche Erscheinung hervor, die gerade durch den innigen Bund von Schwung und Selbstbeherrschung, von Gediegenheit und Glanz auf Mit- und Nachwelt den Eindruck des Einzigen gemacht hat. Friedrich Wilhelm wollte den Sohn nach seinem Bilde schaffen, zum guten Soldaten und Staatswirt, zum deutschen Hausvater und evangelischen Christen. Allein die Neigung schon des Knaben deutete weit andershin, auf das Formale, Schöngeistige, das französische Gepräge der europäischen Zeitbildung, worin für manchen Zug in seiner Natur unleugbar bedenkliche Reize lagen. Denn Friedrich war im Grunde weichherzig, wovon er auch nach grausam verhärtenden Schicksalsschlägen in Dichtung und Freundschaft, vor allem in der Trauer Beweise gab. Auch daß sein zarter musikalischer Sinn in der Flöte das Lieblingsinstrument, seine Virtuosität im rührenden Adagio den reinsten Ausdruck fand, darf man darauf zurückführen. Dazu aber besaß er bei lebhafter Phantasie eine rege Sinnlichkeit. Durchdringender Verstand und behender Witz mochten sich immerhin auch als Wegweiser zu Überhebung und Leichtfertigkeit erbieten. Der Vater verwarf in der Enge und Starrheit seiner geistigen Gewöhnung mit dem Unerfreulichen zugleich das Unschuldige. Der Sohn vergalt ihm mit Geringschätzung und fand dabei heimlich Rückhalt an der teilnehmenden Gesinnung der hannöverischen Mutter, während den übelsten Einfluß die ältere Schwester ausübte, jene Wilhelmine, später Markgräfin von Bayreuth, von der man sagen möchte, daß ihr die Hand, womit sie ihre hinterlassenen Memoiren geschrieben, wie der alte Volksglaube der lieblosen Antastung der Eltern droht, zu eigener Anklage aus dem Grabe gewachsen sei. Zum Jüngling geworden, fiel dann Friedrich in der That in Ausschweifung und mancherlei Unordnung des Wandels, worauf sich der Zorn des Vaters zu tyrannischem Druck, zu rücksichtslos be-

schimpfender Mißhandlung verstieg. Politische Absichten und diplomatische Ränke von drinnen und draußen schürten Argwohn und Leidenschaft, bis der vereitelte Fluchtversuch des Prinzen eine gefahrvolle, in Wahrheit und Gerücht die Welt aufregende, doch zuguterletzt heilsame Katastrophe herbeiführte.

Durch sie ist die Seele des achtzehnjährigen Königssohnes gegen alle Schrecken der Zukunft gestählt worden. Verhör, Gefängnis, Bußpredigt, ja die gräßliche Prüfung, den mitschuldigen Freund zum Richtplatz führen zu sehen, stürmten auf ihn ein. In der Zerknirschung verlor er Fassung und Haltung nicht, aber er mußte eidlich unbegrenzten Gehorsam angeloben; als äußere Vorbedinguug seiner künftigen Herrschaft ward von ihm gefordert, was von altersher für die innere Vorbereitung zur guten Regierung gegolten. So erzwang die Majestät der Pflicht zuerst theoretisch seine allgemeine Unterwerfung; alsbald aber sollte er sie auch im Besonderen praktisch kennen und verehren lernen. Bei der Küstriner Kammer im Zivil-, in der Garnison zu Ruppin im Militärdienst, ward er persönlich eingeschult in die schwere und entsagende Arbeit, auf welcher der ökonomisch-kriegerische Bau des Staates ruhte. Dort erfuhr er nach des Vaters Willen, wieviel Mühe es dem Bauern koste, die Groschen zum Thaler zusammenzubringen. Hier ward er, bisweilen freilich mit ungeduldiger Bewunderung, bis ins einzelne mit jener Lösung des Problems der soldatischen Abrichtung vertraut, die das mechanische Genie Leopolds von Dessau für das preußische Heer gefunden. Aus allem Detail aber stieg ihm desto erstaunlicher die Idee der Totalität des Landesregimentes auf, wie es der Vater handhabte; er gewahrte, wie das Trachten nach der höchsten Vollendung der Teile zuletzt die Einheit eines vollendeten Ganzen zum Zweck habe. An dem Beispiel Ostpreußens, das Friedrich Wilhelm mit unendlicher Fürsorge aus dem Ruin emporgebracht, ward ihm anschaulich, welche Summe von Menschenglück durch solche Herrscherarbeit erzeugt werde [1]). Aus der

1) „Mémoires de Brandebourg“, Oeuvr. I, 125; Brief an Voltaire, 17. Juli 1739, ebd. XXI, 305.

Einsicht, die er so vorerst im kleinen mithandelnd erwarb, ergab sich ihm hernach die Methode für sein eigenes Walten; wenigstens nach der wirtschaftlichen Seite hat sich seine innere Regierung niemals wesentlich von der des Vaters unterschieden. Allein auch auf die obersten Grundsätze seines politischen Denkens haben diese Lehrjahre ein- für allemal entscheidend gewirkt. Sie gewöhnten seinen angeborenen Scharfblick an die klare Erkenntnis und sichere Schätzung des Echten und Reellen in der monarchischen Stellung, zu der er heranwuchs. Nicht als hätte er die historisch überlieferte umfassende Ansicht von Herrscherrecht und Königswürde einschränken wollen. Wohl aber hat er sie damals in sich vertieft und veredelt, indem er in jenem Rechte nur den lebendigen Beruf zur Pflicht, in der Würde lediglich den natürlichen Schimmer des Amtes erkannte. Für einen Kronprinzen, der sich genötigt sah, den fast verscherzten Thron in prunkloser Thätigkeit unter den übrigen Beamten und Offizieren ernst zu verdienen, lag es nahe, mit Verachtung alles hohlen Scheines, worin sich fürstliche Selbstsucht rings gefiel, den sittlichen Gehalt des Fürstentums schlechthin darein zu setzen, daß es der vornehmste Staatsdienst sei.

Sehr deutlich nimmt man aus alledem wahr, daß die Wirren und Leiden dieser dornigen Jugend der königlichen Bestimmung des Mannes trefflich zustatten kommen mußten. Allein was der Held dadurch gewann, hat doch in manchem Betracht der Mensch entgolten. Nach so furchtbarem Zusammenstoß war trotz aufrichtiger Aussöhnung, trotz der stetig zunehmenden gegenseitigen Hochachtung weder an ein dauerndes Beisammenweilen im Raume, noch überhaupt an ein unbefangenes Verhältnis zwischen Sohn und Vater zu denken. Und wie wenige sonst aus seiner Umgebung hatten in jenen Erlebnissen Friedrichs Vertrauen erwerben können oder dürfen! Ein kühner und stolzer Trieb zur Wahrhaftigkeit, womit er, als die Tage der Rücksicht vorüber waren, Freund und Feind erfreut oder erschreckt hat, behütete ihn auch jetzt vor Zweizüngigkeit und Lüge. Die unvermeidliche Übung andererseits

in der Kunst, zu verschweigen, an sich zu halten, zu durchschauen, war vielleicht sogar ein nützliches Vorstudium für den Umgang mit der lauernden und gleißnerischen Diplomatie des Zeitalters. Gewiß aber hat sein Herz an Fülle, wenn auch nicht an Hoheit darüber eingebüßt, daß es in Jahren, wo ihm der Lauf der Natur geboten hätte, sich leicht und weit zum Geben und Empfangen zu öffnen, von der Wucht des Geschicks in sich selber zusammengedrückt worden, zumal da ihm zugleich das einzig hilfreiche Heilmittel versagt ward. Es gehörte zur völligen Ergebung in den Willen des Vaters, daß Friedrich diesem auch die Wahl seiner Gattin überließ; hatten doch abweichende Heiratspläne zu den bisherigen Irrungen empfindlich beigetragen. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, welche der hausbackene Geschmack Friedrich Wilhelms nicht ohne Rücksicht auf ihre Verwandtschaft mit dem Kaiserhause aussuchte, besaß den Zauber, besonders den geistigen nicht, um die Resignation des jungen Gemahls in Liebe zu verwandeln. Nach ein paar Jahren genügsamer Gemeinschaft war Friedrich zwar weit entfernt, die harmlose Gefährtin, wie man vielfach vorausgesetzt, als König von sich zu stoßen; aber der immer einsilbigere Verkehr hörte bald auf, den inhaltsvollen Namen der Ehe zu verdienen. Nie hat der reife Mann oder der Greis an der Flamme des Herdes die Seele gewärmt. Die Freundschaft, deren er so fähig wie bedürftig war und blieb, bot ihm wohlthätigen, aber einseitigen Ersatz; denn wie hätte dem Verlangen seines Gemüts in der erhabenen Öde seines Standes eine frei und gleich erwidernde Empfindung begegnen sollen? Nur Idealgestalten scheuen solche Gipfel nicht. Wohl ihm, daß er früh darauf ausging, sich wenigstens mit ihnen für immer zu umringen!

Denn unverwüstlich hatten unter allen Stürmen die eingewurzelten Gaben und Strebungen in dem jungen Friedrich fortgelebt; von Auswüchsen gesäubert kamen sie beim ersten günstigen Anhauch desto fröhlicher ans Licht. Auf Schloß Rheinsberg bei Ruppin, wo er die letzten Kronprinzenjahre zubringen durfte, in der anmutigen Stille ländlicher Residenz,

empfing sein Genius die Weihe [1]). Während Musik und geselliger Scherz die Muße des Tages erheiterten, thaten ihm Poesie und Wissenschaft, Briefwechsel und Lektüre die Wege auf, durch Studium und Selbstübung sein inneres Dasein für alle Zukunft zu erhöhen. Allerdings lag darin leider das Verhängnis mit eingeschlossen, daß sich das individuelle Leben seines Geistes der Form nach auf die Dauer vom Vaterlande trennte. Zur Dichtung wie zur Schriftstellerei als Kunst im allgemeinen zog den Prinzen nach wie vor der vom Vater vergebens bekämpfte ästhetische Hang. Das lebhafte Gefühl eigener produktiver Anlage, die doch wieder nicht stark genug war, um sich ein angemessenes Werkzeug frei zu erschaffen, ließ ihn begierig nach der bewährten Kunstweise, der fertigen Schriftsprache des Auslandes greifen. Was ihm von heimischen Versuchen, vorab in der Poesie, derzeit bekannt geworden, mußte ihn als schwache und pedantische Nachahmung erst recht auf das originale Muster der Fremde verweisen. Überhaupt aber war von seinem Standort aus nichts anderes zu erkennen als der Welttag der französischen Litteratur, wie er mit noch unvermindertem Glanze den Kontinent überstrahlte. Daß ihn künftig ein neuer der deutschen ablösen werde, verriet auch näher Gestellten kaum ein grauer und frostiger Dämmerstreif. Wenn also Friedrich äußerlich gar keine Wahl blieb, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch eine positive Verwandtschaft zwischen der Gestalt seines Empfindens und Denkens und der Eigenart des französischen Stils bestand. Denn auf der einen Seite schickte sich die vornehme Pracht eines eher rednerischen Pathos, mit einem Worte der Römerrest in der klassischen Dichtung Frankreichs vortrefflich zu der heroischen Seelenstimmung des fürstlichen Dilettanten; auf der anderen verband ihn mit dem modernen Wesen der voltairischen Periode das spirituelle Vergnügen an Klarheit und Schärfe, Keckheit und Grazie des Ausdrucks. Trotzdem ist er natürlich in fremder

1) Eine liebevolle Schilderung der Rheinsberger Zeit Friedrichs giebt neuerdings A. Hamilton, „Rheinsberg, Friedrich d. Gr. und Prinz Heinrich von Preußen" (übersetzt von R. Dielitz), Bd. I (Berlin 1882).

Zunge nimmermehr ein großer Autor geworden; allein auch in vaterländischer hätte ihn dazu sein gewaltigeres Schicksal schwerlich gelangen lassen. Hüben oder drüben vermochten die zahlreichen Leistungen seiner Feder in Versen wie in Prosa, selbst die wahrhaft gediegenen historischen, politischen, militärischen Schriften nicht abgerechnet, doch nur insofern unvergängliche Bedeutung anzusprechen, als sie den Herzschlag und Gedankenlauf eines durch Schwert und Scepter ruhmwürdigen Lebens wiederspiegeln. Die Nation also, der dies Leben unmittelbar zugute kam, wie sehr es sich auch im Klang der Rede von ihr abschied, sie, die den Tiefsinn und die Poesie der Thaten Friedrichs wohl vernahm, mochte der Kenntnis seiner Werke sonder Verlust entraten.

Was aber Stoff und Gehalt seines Denkens angeht, so kann dabei so wie so von spezifisch französischem Wesen nicht die Rede sein. Denn in dieser Beziehung stellte sich ihm die bewunderte Litteratur des Nachbarvolkes nur als ein zierliches Gefäß dar, welches, ähnlich wie einst die lateinische des Mittelalters, die mannigfache Frucht europäischer Bildung überhaupt in zeitgemäßer Auswahl in sich barg. Da lagen dicht bei einander: die Erzeugnisse des Altertums, zu dem selbst jene Kultur des Rokoko noch von Frankreich aus über die italienische Renaissance hin in sehnsüchtiger Beziehung stand, und die eigentümlichsten Produkte der Neuzeit, die exakte Naturwissenschaft, die mit ihr verschwisterte Erfahrungsphilosophie und der offenbarungslose Deismus, wie sie Voltaire jüngst von England herüber verlockend zu Markte gebracht. Eben diesem vielseitigsten und geistreichsten Schriftsteller des Festlandes nun trug Prinz Friedrich enthusiastische Huldigung entgegen; mit ihm vor allen spann er eine lebendige Korrespondenz an, die ihm nicht bloß formell die beste Unterweisung, sondern auch das vollste Maß materieller Anregung gewährte. Immer tiefer durchdrang ihn dabei das Gefühl der Notwendigkeit, den leeren Raum der Seele, wie er es im Gedichte nennt, durch Studien würdig auszufüllen [1]). Und wirklich gelang es ihm, mit allzeit selbst-

1) Oeuvr. XIV, 82sqq.

thätigem Anteil — wie ernstlich hat er nicht mit Voltaire die schwierigsten metaphysischen Fragen diskutiert! — den universellen Inhalt der litterarischen Bewegung der Epoche in sich aufzunehmen. Er gewann dadurch einen solchen Vorsprung vor der geistigen Gesamtentwickelung seiner Nation, daß ihn diese erst in seinen späten Tagen einzuholen vermochte mit einem Aufschwung deutscher Gedankenarbeit, der doch nicht am letzten gerade durch sein königliches Thun beflügelt worden. Denn dies ist freilich auch hier wiederum durchaus die Hauptsache. So wenig wie zum Dichter war Friedrich zum bahnbrechenden Denker bestimmt; wohl aber dazu, den Ideen des Jahrhunderts, wie sie ihm in der emsigen Jugendlust von Rheinsberg begeisternd zu Herzen drangen, in großartigem Handeln entweder selber Ausdruck zu verleihen oder mindestens eine Gasse zu öffnen. Es kam dabei wahrlich nicht auf einzelne Lehrsätze, noch selbst auf ein positives Bekenntnis zu diesem oder jenem System der Weltanschauung an. Vielmehr in der Befreiung des Geistes an sich von aller Last des nur historisch Überlieferten, nicht auch der Vernunft als notwendig oder doch zweckmäßig Einleuchtenden, im Trachten ferner nach der menschlich reinsten und reichsten Ausgestaltung des Lebens, kurzum in den Idealen der Aufklärung und der Humanität enthüllt sich uns der Charakter jener Periode. Eben darin aber liegt zugleich der Grundzug der geistigen Tendenz des Prinzen Friedrich.

Die Abkehr vom kirchlichen Glauben, durch unliebsame Eindrücke der Kindheit vorbereitet, ward in dem Jüngling vollendet, als er sich unter des Vaters Willen beugte. Gedrängt, ein Lieblingsdogma fahren zu lassen, sagte er sich vom konfessionellen Dogma überhaupt innerlich los. In dem Enkel Sophie Charlottes, an deren Gespräche Leibniz sich geweidet, begann die philosophische Ader lebendig zu rinnen. Und diesmal fand er im nationalen Bereiche selbst, an den bequem eindringenden Lehren Wolffs, die er in französischer Übersetzung mit Entzücken las, für eine Weile rationelle und religiöse Befriedigung zugleich, bis ihm der Gedankenaustausch mit Vol-

taire die entgegengesetzten Ansichten Lockes anmutend nahe brachte. Es kamen Zeiten, wo er von diesen weiter zum französischen Materialismus überging, dessen härteste systematische Ausbildung er zuguterletzt doch wieder mit idealistischen Waffen aus der alten deutschen Werkstatt bekämpfte [1]). Will man jedoch in solchem Wechsel ein Bleibendes erkennen, so ist es die philosophische Gesinnung schlechthin in der Bedeutung, die man in den letzten Tagen der Antike mit dem Worte verband, nach metaphysischer Seite vorwiegend skeptisch gefärbt, nach der ethischen stoisch entschlossen. Dort aber zog er aus der Verneinung die Konsequenz der Duldung, hier aus der Resignation die männliche Lehre der Pflichtliebe. In letzterer Hinsicht durfte er sich wohl mit einem Mark Aurel zusammenstellen, wie er denn nach dem herrschenden Geschmacke liebte, seine Phantasie mit Vorbildern des Altertums zu unterhalten; in ersterer sucht man seinesgleichen überall vergebens. Dem Historiker drängt sich eine Erinnerung auf, von der Friedrich selber allerdings schwerlich berührt worden, da er mit seiner Zeit über das Mittelalter als über eine finstere Kluft in der menschlichen Entwickelung hinwegsah. Schon einmal nämlich war im Laufe der christlichen Jahrhunderte aus deutschem Fürstenblut ein großer Herrscher hervorgegangen, der nicht aus Stumpfsinn oder Frivolität, sondern aus eingeborenem Mute selbständigen Denkens dem Lehrsystem der Kirche widersagt hatte. Aber der Staufer Friedrich II. stritt, von seinen politischen Zielen abgesehen, doch höchstens für die eigene Gewissensfreiheit; zumal auf Deutschland fiel von seinem Geiste kein anderes Licht, als das der Scheiterhaufen jener Ketzer, die er — die Genossen seines Unglaubens! — schweigend opferte. In Friedrich II. von Preußen dagegen entfaltete der Unglaube zum erstenmal eine positiv erlösende Kraft. Deutschland und die Welt sollten ihm das erste Beispiel unpolitischer Toleranz,

1) Vgl. A. Trendelenburg, „Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften im vorigen Jahrhundert“; Historische Beiträge zur Philosophie II, 310.

die ihren Zweck in sich selber trägt, verdanken. Natürlich mußte sich dazu in ihm dem Dogmenhaß eine tiefe Religiosität gesellen, als deren kräftigste Züge Demut und Selbstlosigkeit hervorstechen [1]). Bescheidener als er kann kein Mensch sich vor der dunklen Obmacht beugen, die er als Obhut, abermals aus Bescheidenheit, verschmähte, von deren Hand er — wie soll man es anders nennen als: aus dem frommen Gefühle menschlicher Niedrigkeit? — sogar eine überirdische Fortdauer nicht begehrte. Hingebender als er kann niemand beflissen sein, die Mitmenschen, die ihm das Schicksal untergeben, zum Guten zu wecken und zum Besseren zu fördern. Und wenn, woran gewiß am meisten die Gemütsbedrängnisse seiner Jugend schuld waren, in seinem Wohlthun etwas Herbes, an seiner Barmherzigkeit ein Anflug von Ironie erschien, so hat er dadurch um nichts minder verdient, daß ihm Voltaire früh und spät in Augenblicken des Enthusiasmus statt des königlichen Titels der Majestät den brüderlichen Eure Humanität entgegenrief [2]). Denn keinen anderen behandelte er herber als sich selbst, über nichts urteilte er ironischer, als über Fürstenrang und -stand, sobald er nicht mit dem sittlichen Ideal dieses Standes theoretisch, oder praktisch mit dessen Verwirklichung beschäftigt war.

Noch als Prinz, bevor ihm solche Praxis vergönnt ward, ging er daran, jene Theorie sich selber so ernsthaft zu entwickeln, daß er dem Andringen der Freunde, seine Arbeit auch dem Publikum zugute kommen zu lassen, keinen inneren Einwand entgegenzustellen vermochte. Die Widerlegung des Fürsten von Macchiavelli — denn eben im Gegensatz zu einer verderblichen politischen Lehre, der er noch eine verführerische Macht über seine Ranggenossen zutraute, ward er im Herzen der

1) Ein historisches Urteil über Friedrichs Religion läßt sich natürlich nur auf die Summe seiner uninteressierten Äußerungen gründen; charakteristisch sind unter diesen auch die jüngst bekannt gewordenen Randnoten zu Montesquieu: vgl. M. Posner in Sybels Histor. Zeitschrift XLVII, 193 ff., bes. Nr. 44 u. 48, S. 285 u. 287.

2) Schon 18. Juni 1740 und noch 6. Januar 1778. Oeuvr. XXII, 6; XXIII, 419.

wahren Grundsätze gewiß — ist ein Jahr vor seiner Thronbesteigung geschrieben und ward kurz nach derselben, unmittelbar vorm Tode Karls VI. als Antimacchiavell durch Voltaire in etwas abgeglätteter Gestalt unter bald enthüllter Anonymität herausgegeben. Das Büchlein, zu dessen Schöpfung sich Friedrichs historische, philosophische und litterarische Studien mit den Eindrücken der väterlichen Zucht und dem Schwunge seiner emporstrebenden Seele vereinigten, ist freilich nicht so bedeutend durch die objektiven Wahrheiten [1]) einer auf naturrechtlichem Grund erbauten politischen Ethik, wie durch die Stelle, von der es ausging als das subjektive Bekenntnis des edelsten fürstlichen Ehrgeizes. Der Erbe der unumschränktesten Herrschaft in deutschen Landen, gleich sehr von Drang und Kraft zu epochemachenden Thaten erfüllt, verkündete feierlich als seinen künftigen Beruf den Dienst des Staates, als den Zweck seiner Ruhmbegier die Wohlfahrt seines Volks. Mit der ältesten Form des modern romanischen Absolutismus, der italienischen, usurpatorisch-tyrannischen, die er in Macchiavelli vornehmlich bekämpfte, überwand so Friedrich zugleich die beiden jüngeren, die spanische, dynastisch-konfessionelle der Habsburger und die französische, persönlich-höfische der Bourbonen [2]), unter deren direkten oder indirekten Einwirkungen auch Deutschland bisher gestanden und gelitten. Statt ihrer führte er für das letzte Jahrhundert, das dem Absolutismus bei unserer Nation noch beschieden war, eine neue, vielmehr modern germanische, oder wenn man einfach will, die preußische Form desselben herauf, die magistratisch-populäre, welche instinktiv zwar schon von Friedrich Wilhelm angewandt worden war, nun aber erst durch den Sohn zum gemeingültigen Muster erhoben und, indem die Herrscher sich ihrer als einer Pflicht theoretisch bewußt wurden, in die geistigere Gestalt des aufgeklärten Absolutismus hinübergeläutert ward. Die Generation von 1740 zwar, welche den

1) J. K. Bluntschli, „Geschichte der neueren Staatswissenschaft", 3. Aufl., S. 260ff. überschätzt den objektiven Wert der Schrift.

2) So darf man die schöne Bemerkung W. Roschers ergänzen, „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland", S. 380f.

Antimacchiavell im ersten Moment mit jubelndem Erstaunen begrüßte, ward an dem reellen Werte dieses fürstlichen Programmes bald wieder irre, als sie den Verkünder einer neuen besseren Staatsmoral in seinen auswärtigen Unternehmungen dennoch die Wege der herkömmlichen politischen Unsitte wandeln sah [1]). Das spätere Geschlecht aber überzeugte sich hernachmals nicht bloß davon, daß der alte Fritz im inneren Regimente hielt, was der junge versprochen; es lernte auch an seinem lebendigen Beispiel begreifen, daß Kühnheit und Weisheit, Sinn für Macht und für Recht, kriegerische wie friedliche Größe neben einander in der Brust des Helden Raum haben.

Ein scharfsichtiger Leser hätte dies immerhin auch aus dem Antimacchiavell erschließen mögen. Wenn es jedoch im Gegenteil selbst Friedrichs Umgebung in Rheinsberg entgehen konnte, daß ihn noch ein prächtigerer Lorbeer lockte, als den die Musen zu verleihen pflegen, so hat sie die äußere Selbstbeherrschung des Thronfolgers über dessen innerste Natur getäuscht. Wie manche Leidenschaft ihm auch für immer vergällt worden, eine nährte er desto eifriger in mühsam gedämpfter Glut: das Verlangen nach Thatenruhm; und er hätte kein Jüngling sein müssen, wenn ihm nicht der des Schlachtfeldes dennoch am herrlichsten erschienen wäre. Ein Feldherr also dürstete ihn zu werden, gleich den ersten des Altertums oder gleich den Condé, Turenne und Eugen, ein Fürst im Siegeskranze wie sein Ahn, der große Kurfürst, oder wie die tapferen Schwedenkönige. Und wohl kann man sagen, daß ihn das Studium der Geschichte, mit dem er nun die höhere Wissenschaft des Krieges verband, so erst im Herzen zum Soldaten überhaupt gemacht. Nun endlich verehrte er aufrichtig im peinlichen Wesen der väterlichen Armee das rechte Mittel zum höchsten Zweck. Wie gerne zog er daher als Freiwilliger mit in den Reichskrieg von 1734,

1) Vgl. Jordan an Friedrich, Oeuvr. XVII, 75; die Pariser Strophe von 1741, bei Grünhagen a. a. O. I, 15, und besonders das „Enigme politique“ des Abbé von St. Pierre, herausgegeben von Droysen, Monatsber. der Berliner Akademie vom August 1878.

wo er Person und Strategie des Prinzen Eugen noch in ihren Ruinen mit Ehrfurcht betrachtete! Allein auch in seinen kühnsten militärischen Träumen behielt er stets zugleich das politische Interesse im Auge. Für seinen Staat sehnte er sich zu fechten und zu siegen; das war es, was ihn von Haus aus von Karl XII. unterschied. Schon mit neunzehn Jahren sprach er im Vertrauen lebhaft die Überzeugung aus, daß die zersprengten, übel umgrenzten Lande seines Hauses in Ost und West abrundender Erweiterung dringend bedürften. Hernach sah er mit blutendem Herzen infolge der zaudernden und ungewandten Politik des Vaters das Ansehen des innerlich erstarkenden Preußens trotzdem im Kreise der Mächte tief und tiefer sinken. Er sah, wie dessen gutes Recht auf Jülich-Berg mißgünstig zurückgewiesen, wie besonders von Österreich, aller Dienste wie Verträge ungeachtet, jede Rücksicht auf Brandenburg hintangesetzt ward. In solchen Prüfungen tröstete er seine Ungeduld damit, daß ihm selber bestimmt sei, dereinst nach all den Zurüstungen Friedrich Wilhelms zum Werke der Vergeltung zu schreiten [1]). Und durfte man nicht am Ende selbst die Isolierung, in die der Staat unter jenem Herrscher geraten, zu den glücklichen Erbstücken des Nachfolgers zählen? Die Hand, in welche so viel gesparte und geschonte Kraft überging, war nach außen völlig ungebunden.

Zwar vermaß sich Friedrich nicht des Glaubens, als ob Preußen so, wie er es überkam, allein im Kampfe mit der übrigen Welt sich auf eine höhere Stufe werde emporschwingen können. Indessen schöpfte er die Gewißheit der einen oder der anderen hilfreichen Allianz aus der Einsicht in die Parteiung Europas, an dessen Spitze er nur zwei wahre Weltmächte in polarem Gegensatz erblickte, Frankreich und England [2]). An

1) Friedrich an Grumbkow, bei M. Duncker, „Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III.“, S. 39.

2) Hist. d. m. temps, p. 206 sqq.; vgl. Droysen, „Abhandlungen“, S. 273 ff. Übrigens betont auch F. K. v. Hardenberg in der oben angeführten Relation, daß Frankreichs System unter Fleury weit mehr gegen England als gegen Österreich gerichtet gewesen sei, zur Verteidigung,

Österreich dagegen, in welchem die Doktrinäre der Politik noch immer den ebenbürtigen Widerpart Frankreichs sahen, erkannte er selbst mit durchbohrendem Blick den jähen Verfall, und so stieß er es denn in feindseliger Schätzung dreist in die zweite Reihe der Mächte hinab und scheute sich nicht, der defensiven Kraft desselben, die er nicht gering anschlug, die offensive Preußens an die Seite zu setzen. Ein Wagnis des Urteils, aus welchem das der Handlung Friedrichs und mithin die Umgestaltung Deutschlands entsprungen ist. Er selber gedachte jedoch dabei der deutschen Dinge nicht; in der Rechnung, die er anstellte, kamen nur europäische Größen vor. Ja, es gehörte zum Kerne seiner unbewußt national-reformatorischen Idee, daß er für die überlieferte Gestalt der vaterländischen Verfassung, mit welcher die bisher dominierende Stellung Österreichs aufs innigste zusammenhing, gar kein Interesse und demgemäß auch nicht die geringste Pietät besaß. Wenn in dem christlich-germanischen Gemüte seines Vaters trotz aller protestantisch-preußischen Ernüchterung doch immer noch ein Rest von schonungsvollem Gefühl der Verwandtschaft mit dem kirchlich-feudalen Charakter der wunderlichen Konstitution Deutschlands vorhanden gewesen, so war hingegen ihm bei dem rationalistisch-humanen Gehalt und der international-modernen Form seines Geistes auch das letzte Organ einer Reichsgesinnung abgestorben. Friedrich, der noch auf der Höhe seines Lebens die Reichshistorie nur aus der unwissenden Kompilation eines französischen Paters kannte [1]), der es im deutschen Staatsrecht niemals mit einem Göttinger Studenten hätte aufnehmen können, der, während er alle anderen Geschäfte bis ins kleinste leitend überwachte, einzig die Regensburger dem Belieben seiner Minister, ja dem Gutdünken seiner Gesandten überließ [2]), Friedrich hatte

wie Fleury selbst sagte, gegen die englische Tendenz nach Universalherrschaft zur See (Hann. Archiv).

1) Des Père Barre, vgl. „Pütters Selbstbiographie", S. 407.

2) Politische Korresp. IV, 298; vgl. R. Koser in Sybels Histor. Zeitschrift XLIII, 245, Anm. 3, und A. Beer, „Die Zusammenkünfte Josephs II. und Friedrichs II.", Archiv f. österr. Gesch. XLVII, 459, Anm. 1.

schon zu Anfang seiner Regierung zur Erklärung der Fortdauer jenes heiligen Reichs, unter dessen vornehmste Säulen er als Kurfürst zählen sollte, nur jenachdem den sarkastischen Grund bereit, daß lächerliche Dinge dem Menschengeiste angemessener seien als vernünftige, oder aber den ernst gemeinten, daß lediglich der Egoismus der europäischen Mächte über der Erhaltung dieses Zustandes wache [1]). So erschien es ihm als selbstverständliches politisches Gebot, dies von aller Welt abhängige Deutschland ebenso in den Dienst des preußischen Egoismus zu stellen. Und doch — ihm selber unsichtbar, ergriff an seiner Seite der Genius einer wahrhaft nationalen Zukunft unseres Volkes das Scepter.

Der heftigen Gemütsbewegung, in die ihn der Tod des Vaters, der plötzliche Übergang vom Zwang zur Freiheit versetzte, ward Friedrich augenblicklich Herr. Herr ward er ebenso augenblicklich seines Staates, seiner Umgebung, seiner Lage, seiner Aufgabe. Wie Heer und Beamte, so zeigten sich die Lande unterwürfig. Als der junge König bald darauf die Huldigung der Provinzen auf prunkloser Reise persönlich entgegennahm, sah man die ständischen Korporationen fügsam eingewöhnt in den Verlust ihrer politischen Rechte. Die königliche Familie, über die Friedrich Wilhelm als Haustyrann gewaltet, atmete auf wie alle Welt; aber keins ihrer Glieder erlangte Einfluß. Der alte Fürst von Dessau, der bei der ersten Begrüßung von Autorität sprach, sah sich in die allgemeinen Schranken verwiesen. Die Freunde blieben, was sie gewesen; niemand stieg zum Günstling auf. Eine Erinnerung an die eigenen Drangsale der Prinzenjahre that sich höchstens in Dankbarkeit oder Großmut kund; desto heller ward offenbar, was die harte Schule gefruchtet. Wie sahen sich alle die getäuscht, die auf einen Wechsel des Systems gerechnet! Und dennoch ward in die bewährten alten Schläuche neuer Wein gefaßt [2]). Den Generalen ward zur Schönheit die Brauchbarkeit der

1) Hist. d. m. temps, p. 187.

2) Vgl. Ranke, Preußische Geschichte IIII/V, 28 ff.

Armee, den Kommandierenden menschlichere Behandlung der Untergebenen, dem Militär überhaupt Rücksicht auf das bürgerliche Wohl, den Ministern und Behörden die Identität der Landes- mit den fürstlichen Interessen, im Zweifelsfalle der Vorzug der ersteren ans Herz gelegt. Während im übrigen Verwaltung, Wirtschaft und Finanzen in den sicheren Geleisen erhalten wurden, sah man beim Generaldirektorium eine neue Abteilung eigens für Industrie und Handel entstehen, um das Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit im Sinne höher kultivierter Länder zu erweitern. Die Sparsamkeit blieb, die Kargheit war vorüber. Zeremonie, Etikette, Pomp, die der Vater einst vom Hofe gejagt, erschienen unterm Sohne nicht wieder, wohl aber solider Schmuck und königlicher Anstand. Nicht zum Luxus, wie sie der Großvater gehegt, sondern um ihrer selbst willen beschloß der Enkel, Kunst und Wissenschaft nach tiefster Erstarrung neu zu beleben. An hervorragende Geister des Auslandes ergingen Einladungen und Anerbieten. Noch besseren Eindruck machte die sofortige Zurückberufung Wolffs auf seinen alten Lehrstuhl zu Halle, weil darin zugleich eine Sühne früherer Unduldsamkeit erkannt ward. Und so wurden nicht allein die lutherischen Sonderbräuche wieder erlaubt, vielmehr alsbald grundsätzlich eine parteilose Toleranz gegen alle Religionen ausgesprochen. Der freie Gedanke sollte sich indes auch äußern dürfen: Friedrich selbst ermutigte zur Gründung von Zeitungen. Wenn ferner bei der Aufhebung kirchlicher Ehehindernisse wohl auch Tendenzen der Bevölkerungspolitik im Spiele waren, so entfloß der Befehl zur Abschaffung der Folter ganz dem lauteren Quell der humanen Zeitideen.

Kurzum, ein Regiment begann, das in seiner Mischung aus konservativen und liberalen Absichten und Maßregeln aufs genaueste die Persönlichkeit des jungen Königs darstellte, wie sie aus der Verbindung von Natur und Erziehung hervorgegangen. Und so erschien er auch in seiner eigenen Haltung [1]): lebendig und voller Hoheit, klug und feurig, scharf

1) Die im einzelnen vielfach einander widersprechenden diplomatischen Schilderungen lassen sich doch im ganzen vereinigen; s. die französischen bei

und liebenswürdig. Eine elegante Gestalt von weltmännisch leichten Manieren auch in der strammen Offiziersuniform, die er selten mit dem festlicheren Hofkleide vertauschte; darüber ein frisches, klares Antlitz von feinen, aber bestimmten Zügen. Alles andere jedoch vergaß man anzuschauen über die wunderbar leuchtenden grauen Augen, deren geniale Gewalt durch freundlichen wie durch schrecklichen Zauber zu fesseln verstand, deren Strahl, am inneren Herd eines in Idealen auflodernden Geistes entzündet, zugleich unaufhaltsam hinausdrang durch alle Dünste des Scheins bis auf den festen Boden der Wirklichkeit. Wie sonderbar ward da bald den fremden Gesandten zumute, die sich mit der Hoffnung geschmeichelt, das diplomatische Geheimnis eines solchen Fürsten zu ergründen, dessen witzsprühende Rede so unlenksam daherbrauste wie ein Gebirgsbach, dessen kecke Offenheit sie ebenso verblüffte wie seine neckische Schelmerei! Zumal da von den beiden einzigen nennenswerten Gehilfen seiner durchaus selbständigen auswärtigen Politik, dem vorsichtigen Minister Podewils und dem treuen Kabinetsrat Eichel, der erstere so geschickt auszuweichen wie der letztere stumm verborgen zu bleiben wußte! [1]) Wie völlig fehl schlugen die Bemühungen König Georgs II., der mit seinem Schwager Friedrich Wilhelm in der bittersten Feindschaft gelebt, den in seinen Jugendphantasieen einst zu England neigenden Neffen nun mit warmen Worten an sein kühles Herz und somit Preußen ins Gefolge der hannöverischen Interessen hinüberzuziehen! Es hätte für Friedrich nicht erst der reuigen Warnung seines sterbenden Vaters bedurft, um ihn vor unreellen Allianzen

Ranke a. a. O., Analekten S. 569 ff., in den „Études diplomatiques“ des Duc de Broglie, Revue des deux mondes, t. XLVIII—L, und bei Valori, Mémoires I, 86 sqq., die englischen bei Raumer und Grünhagen a. a. O., die dänischen von Prätorius, Berl. Monatsschrift a. a. O., und die etwas jüngeren des hannöverischen Gesandten v. Schwichelt, mitgeteilt von Grünhagen, Zeitschrift für preußische Geschichte 1875, S. 611 ff. Frhr. v. Bielfelds „Lettres familières“ (2 Bde., 1763) sind dagegen höchstens allgemein physiognomisch brauchbar.

1) Vgl. Preuß. Staatsschr. I, Einleitung S. XVIII ff.

zu behüten. Dagegen beschloß er angesichts des drohenden Konfliktes zwischen England und Frankreich, mit der präcisen Frage an die Thür der einen wie der anderen Großmacht zu klopfen: mit welchen greifbaren Zugeständnissen im nahe bevorstehenden Erbfalle von Jülich-Berg man hüben oder drüben die Freundschaft des wohlgerüsteten Preußens erkaufen wolle.

Allein auf keiner Seite fand er ein aufrichtiges Entgegenkommen. In England wäre die traditionelle Verbindung mit Preußen auch jetzt populär gewesen, aber das Ministerium Walpole war zu entschiedenem Willen unfähig und glaubte, in der Jülich-Bergischen Sache weit eher auf die Wünsche Hollands oder anderer Staaten Rücksicht nehmen zu müssen. Die Verständigung mit Frankreich hätte Friedrich selber vorgezogen; nicht sowohl wegen seiner Hinneigung zur französischen Kultur — ein abenteuerlicher Besuch, den er bei Gelegenheit jener Huldigungsreise in Straßburg abstattete, brachte ihm sogar vom Takte der Franzosen eine geringere Vorstellung bei —, als vielmehr deshalb, weil er für eine kühn vordringende Politik die Gesellschaft Frankreichs für geeigneter hielt [1]). Wenn er jedoch dabei namentlich an das Beispiel Gustav Adolfs dachte, so war leider Fleury trotz aller künstlich berechneten Schmeicheleien Friedrichs kein Richelieu; er war weit davon entfernt, sich über Artigkeiten und Vertröstungen hinauszuwagen [2]). Zudem spielte man ja in Paris den Vormund der Wittelsbacher und wollte so nach dem Abgange von Pfalz-Neuburg der Linie Sulzbach gern auch die niederrheinischen Gebiete, wenigstens zum größten Teile, sichern. Und endlich, widersprach es nicht dem eigenen Vorteil Frankreichs, daß in diesen Gegenden eine stärkere

1) Hist. d. m. temps, p. 210.

2) Polit. Korresp. I, 4. 11. 23 u. s. w.; Valori bei Ranke a. a. O., S. 572. Wenn Hardenbergs Relation (Hann. Archiv) von Fleury richtig sagt: „il n'est pas insensible à la louange, pourvu qu'on ne lui donne pas de l'encensoir par le nez“, so kann es nicht befremden, daß dieser die übertriebenen Komplimente Friedrichs bald als unehrlich durchschaute; vgl. Fleury an Belleisle 17. Juni 1741, beim Duc de Broglie a. a. O. XLIX, 53.

deutsche Macht sich ansiedelte? Wenn Friedrich sich dem Kardinal durch den Mund seines eigenen Gesandten als einen unternehmungslustigen jungen Herrn darstellen ließ, auf dessen ehrgeizige Pläne die Errichtung von sechzehn neuen Bataillonen, wofür er die Mittel aus der Auflösung der unpraktischen Riesengarde des Vaters gewonnen, ein grelles Licht werfe, so konnte dies Argument seinem Verlangen nach dem Besitz von Düsseldorf wohl gar entgegenwirken. In Wahrheit jedoch sah Fleury in der selbstgewissen Art von Friedrichs Auftreten eher Eitelkeit, und dieser mußte hier wie dort erfahren, daß der Glaube an Preußens Energie durch Worte der Unterhandlung nicht wieder herzustellen sei. Indem er diese abbrach, beschloß er, ihn der Welt durch Thaten der Selbsthilfe aufzunötigen.

Zu den von Friedrich Wilhelm erduldeten Rechtskränkungen hatte es gehört, daß ihm in der kleinen, von den Oraniern überkommenen Herrschaft Herstall durch deren vermeinten Lehnsherrn, den Bischof von Lüttich, sowohl die Ausübung des Regiments als selbst die Veräußerung des Ländchens versagt worden war. Friedrich nun schlug jetzt den Weg der Gewalt ein, von dem er kurz zuvor den Kurfürsten von Mainz in einer Prätension wider Hessen-Kassel drohend zurückgeschreckt hatte [1]). Er stellte dem Bischof ein Ultimatum und ließ auf unbefriedigende Antwort preußische Truppen ins Lütticher Stift einrücken, wodurch der Gegner schnell gedemütigt und zu dem geforderten Kaufe des für Preußen nutzlos abgelegenen Landstriches bewogen ward. Ein anzüglich gehaltenes Dehortatorium des Kaisers, der selbst den Reichstag wider die preußische Thätlichkeit aufzumahnen versuchte, kam zu spät und hatte lediglich die Wirkung, den König in seinem Groll gegen Österreich zu bestärken [2]). Es war die letzte Handlung Karls VI. von Bedeutung, und auch sie von keiner glücklichen. In Rheinsberg, wo Friedrich die Herbsttage zubrachte, mit Vorbereitungen auf einen friedlichen Winter beschäftigt, unter Kunstgenuß, empfing

1) Preuß. Staatsschr. I, 5 ff.

2) Ebd. S. 30 ff. Adelung, Staatsbriefe I, 107 ff.

er die große Botschaft, daß sein ungnädiger Kaiser so früh das Todeslos gezogen habe. An ihn selbst erging in diesem Augenblicke der Ruf, das Los seines Lebens zu ziehen.

Nur wer ihn völlig verkannte, konnte wähnen, daß ihn der Gedanke an den Erwerb der Kaiserkrone jemals reizen werde. Als hohler Zierat wie sie ihm erschien, hätte er ja so bestenfalls den Fehler wiederholt, den er an der Königskrönung seines Großvaters rügte, zu einer Erhöhung der Würde zu schreiten ohne Steigerung der Macht [1]). Gerade dies letztere jetzt im günstigen Momente nachzuholen, dünkte ihn ererbte Pflicht. Es galt zugleich, der inzwischen angesammelten intensiven Kraft des Staates eine ausgedehnte Unterlage zu geben, dem territorialen Hauptkörper der gefährlich zergliederten Monarchie durch eine beträchtliche Verstärkung neues Leben zuzuführen. Die vereitelte Abrundung der westlichen Provinzen durch Jülich-Berg ließ sich leicht verschmerzen, denn siehe: hier war mehr denn Jülich-Berg! Friedrich beschloß, der Erbtochter von Habsburg Schlesien zu entreißen. Von den Hauptlanden des Hauses Österreich — man möchte, ähnlich wie Tacitus über jene Gegend, sagen: — durch konfessionellen Gegensatz und Gebirge abgeschieden, ward Schlesien ebenso durch seinen Strom, der dem Herrn der Marken und Pommerns zufließt, wie durch die Reste des Protestantismus unter seinen Bewohnern auf den in der Entwickelung begriffenen norddeutschen Staat hingewiesen. Und aus dem nämlichen geographischen und geistigen Verhältnis war der vornehmste Rechtstitel erwachsen, auf welchen Friedrich seinen politischen Entwurf teilweise zu stützen vermochte.

Denn eben den Impulsen der Reformation wie der Nachbarschaft nachgebend, hatte Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau auf Grund seiner Privilegien 1537 eine Erbverbrüderung mit dem Kurhause Brandenburg geschlossen, der zufolge diesem nach dem Aussterben der Piasten im Jahre 1675 die genannten ansehnlichen, um den Mittelpunkt von Schlesien gruppierten Gebiete hätten zufallen sollen, unbeschadet

1) Vgl. Heigel a. a. O., S. 47. 50. Hist. d. m. temps l. c.

der Oberlehnsherrlichkeit der Krone Böhmen, in deren Namen freilich Ferdinand I. schon 1546 eigenmächtig den Vertrag für nichtig erklärte [1]). Die Brandenburger hatten sich diesem einseitigen Spruche nie gefügt; sie erkannten es ebenso wenig als berechtigt an, daß ihnen die Nachfolge im oberschlesischen Herzogtum Jägerndorf, welches zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch einen fränkischen Hohenzollern käuflich erworben, zu Anfang des 17. auf einen märkischen übergegangen, von ihm jedoch im böhmischen Aufstande persönlich verwirkt worden war, vonseiten Österreichs abgesprochen und vorenthalten ward. Im lebendigen Gefühl solcher Anrechte wie im Schwunge seiner politischen und religiösen Tendenz hatte siebzig Jahr vor Friedrich der große Kurfürst mit Hinsicht auf den schon damals wahrscheinlichen Fall des Aussterbens von Österreich bereits einen ausführlichen, dem Urenkel wohlbekannten Plan zur Eroberung Schlesiens aufgesetzt, das sich die Brandenburger nimmermehr durch Sachsen oder andere minderbefugte Konkurrenten vorwegnehmen lassen dürften [2]). Hernach aber war derselbe Fürst in einer der raschen Wendungen seiner von leidenschaftlichen Wallungen des Gemüts nicht immer freien Staatskunst mit dem noch einmal frisch ausschlagenden Stamme Habsburg in eine enge Allianz getreten, der zuliebe er alle seine schlesischen Prätensionen gegen die Abfindung mit dem Kreise Schwiebus und anderen unbedeutenden Bewilligungen dahingab. Indem Österreich für den Verzicht auf jene Ansprüche Entschädigung gewährte, erkannte es sie nun doch im Moment ihrer Beseitigung als der Rede wert an. Indem es jedoch gleichzeitig in heimlicher Unterhandlung mit dem damaligen Kurprinzen sich von diesem die nach seinem Regierungsantritt wirklich vollzogene Rückgabe von Schwiebus ausbedang, verwandelte es den ganzen Handel in ein Scheingeschäft zum Schaden des Hauses Brandenburg und spielte diesem mit überkluger List zum mindesten das moralische Recht in die Hand, die toterklärten Forderungen in ganzem Umfange wieder aufleben zu lassen. Das war denn auch als-

1) Vgl. Grünhagen a. a. O., S. 119 ff.

2) Ranke, Preuß. Gesch. I/II, 518 ff. Polit. Korresp. I, 100.

bald geschehen, und wenn die Sache später gegen die Verhandlungen über Jülich-Berg in den Hintergrund trat, so mochte sie allerdings der aufwachsenden Maria Theresia ebenso unbekannt bleiben, wie sie ihren greisen Ministern erinnerlich sein mußte.

König Friedrich nun war von der Substanz seines Rechtes entschieden durchdrungen, wenn er auch dessen Darlegung und Erörterung seinen Räten und Publizisten anheimstellte [1]). Die Art und Weise, in welcher dies Recht ehedem von der Gegenseite behandelt worden, bestärkte ihn zusammt den Erfahrungen, die sein Vater in der bergischen Angelegenheit gemacht, in dem Entschluß, über die Linie des Erweislichen rächend hinauszugehen. Nicht minder deutlich ward ihm dadurch der Weg zur Ausführung seines Vorhabens bezeichnet. Er mußte von vornherein darauf bedacht sein, statt alles zahmen Diplomatisierens sich, wie sein Ahn gewollt, mit den Waffen in der Hand in den Besitz, und zwar ganz Schlesiens, zu setzen, selbst wenn er am Ende mit dem wichtigsten und bequemstgelegenen Teil des Landes vorlieb nehmen wollte. Und so ließ sich wohl auch am besten die allgemeine Idee der Gleichwertigkeit der preußischen und der österreichischen Macht so zu sagen schlagend darthun, jene Idee, die sein ganzes Herz erfüllte, aus der dies schlesische Unternehmen sowohl entsprang, als es nährend in sie zurückströmen sollte, von der indes zugleich auch seine geringsten Schritte Zeugnis ablegten, wie der Befehl, die Trauer um den Kaiser in Berlin genau auf das Maß der in Wien um Friedrich Wilhelm angelegten einzuschränken [2]). Von der pragmatischen Sanktion fühlte sich Friedrich durchaus nicht gefesselt; nicht allein deshalb, weil Österreich den mit seinem Vater darüber abgeschlossenen Vertrag notorisch gebrochen, sondern auch darum, weil es sich in der schlesischen Frage gar nicht um das neu konstituierte Gesamterbrecht, sondern um einen alten Partikularanspruch handle [3]).

1) Polit. Korresp. I, 91.
2) Ebd. S. 84.
3) Ebd. S. 134. 140 f. 145. 159 f. u. s. w.

Was den protestantischen Standpunkt betrifft, der für den Entwurf des großen Kurfürsten vor allem maßgebend gewesen war, so wird man dem Wunsche, den dieser dabei aussprach, seine Kirche in Schlesien aus der Drangsal des Papsttums zu erretten, in so positiver Fassung bei Friedrich höchstens mit politischer Absicht verknüpft begegnen, wenn er etwa seinen Oheim von England beim gemeinsamen Interesse der protestantischen Fürsten zu fassen sucht [1]). Allein was der Sohn des dreißigjährigen Krieges um des Evangeliums willen verabscheute, war dem Vorkämpfer des 18. Jahrhunderts um der Gewissensfreiheit willen ein Greuel. Nicht wider den Katholicismus zog er gen Schlesien zufelde, wohl aber wider den Druck, der in dessen Namen dort auch unter Karl VI. noch mit übertriebenem Religionseifer, wie selbst Bartenstein einräumte [2]), geübt worden. Oder wer will leugnen, daß der welthistorische Gegensatz, in welchen Friedrich sein ganzes Dichten und Trachten zu Österreich überhaupt gebracht, bewußt wie unbewußt auch diese zwar nicht eigentlich konfessionelle, jedoch religionspolitische Differenz umfaßte? Und wie es den genialen Menschen auszeichnet, daß die Totalität seines Wesens in großartiger Einheit unwillkürlich in Werk oder That hervorspringt, so griff hier alles: Jugendmut, Ruhmbegier, Vergeltungstrieb, Rechtsgefühl, Staatsgedanke, Weltanschauung zusammen in dem einzigen Entschluß zur Erwerbung Schlesiens.

Ein hemmendes Wechselfieber gewaltsam unterdrückend, berief Friedrich zwei vertraute Ratgeber zu sich, beide von zuverlässigem pommerischen Geblüt, neben dem Minister Podewils den Grafen Schwerin, den er als Vertreter einer höheren Geistesrichtung in der Armee gegenüber dem alten Dessauer kurz zuvor zum Feldmarschall ernannt hatte. Auch der Soldat aber erschrak so gut wie der Diplomat vor der politischen Verwegenheit seines jungen Königs. Während sich indes Schwerin alsbald auf seine Kompetenz zurückzog und nur für

1) Polit. Korresp., S. 186.
2) Arneth, Bartenstein, S. 172.

die militärische Aktion durchgreifende Energie auch seinerseits empfahl, hat Podewils auf die bestimmtere Gestaltung des Projektes im großen unverkennbaren Einfluß geübt. Indem er pflichtgemäß auf reifliche Prüfung aller Schwierigkeiten drang, suchte er zugleich gewissermaßen dem historisch Herkömmlichen neben der Originalität Gehör zu verschaffen [1]). Mit dem Einmarsch in Schlesien, in dem auch er die sicherste Grundlage der Unterhandlung erblickte, hätte er doch am liebsten bis auf den Vorgang einer sächsischen Invasion in Böhmen oder auch in Schlesien selbst gewartet, wodurch das Auftreten Preußens einen defensiven Charakter erhalten haben würde. Allein Friedrich lebte und webte nicht nur überhaupt, seiner Stärke sich bewußt, im Gedanken der Initiative: er hielt es auch besonders für geboten, Sachsen zuvorzukommen [2]), dessen eigenes Streben nach einer Landverbindung mit Polen die schlesischen Absichten Preußens prinzipiell durchkreuzte.

Für den kühnen und selbständigen Anlauf, auf dem er bestand, unterschied jedoch der König nach seiner Auffassung der Weltlage von Haus aus zwei einander entgegengesetzte Arten europäischer Deckung. Er sah eine solche entweder aufseiten der Seemächte und der übrigen Freunde der pragmatischen Sanktion, wozu es freilich einer friedlichen Verständigung mit Österreich selbst bedurfte. Friedrich war bereit, dem letzteren für die Abtretung Schlesiens die Verteidigung aller anderen deutschen und niederländischen Erblande, die Kaiserwahl des Lothringers, die Cession seiner eigenen Rechte auf Jülich-Berg und auf Verlangen überdies eine stattliche Geldhilfe zu bieten. Oder aber er fand Schutz in Anlehnung an Frankreich und die natürlichen Gegner der Sanktion in Deutschland, vornehm-

1) Die Rheinsberger Beratungen hat nach dem Vorgang von Ranke, Preuß. Gesch., und Droysen, Friedrich d. Gr., am meisten eingehend Grünhagen a. a. O., S. 45 ff., und in einem eigenen Aufsatze „Friedrich d. Gr. am Rubicon", Sybels Histor. Zeitschrift XXXVI, 107 ff. untersucht. Die wichtigsten Aktenstücke liegen jetzt öffentlich vor Polit. Koresp. I, 74 ff. 84 u. s. w.

2) Polit. Korresp. I, 90.

lich Bayern und Sachsen, woraus sich dann mit Notwendigkeit eine Teilung der habsburgischen Monarchie, sowie die Wahl Karl Alberts zum Kaiser ergab. In diesem Falle mußten wohl die niederrheinischen Ansprüche Preußens den Wittelsbachern in den Kauf gegeben werden. Gegen den ersten, verhältnismäßig konservativen Weg, auf dem, wenn es rasch zu einem Ausgleich der preußischen und österreichischen Interessen kam, ein großer Kontinentalkrieg vielleicht zu vermeiden war, hatte Friedrich übrigens nichts einzuwenden, als daß er in der Scharfsichtigkeit seiner Abneigung gegen Wien den Habsburger Stolz von vornherein für unfähig hielt, sich ohne Kampf vor Preußen zu demütigen [1]). Sonst war er keineswegs so kriegslustig, daß er sein Ziel der Aneignung Schlesiens und der Aufrichtung seines Staates neben Österreich nicht auch, wenn es möglich war, durch friedliche Mittel hätte erreichen wollen. Von dem anderen, mehr revolutionären Wege schreckte ihn weder ein nationalpatriotisches Bedenken gegen einen neuen europäischen Krieg in und um Deutschland ab, noch gar der ihm gänzlich fremde Wunsch, Österreich als Großmacht eben im deutschen Interesse zu erhalten. Doch konnte er sich auf die entschiedene Verbindung mit Frankreich und Genossen nur unter der Bedingung einlassen, daß er an deren Politik eine ausdauernd kräftige Stütze fände; eine Hoffnung, zu welcher, von der Schwäche Bayerns und der Eifersucht Sachsens abgesehen, die Eindrücke der früher mit Fleury gepflogenen Verhandlungen ihn wahrlich nicht ermutigten. Bei dieser Sachlage hätte es wohl am meisten seinem Sinn entsprochen, in gelassener Erwartung eines deutlichen Entgegenkommens von der einen oder der anderen Seite, zwischen beiden hindurch mit festem Schritt auf seinen nächsten Zweck loszugehen. In solchem Geiste ließ er sich nicht allein von dem Gedanken der schleunigen militärischen Besetzung Schlesiens nicht abbringen, sondern überzeugte auch seine Ratgeber von der Richtigkeit desselben. Soviel aber erreichte Podewils andererseits doch, daß

1) Polit. Korresp. I, 85.

Friedrich sich beflissener und ernsthafter, als es mit seinem treffenden Vorgefühl vereinbar war, sogleich um ein gütliches Abkommen mit Österreich bemühte, wodurch seine Stellung und Bewegung eine Zeit lang etwas Zweideutiges bekam, bis ihm die ausgesprochene Feindschaft der Wiener Regierung eine einfache Haltung wiedergab.

So räumte er unbedenklich, als einer der ersten, Maria Theresia den königlichen Titel ein und erwiderte deren Gemahl, der sich in Erinnerung persönlicher Bekanntschaft vertraulich an ihn wandte, mit freundlicher Artigkeit; allerdings nicht ohne sofort auf den notwendigen Entgelt der Dienste hinzudeuten, die man von ihm erwarte [1]). So ließ er ferner, um diese Dienste unentbehrlicher erscheinen zu lassen, in Wien wie bei den Seemächten von den Gefahren, die der pragmatischen Sache vonseiten Frankreichs, Bayerns und Sachsens drohten, übertriebene Schilderungen entwerfen, während er in Wahrheit das Zaudern Fleurys mit Ungeduld beobachtete, von Karl Albert nur so viel erfuhr wie alle Welt, seinen Protest und dessen Abweisung, und sehr genau den Entschluß des Dresdener Hofes kannte, die Sanktion so lange zu respektieren, bis sie von anderer Seite thätlich angegriffen werde [2]). Während er aber so mit all der List, in welcher sich die unredliche Diplomatie jenes Zeitalters berufsmäßig zu überbieten gewohnt war, wenn nicht den europäischen Konflikt selber, den er allenfalls entbehren mochte, so doch das Gespenst desselben, dessen erschreckende Wirkung er dringend bedurfte, heraufzubeschwören strebt, betreibt er zugleich mit rastlosem Eifer das frischere und reinere Geschäft der kriegerischen Rüstung. Nichts kam ihm dafür gelegener, als der russische Thronwechsel und die Umwälzungen, die darauf folgten; denn statt der Unterstützung Österreichs durfte er nun von dorther Wohlwollen gegen Preußen gewärtigen. Sein Herz verspricht ihm also gute Vorzeichen, wie seine Truppen glücklichen Erfolg; und dennoch fühlt er wohl,

1) Polit. Korresp. I, 81.
2) Ebd. S. 88. 112 u. s. f., S. 87, Anm. 1.

daß er das kühnste, schneidigste und größte Unternehmen beginne, dem sich jemals ein Fürst seines Hauses unterzogen [1]).

Von Rheinsberg nach Berlin zurückgekehrt, erfüllte Friedrich den Tag mit emsigster Arbeit, um des Abends die Gesellschaft durch Geist und Laune zu entzücken. Je deutlicher sich die geheimnisvolle Gestalt seines Vorhabens in ihren Schleiern zu rühren begann, desto aufgeregter ward die Verlegenheit der Gesandten, der Höfe, des Publikums. Ein dreister englischer Diplomat riet auf eine durch häufige Lektüre Rollins erhitzte Phantasie, deren Ausgeburt der Plan sei, Cyrus oder Alexander nachzuahmen. Voltaire, der bei seinem ersten Besuch in Berlin statt des erträumten Mäcen einen Achill in seinem Zelte singend fand, spottete mit französischem Hochmut über den König der Grenzstriche und witterte, gleich seinen Landsleuten, ein mit Österreich abgekartetes Spiel. Nur mit dem größten Widerstreben entschloß sich der zurückgesetzte König Georg, an die so unregelmäßige Handlungsweise seines Neffen zu glauben. Ludwig XV. gar kam allmählich dahinter, daß Friedrich ein Narr sei [2]). Aber nicht das Ausland allein hatte zum erstenmal seit geraumer Zeit Anlaß, dem frischen Wagestück eines deutschen Fürsten sein ehrenvolles Mißvergnügen zu bezeigen; auch die Perrücken in den Ratsstuben des Reichs gerieten in unwilliges Schütteln: Weit aussehend! lautete das mildeste Urteil der Trinkgespräche [3]). Die Berliner selber, spießbürgerlich und naseweis zugleich, weissagten ein klägliches Ende. Der alte Dessauer, der daheimbleiben sollte, weil der König ohne Hofmeister ins Feld zu ziehen wünschte, that es allen im Unken-

1) Polit. Korresp. I, 96. 102.

2) Raumer a. a. O., S. 74. 97; Oeuvr. d. Fréd. XXII, 51; Ranke a. a. O. III/IV, 571; Grünhagen, Der erste schles. Krieg I, 66; Arneth, Maria Theresia I, 389.

3) Auf die Stimmung dieser Kreise deutet wohl der Frankfurter Olenschlager, Geschichte des Interregni I, 126; kenntlicher erhellt sie aus Regensburger Berichten, z. B. des hannöverischen Gesandten Hugo (Hann. Archiv). Vgl. auch die Satire in „Des Hrn. v. Loen ges. kleinen Schriften" (Frankfurt und Leipzig 1750) II, 5 ff.

ruf zuvor [1]). Aber Friedrich ließ sich nicht einschüchtern. Marchese Botta, der als außerordentlicher Botschafter von Wien her das erste Befremden überbrachte und die ersten bestimmten Eröffnungen empfing, schilderte warnend die Überschwemmung der Straßen im bedrohten Schlesien. Er bekam zur Antwort, daß es schlimmstenfalls ein bißchen Reiseschmutz abgeben werde. Der Schönheit des preußischen Heeres hielt er die Kriegserfahrung des österreichischen entgegen. Ihr werdet bald merken, daß meine schönen Truppen auch gut sind! rief ihm Friedrich zu. Auf sie verließ sich ja der junge Held als auf seine einzigen Verbündeten. Die Offiziere der Berliner Garnison hat er vorm Ausmarsch an den Ruhm von Warschau und Fehrbellin gemahnt. Des Morgens nach einem Maskenball eilt er ihnen nach an die Grenze. Von Crossen aus, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, Ehre oder Untergang vor Augen, überschritt er am 16. Dezember 1740, wie er es klassisch nennt, den Rubicon [2]).

Ein Gleichnis von ernster historischer Bedeutung. Für das altersgraue römische Reich deutscher Nation begann in diesem Augenblick in der That ein neuer Bürgerkrieg. In Friedrichs Seele siegten, indem er ihn freiwillig eröffnete, wie einst in der Cäsars, das Bewußtsein der Kraft und die Ahnung des Glücks über das Gefühl der Verantwortung. Die Geschichte darf ihn von der letzteren deshalb nicht lossprechen; aber sie muß mit Freuden anerkennen, daß der Würfel, den er keck für Preußens Einsatz gegen Österreich fallen ließ, den reichsten Gewinn am Ende der Sache Deutschlands zugespielt.

1) Über Leopold von Dessau vgl. Polit. Korresp. I, 111. 117; Hist d. m. temps (von 1746), p. 217. Über das Berliner Publikum spricht nur die Redaktion von 1775 eingehend Oeuvr. II, 58; doch gewährt der Briefwechsel mit Jordan von 1740 Bestätigung; vgl. Oeuvr. XVII, 74 sqq.

2) Hist. d. m. temps, p. 216—217; Polit. Korresp. I, 147—148.

Zweites Kapitel.

Zeiten des ersten schlesischen Krieges [1]).

Das schöne Schlesien, dessen winterlicher Boden nun den festen Tritt der preußischen Regimenter spürte, hatte noch nie so wie damals im Vordergrund unserer Geschichte gestanden. Mit

1) Zu den beim ersten Kapitel genannten Monatsschriften treten mit Beginn des Krieges die Journale: „Schlesische Kriegsfama" (9 Hefte, Frankfurt u. Leipzig 1741—1742) und „Haymanns gesammeltes (später ‚neu eröffnetes') Kriegs- und Friedensarchiv" (13 Bde., Leipzig u. Görlitz 1744—1754). Mit der Kaiserwahl setzt ein: „Histor. Sammlung von Staatsschriften unter Kaiser Karl VII." (3 Bde., Frankfurt 1744 bis 1747) und J. J. Mosers „Staatshistorie Teutschlands unter der Regierung Karls VII." (2 Bde., Jena 1743—1744). — Zur Geschichte der Wahl und Krönung: J. J. Moser, „Karls VII. Wahlkapitulation mit Beilagen und Anmerkungen" (3 Bde., Frankfurt 1742—1744); feuilletonistisch-illustrierend: „Des Herrn v. Loen gesammelte kleine Schriften" (Teil II, Frankfurt und Leipzig 1750). — Von schlesischen Lokalquellen sind die wichtigsten publiziert von G. A. H. Stenzel, in Bd. V der „Scriptores rer. Silesiacar." (Breslau 1851); andere in der „Zeitschrift für Gesch. und Altertum Schlesiens" und sonst zerstreut, verwertet besonders bei Stenzel, „Geschichte des preußischen Staates", Bd. IV (Hamburg 1851), und C. Grünhagen, „Geschichte des ersten schlesischen Krieges" (2 Bde., Gotha 1881). — Das letztgenannte Werk tritt außerdem durch seine ausführliche archivalische Begründung den politischen Darstellungen der Ranke, Droysen, Arneth u. s. w. ergänzend an die Seite, während L. v. Orlich, „Geschichte der schlesischen Kriege" (2 Bde., Berlin 1841) rein kriegsgeschichtlich gehalten und hauptsächlich wegen der beigebrachten Urkunden von Belang ist. Militärische Betrachtungen giebt ebenfalls zum Teil aus urkundlichem Material K. W. v. Schöning, „Die fünf ersten Jahre Friedrichs d. Gr." (Berlin 1857). Umfassender und gediegener ist vonseiten der österreichischen Armee die Geschichte der beiden schlesischen Kriege und des österreichischen Erbfolgekrieges nach Feldzügen bearbeitet in den Jahrgängen 1822—1832 der Österr. militärischen Zeitschrift. — Von neu publizierten Quellen kriegsgeschichtlichen Charakters genügt es zu nennen: die von Droysen im Beiheft

den politischen Trutzbauten deutscher Nation gegen Osten, mit der Mark Brandenburg oder dem Ordensstaate durfte man es schwerlich vergleichen. Wie in der gutmütigen, leichtlebigen Art seiner echt mitteldeutschen Bewohner, so walteten in seiner historischen Entwickelung die gelinden und freundlichen Züge vor. Ein Schiedsspruch Kaiser Friedrichs I. im Bruderzwiste polnischer Fürsten gab dem Lande zunächst ein dynastisches Eigenleben. Die so zur Selbständigkeit abgezweigte Piastenlinie stattete dann durch freiwillige Germanisierung der Hauptmasse ihres Gebiets dem Reich ihren Dank ab, wandte bald Polen für immer den Rücken und ordnete sich in friedlichem Vertrage der böhmischen Krone bei. Schon einmal haben da, vermöge der phantasievollen Übergangspolitik der Luxemburger, Schlesien und Brandenburg dem nämlichen Herrn gehorcht, und dem feinen Blicke Karls IV. blieb der Segen ihrer Verbindung nicht verborgen. Aber während die Mark unter den Hohenzollern rasch sich selber zurückgegeben ward, rang sich Schlesien in der Hussitenzeit nur innerlich von Böhmen los, um dafür desto williger die Reformation als eine zweite, geistige Einwanderung des Deutschtums bei sich aufzunehmen.

zum Militär-Wochenblatt (Berlin 1875—1877) herausgegebenen eigenen „Kriegsberichte Friedrichs d. Gr. aus den beiden schlesischen Kriegen", und die „Berliner Berichte aus der Zeit des ersten schlesischen Krieges" von F. C. v. Geuder, herausgegeben von C. Meyer, Zeitschr. für preuß. Gesch. XVII (Berlin 1880); von längst bekannten seien erwähnt: [v. Stille] „Les campagnes du roi avec des reflections" etc. (2 Tle. 1762), die Jahre 1742—1745, und das allgemeine (Mauvillon zugeschriebene) Werk „Histoire de la dernière guerre de Bohème" (3 Bde., Frankfurt 1745—1747), die Jahre 1740—1745 behandelnd. — Urkundliches Material zur Kriegsgeschichte bieten von französischer Seite die „Campagnes de Mss. les maréchaux Broglie et Belleisle" (mit den späteren der Maillebois, Noailles und Coigny zusammen 20 Teile, Amsterdam 1760 bis 1773). Von diplomatischen Memoiren sind die erheblichsten die „Mémoires des négociations du marquis de Valori" (2 Bde., Paris 1820); aus ungedruckten Quellen schöpfte neuerdings Duc de Broglie in den bereits genannten „Études diplomatiques", Revue des deux mondes, t. XLVIII—L (Paris 1881—1882).

Nur war zugleich von der anderen Seite her das Geschlecht von Habsburg eingezogen, und hatte sofort auch hier jenen Kampf eröffnet, der seinen Namen — vielleicht im Himmel, gewiß auf Erden — so denkwürdig macht. Der Protestantismus, anfangs über ganz Schlesien verbreitet, ward bis zum westfälischen Frieden auf das mittlere und niedere Land eingeschränkt, wo in der vollständigen Germanisierung höhere Kultur wurzelte. Hernach aber hob dort ebenso die Verfolgung an, deren List und Gewalt indes über die geduldige Treue des Volks in der Tiefe wenig vermochte. So erschien noch zu rechter Stunde, gleichsam als fahrender Ritter, König Karl XII., um wenigstens den Bruch der Bestimmungen von Osnabrück zu untersagen; so daß in den durch diese begünstigten Gebieten über hundert weggenommene Kirchen zurückgegeben werden mußten. Überhaupt jedoch machte diese gute Schwedenthat so viel Eindruck, daß seitdem der europäische Anstand sorgfältiger gewahrt ward. Während das katholische Bekenntnis durchaus im Besitze seiner offiziellen Vorrechte blieb, änderte die Regierung Karls VI. immerhin die Methode der Propaganda, indem sie so zu sagen statt des Schlägels den Bohrer zur Hand nahm; ein auf die Dauer nicht minder gefährliches Werkzeug, da mit der Energie des Angriffs allmählich auch die des Widerstandes nachzulassen drohte. Denn schon war im allgemeinen die Kraft des schlesischen Volkes und Landes im Sinken [1]). Der einst so großartige Zwischenhandel, ja die weltberühmte Leinweberei sogar, gingen sichtlich zurück, und nicht bloß wegen der veränderten Konjunkturen. In der zunehmenden Verschuldung der Güter verriet sich die lässigere Landwirtschaft des Adels. An dem glänzenden Treiben der Hauptstadt fiel selbst dem reisenden Westdeutschen von Stande die schwelgerische Genußsucht, das Emporstreben der Eitelkeit

1) Vgl. außer H. Wuttke, „König Friedrichs d. Gr. Besitzergreifung von Schlesien", Bd. II (Leipzig 1843), den Aufsatz von Grünhagen: „Schlesien in den letzten Jahrzehnten österr. Herrschaft", Zeitschrift für Gesch. Schlesiens XV, 33 ff.

auf [1]. Die gelehrte Kunstpoesie, einst am Pfropfreise der Schulbildung dem an sich wenig saftvollen kolonialen Stamm entblüht, die ein Jahrhundert lang fast dem gesamten Deutschland durch Lehre wie Beispiel zum Muster gedient, war nun verwelkt. Ein formales Talent anderer Richtung, das in dem Philosophen Wolff, einem geborenen Breslauer, hervorgetreten, hatte sich der Heimat früh entfremdet.

An alledem trugen ohne Zweifel die Mängel der öffentlichen Verfassung mit die Schuld. Nach den organisatorischen Anläufen, die auch in Schlesien der Erwerber Ferdinand I. gemacht, hatte sich die habsburgische Staatskunst damit begnügt, etliche Funktionen der Landesgewalt den Ständen nach und nach zu entwinden, während sie ihnen mit der Ausübung anderer die Fähigkeit beließ, durch das tote Gewicht ihrer erstarrten Körperschaft den nötigsten Fortschritt zu hemmen. In diesen Fürsten und Ständen Schlesiens — denn wirklich setzte sich die oberste ihrer drei Kurien noch aus fürstlichen Inhabern alter Teilherzogtümer zusammen — oder dem Conventus publicus wie sie im verwaltenden Ausschuß genannt wurden, mochte der deutsche Patriot im kleinen gewisse reichsmäßige Züge wiederfinden. Denn auch hier sah man Aristokratie und Patriziat in einer föderativen Form vertreten, die neben dem Standesinteresse noch dem örtlichen Partikularismus zum Ausdruck verhalf. Besonders machte sich der letztere geltend bei der wichtigsten den Ständen verbliebenen Befugnis, die jährlich im Bausch bewilligte allgemeine Steuer selbständig umzulegen und einzutreiben. Indem man dabei, wiederum dem Reichsmatrikularwesen nicht unähnlich, fortwährend einen im Jahre 1527, noch dazu flüchtig entworfenen Kataster als Grundlage beibehielt, kam man zu finanziellen Ergebnissen, welche niemals der Leistungsfähigkeit des Ganzen entsprachen, wohl aber den wirtschaftlichen Verfall einzelner Glieder herbeiführten oder beschleunigten. Die Regierung andererseits war zu schlaff, die längst als unumgänglich erkannte Steuerreform ernstlich durch-

1) H. v. Loen, Kleine Schriften IV, 380 ff.

zusetzen. Der Versuch, den sie mit Einführung einer drückenden und dennoch unerklecklichen General-Accise machte, vermehrte nebst anderen ökonomisch verkehrten Maßregeln nur die Last der Zustände wie den Schwall der Klagen [1]).

So geschah es, daß den fernen Herrschern, von denen länger als ein Jahrhundert keiner im Lande gesehen worden, bisher zwar selbst in evangelischen Kreisen nach der dumpfen Sitte der Zeit eine resignierte Anhänglichkeit bewiesen ward, daß aber andererseits auch die katholischen über die gelassene Stimmung einer gehorsamen, jedoch häufig mißvergnügten Ergebenheit nicht hinausgingen. Und am wenigsten hätten sich gerade die Schlesier an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den übrigen habsburgischen Erblanden erwärmt. In durchaus territorialer Empfindung stellte man sich sogar mit Böhmen und Mähren höchstens in unzufriedener Abschätzung der eigenen Beschwerden zusammen. Überaus engherzig zeigte sich das Land dem gemeinsamen militärischen Bedürfnis der Monarchie gegenüber. Die geringen Garnisonen, mit denen die seit dem dreißigjährigen Kriege nie bedrohte Provinz belegt war, galten der Bevölkerung für schlimme Gäste; von ihrem Rechte, selbst beim bloßen Durchmarsch kaiserlicher Truppen dreinzusprechen, machten die Stände den hinderlichsten Gebrauch. So waren denn natürlich auch die Festungen nicht in bester Pflege. Es kostete Mühe, sie auf die erste Kunde von der bevorstehenden feindlichen Überziehung einigermaßen haltbar auszurüsten und mit den wenigen, eiligst aus Ungarn herbeigerufenen Mannschaften rechtzeitig zu besetzen. Nicht einmal so viel aber wollte sich das ebenfalls umwallte Breslau gefallen lassen. Stürmisch erregt, erhob sich die Bürgerschaft gegen den Rat und zwang ihn zur Ablehnung jeder anderen Besatzung, als der eigenen Miliz, die, wie vor hundert Jahren, den Freiheiten der Stadt gemäß deren Verteidigung übernehmen sollte. Bei dieser Lage der Dinge mußte die Einnahme Schlesiens durch die Preußen

1) Vgl. des Verfassers Aufsatz: „Die pragmat. Sanktion in Schlesien“, Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens XIV, 307 ff.

zunächst überaus leicht vonstatten gehen. Der politischen und militärischen Überraschung kam die an Wehrlosigkeit streifende Unbereitschaft des Landes und eine Passivität der Einwohner, die bei der Mehrzahl bald genug in Wohlwollen umschlug, auf halbem Wege förderlich entgegen.

Anfangs führte Friedrich nur ungefähr 20000 Mann herein, die jedoch alsbald durch Nachschub um die Hälfte vermehrt und im nächsten Frühling auf die doppelte Anzahl gebracht wurden. Nachdem er zur Einschließung Glogaus eine Abteilung unterm Erbprinzen von Dessau zurückgelassen, zog er selbst am linken Oderufer aufwärts gegen Breslau, während Schwerin mit eigenem Kommando über Liegnitz hin dem Gebirge zubog, um längs desselben gleichfalls nach Südosten vorzudringen. Ein Patent Friedrichs an die Schlesier, welches im Hinblick auf die damals noch möglich erscheinende Verständigung mit Österreich den preußischen Zug als einen in freundlicher Absicht unternommenen Akt der Sicherung darstellte, erweckte momentan auch hier den Glauben an ein geheimes Abkommen, der jedoch durch einen scharfen Gegenerlaß des Breslauer Oberamts ebenso geschwind zerstört ward. Doch täuschte sich die Behörde, wenn sie meinte, durch solche Aufklärung dem Gegner Abbruch zu thun, da dieser pünktlich sein Versprechen hielt, bei friedlichem Betragen der Bevölkerung jedermann ohne Ansehen der Religion in allen seinen Rechten zu schützen. Die straffe Mannszucht der Truppen, die Leutseligkeit des jungen Königs, welche sogar die Herren Jesuitenpatres an sich erfuhren, beschwichtigten in der That jegliche Besorgnis, die im ersten Augenblick etwa die Römischgläubigen befallen hatte. Von Widersetzlichkeit zeigte sich deshalb nicht die Spur. Jener Bürgermeister von Grünberg, der sich weigerte, dem preußischen Offizier die Stadtschlüssel zu übergeben, aber nichts dawider zu haben erklärte, wenn dieser sie selbst vom Tische nähme, gewährt ein Bild der allgemeinen Haltung. Die Landstände der Einzelfürstentümer boten zur Regelung von Marsch und Zufuhr willig die Hand. Andererseits begleiteten wohl Privatgespräche wie Tagebuchnotizen der Protestanten das

Vorrücken der preußischen Kolonnen mit nicht ganz verhohlener Teilnahme. Wie aber hätten sie mit dieser Gesinnung offen ans Licht treten sollen, so lange dem gemeinen Verstande die ganze seltsame Begebenheit ebenso unberechenbar in Fortgang und Endresultat erscheinen mußte, wie sie unvermutet hereingebrochen? In solchem Geiste handelte denn auch das dem Bekenntnis nach überwiegend evangelische, in politischer Beziehung nahezu freistädtisch autonome Breslau, als Friedrich mit dem Neujahr 1741 vor seinen Thoren anlangte. Mit der beschlossenen Selbstverteidigung ließ sich schon darum nicht Ernst machen, weil man die Vorstädte verschont hatte, mit voller Zustimmung übrigens der dort vornehmlich begüterten Stifter und Klöster. So ging also der Rat in Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg einen förmlichen Neutralitätsvertrag mit den Preußen ein, woran sich auch Friedrich vorläufig durchaus genügen ließ, während er sich für den Fall künftiger Änderung der Verhältnisse freie Hand vorbehielt [1]. Wie er dann einritt als Gast und sich gegen alle Welt königlich und liebenswürdig zeigte — nur das Oberamt als Zentrum der österreichischen Landesregierung ward aufgelöst und seine Mitglieder ausgewiesen —, wie er bei Tafel Breslau über Nürnberg, Augsburg und Danzig pries und des Abends selber zum Tanz antrat wie weiland Gustav Adolf mit den Augsburger Geschlechtertöchtern: da fiel auf die alte Oderstadt, die unter Kaiser Sigismund einst einen deutschen Reichstag gehegt, noch zuguterletzt gleichsam ein Scheidestrahl von unabhängiger Bürgerherrlichkeit. Doch war das leider nur eine bedeutungslose Höflichkeit der Geschichte. Mit dem fröhlich realistischen Gefühl, daß Breslau ihm gehöre, führte Friedrich seine Scharen weiter [2].

Ohlau ergab sich ohne Kampf und ward für Magazine bestimmt; das festere Brieg mußte vorderhand umringt und beobachtet werden. Und zugleich stieß der Vortrab des Schwerin-

1) Grünhagen, „Friedrich d. Gr. und die Breslauer" (Berlin 1864), S. 78.

2) Polit. Korresp. I, 169.

schen Corps auf den ersten Feind im offenen Felde. Denn hinter der Neiße, an der Grenze des katholischen Oberschlesiens, harrte Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne mit den anderthalbtausend Mann, die ihm nach Besetzung der Festungen übrig geblieben. Bei Ellgut, unweit Ottmachau, begann im leichten Scharmützel preußischer Husaren mit Lichtenstein-Dragonern das Blut zu fließen, das seitdem ein Menschenalter hindurch so schwer zu stillen war. Ottmachau selbst ward erst durch ernsteren Strauß gewonnen. Dagegen führte das von Friedrich angeordnete Bombardement der Festung Neiße nicht zum Ziele, da hier die Stärke des Platzes, die Pflichttreue des protestantischen Kommandanten, Obersten von Roth, und die sehr entschiedene Stimmung der streng katholischen Bewohner sich zu hartnäckiger Abwehr verbanden. Das schlesische Rom, wie man sonst im Lande, oder das Pfaffennest, wie der König selbst den stattlichen Nebensitz der Breslauer Bischöfe nannte, ward für seine Ausdauer durch ein Lobschreiben Maria Theresias belohnt [1]). Glatz, das man eigentlich schon zu Böhmen rechnete, war vor einem Handstreich durch einen Verhau der Gebirgsstraße behütet worden. Dafür schob nun Schwerin, indem er Browne nach Mähren zurücktrieb, seine Leute bis auf die Höhe des Jablunkapasses an der ungarischen Bergscheide vor; so daß, da jetzt auch jenseit der Oder das Namslauer Schloß der Beschießung erlag, König Friedrich, als er im Februar einen kurzen Aufenthalt in Berlin nahm, ganz Schlesien bis auf jene drei Festungen, Glogau, Brieg und Neiße, durch die glatteste aller großen Eroberungen aus österreichischem in preußischen Besitz übergeführt sah. Die Ernte, möchte man sagen, lag geschnitten da, bevor noch das Gewitter aufgezogen — geschnitten, aber noch nicht eingebracht.

Sofort nach dem Einmarsch hatte Friedrich durch seinen ständigen Gesandten, Borcke, sowie durch einen außerordentlichen Bevollmächtigten, den Oberhofmarschall Grafen Gotter,

1) Orlich, Schles. Kriege I, 301; Script. rer. Silesiac. V, 422.

dem Wiener Hofe das Anerbieten kundgethan, gegen Einräumung Schlesiens den Schutz aller übrigen deutschen Lande Österreichs im Bunde mit Rußland und den Seemächten, sowie die Durchsetzung und Verteidigung der Kaiserwahl des Großherzogs über sich zu nehmen; außerdem machte er sich anheischig, alsbald zwei Millionen Gulden bar zu zahlen. Allein die Unterhandlung schlug völlig fehl. Daß jene beiden Diplomaten die Sache ihres jungen Herrn, zu der sie selbst kein rechtes Zutrauen hatten, bald zaghaft, bald polternd, ohne besonderes Geschick führten [1]), war für den Ausgang ziemlich gleichgültig, da dieser doch wesentlich von den großen Gegensätzen der politischen Stellung und Weltansicht abhing. Wie oft, aber auch wie wohlfeil haben in der Folgezeit, als sich die verhängnisvollen Konsequenzen der preußischen Feindschaft klar entwickelten, die Außenstehenden über die Ablehnung der Anträge des Königs als über einen schweren Irrtum der österreichischen Staatskunst den Stab gebrochen [2])! Ein historischer Sinn wird anders urteilen müssen. Zwar die Mehrzahl der Minister Maria Theresias, vor allen Sinzendorff, der bis zum letzten Moment an keinen Angriff vonseiten Friedrichs hatte glauben wollen, wäre wirklich noch hinterher bereit gewesen, die an sich so willkommene preußische Freundeshilfe durch eine schlesische Abtretung zu erkaufen [3]). Ja Großherzog Franz selber, an welchen Friedrich, da er von der eigentümlichen Bedeutung der Königin noch keine Ahnung hatte, in erster Linie seine Vorschläge richtete, war im Herzen von einer Hinneigung zu deren Annahme nicht durchaus entfernt. Allein sobald er in der Unterredung mit den preußischen Gesandten sich ihren Wünschen irgendwie zu nähern schien, klopfte seine Gemahlin,

1) S. die eigenen Berichte der Gesandten bei Grünhagen, Erster schlesischer Krieg I, 83 ff. 92 ff., wozu die sonstigen Nachrichten ergänzend stimmen.

2) Z. B. die Finalrelation P. A. Capellos von 1744, bei Arneth, Relationen d. B. Venedigs, S. 228.

3) Denkschriften Maria Theresias, S. 288.

die im Nebenzimmer aufmerksam zugehört, abmahnend an die Thür und machte der Audienz ein Ende.

Denn Maria Theresia verwarf, im Einverständnis mit Bartenstein und Starhemberg, von vornherein unbedingt jegliche Konzession. Jenes Hausgesetz des Vaters, dem sie die Herrschaft überhaupt verdankte, trug ja an der Stirn als seinen obersten Zweck die Unteilbarkeit der Monarchie. Eine feindliche Durchbrechung dieses Prinzips mußte sie vielleicht nach unglücklichem Kampf ertragen lernen; durch die geringste freiwillige Verletzung desselben aber hätte sie mit eigener Hand sich jedes Halts beraubt und alle möglichen Widersacher und Anmaßer gleichsam ermutigend zu ferneren Ansprüchen herbeigewinkt. Es verschlug darum nichts, daß die preußischen Unterhändler allmählich zu verstehen gaben, ihr König werde sich auch wohl mit einem guten Stück von Schlesien begnügen, ja daß Gotter sogar bis zu dem Ausweg herabstieg, die Cession eines solchen durch den Anschein einer bloßen Verpfändung für ein immerwährendes Darlehen Preußens zu verhüllen. Im Gegenteil ward die Königin dadurch höchstens in der Meinung bestärkt, daß der Rechtsgrund, auf den sich Friedrich bezog, eitel Vorwand sei für seine ruhm- und gewinnsüchtig andringende Macht. Und wer verbürgte denn, daß diese sich jemals selber Einhalt gebieten werde, nachdem man ihr entgegenkommend Vorschub geleistet? Mit mißtrauischer Gewaltthat hatte der König begonnen und verlangte Glauben an seine Vertragstreue! Maria Theresia nun trat ihm anstatt dessen nicht bloß mit dem objektiven Widerspruch gegenüber, welcher zwischen der Idee der Erhaltung Österreichs im überkommenen Umfang und dem Gedanken einer auf dessen Unkosten zu bewirkenden Vergrößerung Preußens bestand, sondern zugleich mit der subjektiven Empfindung moralischen Unwillens über den ruchlosen Mann, der persönlich ungereizt ihr bestes Kronland heimtückisch überfallen. Mit der Bestimmtheit und Schnelligkeit weiblichen Gefühls entzündete sich in ihrem Busen heftiger Haß [1]).

1) Denkschr. Maria Theresias, S. 305, wo gerade aus der Leugnung der Haß deutlich spricht.

Indes auch abgesehen von dieser sehr natürlichen Wendung der Leidenschaft, lag selbst politisch betrachtet in Friedrichs Handlungsweise, über die materielle Differenz hinaus, ein zweites, formelles Hindernis für jede gütliche Verständigung. Es bedurfte wahrlich nicht erst des kaiserlichen Hochmuts, den man allerdings auch jetzt im Interregnum zu Wien nicht gänzlich abzulegen vermochte, noch auch der zuversichtlichen Haltung, die man dort nach dem leicht errungenen Erfolg in der bayerischen Frage wieder angenommen, um in der Zumutung, mit einem bewaffnet eingedrungenen Fürsten ohne weiteres Freundschaft zu schließen, ein schimpfliches Ansinnen zu erblicken. In die Hand, die den Degen gezückt hielt, konnte man nicht einschlagen; sie demütig zu küssen, lief wider die Ehre. Wenn Friedrich den Weg thatkräftiger Initiative doch auch deshalb gewählt hatte, um die ebenbürtige Macht seines Staates dem österreichischen unmittelbar praktisch zu beweisen, so hätte sich der letztere Preußen nicht nur gleich-, sondern unter dasselbe herabsetzen müssen, wofern er sich solchem Zwang ohne Gegenwehr unterwarf. Nicht die territorialen Grenzen allein, auch die europäische Rangstellung Österreichs geriet durch die preußische Invasion ins Wanken. An jenen büßte man vielleicht im Kriege noch mehr ein, als in friedlichem Vergleich, aber doch eben nur vielleicht; diese dagegen wäre gewiß durch feige Nachgiebigkeit moralisch tiefer, als selbst durch Niederlagen im Felde heruntergedrückt worden. Neben, ja über die Weigerung, auf den Inhalt des preußischen Antrags einzugehen, mußte das Wiener Kabinett daher die Forderung stellen, König Friedrich solle vor jeder weiteren Erörterung zunächst den Boden Schlesiens wieder räumen [1]). Und somit war der ernste Bruch zwischen beiden Staaten notwendig gegeben.

Daß darüber unvermeidlich fürs erste die ganze Provinz verloren ging, ließ sich verschmerzen, wofern man nur im Frühjahr zu ihrer Rückeroberung und zur Züchtigung des

1) Wiener Endbescheid vom 5. Januar 1741, authentisch bei Grünhagen a. a. O. II, 369 f., fast gleichlautend schon in den Drucken der Zeit.

Gegners gerüstet dastand. Allein auch jetzt noch trafen die alten Minister Maria Theresias keine ernstliche Anstalt dazu. Sie warnten wohl gar die Königin davor, ihr neues Regiment durch erhöhte Anforderungen bei den Unterthanen verhaßt zu machen. Der Schlendergang der Gewohnheit, die Reibung der Ämter, der Partikularismus der Landschaften, die Selbstsucht der Personen zeigten sich in ihrem Beharrungsvermögen keineswegs erschüttert. Es war noch immer die verkehrte Politik Karls VI., wenn man der inneren Anstrengung die Bemühung um äußere Unterstützung vorzog. Das stolze Österreich, das sich die preußische Hilfe nicht aufdringen lassen mochte, wandte sich nun um Beistand gegen Preußen mit den lebhaftesten Klagen an deutsche wie außerdeutsche Garanten der pragmatischen Sanktion. Ein Thema, wie geschaffen für die ausschweifende Beredsamkeit Bartensteins: diese beispiellose Verhöhnung der Reichsgesetze vom ersten Kapitel der goldenen Bulle an, diese unerhörte Kränkung des natürlichen wie des Völkerrechts, diese Zerreißung der heiligsten Bande aller menschlichen Gemeinschaft [1])! Daneben versuchte man, durch tendenziöse Darstellung der preußischen Propositionen, durch verdächtigende Andeutungen jeder Art Haß und Argwohn gegen die Politik des Feindes zu erregen. Indem Preußen, auch mit der Feder schlagfertig, erwiderte, begann ein Kampf der Noten und Reskripte, der Deduktionen und Flugblätter, der sich bald zu ungewöhnlicher Hitze der Leidenschaft steigerte, zumal da der litterarisch geschulte König selbst zur Seite seiner Minister und Rechtsgelehrten nicht selten mit der ganzen Schärfe seines

1) Wiener Schreiben vom 29. Dezember 1740 an die Reichstags-Gesandten in Regensburg s. Geschichte d. Interr. I, 305 ff., an die europäischen Garanten bei Adelung, Staatsgeschichte II, 218 ff., übersetzt aus dem lateinischen Original: „Quo tempore pacata omnia“ etc. Gleichzeitig ergingen andere Aufrufe an die associierten Reichskreise, die Polen u. s. w. Sie finden sich in Kopieen bei den Wiener Berichten, z. B. des hannöverischen Ges. v. Lenthe (vom 30. Dezember), der gerade inbezug auf diese Aktenstücke bemerkt, daß „der v. Bartenstein von seinen productionibus besonders verliebt“ sei (Hann. Arch.).

Wesens persönlich daran teilnahm [1]). Im eifrigsten Wettbewerb rangen so beide Mächte mit den Waffen der Publizistik um den Beifall der öffentlichen Meinung, mit den Künsten der Diplomatie um die Freundschaft der Regierungen. Und da bei den letzteren überdies die verschiedensten Einflüsse von drinnen und draußen einander kreuzten, da kein Staat sich des anderen vollkommen sicher fühlte, kaum einer bei der allgemeinen Überraschung mit sich selber im reinen war, so glitten über das politische Gesicht Europas eine Zeit lang die wunderlichsten Zuckungen.

Auf den Stumpfsinn der Türkei, die Anarchie Polens, die Zerrissenheit Schwedens, die Vorsicht Dänemarks, den Quietismus der Niederlande, die Klugheit Sardiniens darf man im Rahmen der deutschen Geschichte höchstens mit einem einzigen Wort hinweisen, um zu erklären, warum diese Länder sich durch die schlesische Begebenheit zunächst zu keinem politischen Entschlusse drängen ließen. Eine selbständige Regung konnte man dagegen alsbald an dem fernen Spanien wahrnehmen, welches militärische Rüstungen betrieb und sich anschickte, mit ungeheuerlichen Ansprüchen auf die gesamte habsburgische Erbschaft hervorzutreten, natürlich nur in der Absicht, in Oberitalien ein neues bourbonisches Nebenfürstentum zu gründen. So lange jedoch Frankreich den Durchzug versagte, mußte sich der Vorwitz Spaniens ebenso in Geduld fassen wie der Ehrgeiz Bayerns. Durch seine Unabhängigkeit wie durch seine geographische Stellung schien auf der anderen Seite Rußland zu thätlichem Eingreifen in den preußisch-österreichischen Konflikt besonders berufen; und wirklich hegte Friedrich gerade in dieser Richtung die ernsteste Besorgnis. Zwar neigte Feldmarschall Münnich, der dort seit Ende 1740 das Staatsruder lenkte, sehr entschieden zu Preußen. Eben diesen Umstand aber benutzte sein Nebenbuhler Ostermann — denn Kabalen oder Bestechungen gaben in der Barbarei der Petersburger Zustände stets den Ausschlag —, um Münnich im Frühjahr 1741 bei-

1) Preuß. Staatsschr. I, 74 ff.; vgl. Einleitung, S. XIII ff. Die österr. Staatsschriften stehen zerstreut in den periodischen Publikationen der Zeit.

seite zu schieben. Die Hoffnungen Österreichs wurden dadurch belebt; doch begnügte sich Ostermann vorderhand mit dem persönlichen Erfolge [1]).

Von ungleich höherem Interesse für den deutschen Beobachter war natürlich die Haltung Sachsens. Auch am Dresdener Hofe gebrach es an Intriguen und Faktionen nicht. Noch vermochten die Königin Maria Josepha und der Beichtvater Guarini dem dirigierenden Willen Brühls bei Friedrich August einige Konkurrenz zu machen. Allein eben durch ihre Gegensätze kamen sie dennoch faktisch überein in jener bodenlos zweideutigen Politik, in der sich Sachsen ohnehin infolge der ebenso unbegrenzten wie unvermögenden Lüsternheit seiner Pläne monatelang bewegte. Da trug man Verlangen nach der Kaiserkrone, welche doch weder Österreich noch Preußen dem sächsischen Nachbar gönnen durften, und trachtete zugleich nach möglichst bequemem Landgewinn, am liebsten in Böhmen, einerlei aus wessen Hand man ihn empfinge. Eben deshalb war es das vornehmste Geschäft, den Zwiespalt zwischen Wien und Berlin zu erweitern, um auf jeden Fall in die pragmatische Sanktion eine Bresche gelegt zu sehen, durch die dann Sachsen mit eigenen, sei es freundlichen, sei es feindlichen Forderungen einziehen könne [2]). Während der Kurfürst daher mit der einen Hand auf Bitten Österreichs als norddeutscher Reichsvikar ein freilich sehr schüchternes Abmahnungsschreiben an Friedrich erließ, bestritt er mit der anderen als nächster Anverwandter von Habsburg die Rechtmäßigkeit der Übertragung der böhmischen Wahlstimme auf Franz von Lothringen. Nach und nach überwog indes der Ärger über Friedrichs glänzendes Emporkommen so sehr, daß Brühl sich willig durch Georg II. in ein

1) Vgl. E. Herrmann, „Geschichte des russischen Staates" IV, 664 ff. und Grünhagen a. a. O. I, 284 ff.

2) Scharfes Urteil des hannöverischen Gesandten v. Lenthe über Sachsen vom 4. Januar 1741 bei Grünhagen, „Wiener Berichte", Zeitschrift für Geschichte Schlesiens XIII, 505 f. Ähnlich fast alle übrigen Mitteilungen jenes Gesandten in den Akten des Hann. Arch. Vgl. Heigel, Österr. Erbfolgestreit, S. 104 ff.

gegen Preußen geschmiedetes Komplott verstricken ließ und Dresden sogar zum Sitz der phantastischen Beratungen hergab, die darüber mit den Gesandten Englands, Österreichs und Rußlands heimlich gehalten wurden. Die Überzeugung jedoch, welche man dabei gewann, daß Maria Theresia ebenso wenig einem schwachen und unzuverlässigen Bundesgenossen wie einem starken und offenen Gegner ein Stück Landes aufzuopfern Lust habe, stimmte den erkünstelten Eifer Sachsens für die Rettung Österreichs rasch herab. Noch eindringlicher wirkte die Thatsache, daß Friedrich, von jenen schleichenden Absichten leise unterrichtet, ein Corps von über 20000 Mann unterm Kommando des Fürsten von Anhalt bei Brandenburg nahe der sächsischen Grenze aufstellte, wodurch zugleich Hannover in Schach geriet [1]).

Während so auch die nächstbeteiligten unter den Staaten zweiten und dritten Ranges schwankten oder an sich hielten, ruhten aller Augen desto gespannter auf den Weltmächten England und Frankreich. Von ihnen wenigstens hätte man ein klares und sicheres Benehmen erwarten sollen, obwohl sie natürlich gleich sehr von den entgegengesetzten diplomatischen Bemühungen Österreichs und Preußens heimgesucht wurden. Maria Theresia begehrte von Frankreich wohlwollende Ruhe, von England ausgiebige Hilfe; Friedrich suchte beides zu hintertreiben. Er war nach wie vor bereit, seinen schlesischen Erwerb durch englische Fürsprache der widerstrebenden Gegnerin gütlich abdingen zu lassen; gelang das nicht, so sah er sein Heil zumeist in dem Eintreten Frankreichs, wo nicht für die preußische, so doch für die bayerische Sache. Der Politik Britanniens nun war offenbar ein einziges vernünftiges Ziel vorgesteckt: die schnelle und gründliche Beseitigung des zwischen Preußen und Österreich ausgebrochenen Konfliktes. Denn aus der Verbindung oder dem Gegensatze dieser beiden ergab sich seit dem Moment, wo sich das eine unvermutet dem anderen

1) Hist. d. m. temps, p. 221; vgl. Grünhagen, Erster schles. Krieg I, 254 ff. 297 ff.

gewachsen gezeigt, notwendig entweder die festeste Eindämmung oder die bedenklichste Ausbreitung der kontinentalen Übermacht Frankreichs. Sir Thomas Robinson, Englands Gesandter in Wien, seit Jahren daselbst für die britisch-österreichische Allianz thätig, mit Bartenstein als dem Vertreter der franzosenfreundlichen Richtung verfeindet, dagegen schwärmerisch begeistert für Maria Theresia, ergriff denn auch vom ersten Augenblick an mit der unverwüstlichen Zuversicht, die ihm eigen war, die dornige Aufgabe der Versöhnung der deutschen Mächte auf Grund einer billigen Beschwichtigung der preußischen Wünsche [1]. Allein er stieß dabei nicht bloß auf die Hartnäckigkeit der Wiener Regierung; sein eigener König widerstand, im Gesichtskreise seiner welfischen Hausinteressen befangen, entschieden jenem heilsamen Gedanken; und das Ministerium Walpole, vor allem auf Selbstbehauptung bedacht, war thöricht genug, den königlichen Privatneigungen einigermaßen nachzugeben.

Für Hannover war vielleicht in der That die Stunde gekommen, an sich selber in Deutschland einen rühmlich hervorragenden Platz einzunehmen. Es konnte dem Streite Preußens und Österreichs gegenüber immerhin eine Partei des Friedens und der Ordnung um sich sammeln. Protestantisch und zugleich in dankbarer Beziehung zum Habsburger Kaisertum, genoß es in weiten Kreisen der geringeren Reichsstände wirkliches Vertrauen. Es konnte diesen Kleinen Schutz verheißen und Mut einflößen, sodann Sachsen zur Besinnung bringen und Bayern im Zaum halten, um zuguterletzt — hinter sich allezeit das hohe Ansehen Englands, mit dessen eigenem Vorteil ja eine derartige hannöverische Politik durchaus zusammenfiel — im Namen des Vaterlandes den schlesischen Ausgleich anzubahnen und wahrscheinlich durchzuführen. Man darf den Räten, die in Hannover selbst anstatt des fernen Kurfürsten die Landesverwaltung besorgten, zur Ehre nachsagen, daß ihnen solche Tendenzen nicht völlig fremd geblieben sind. Die Idee

1) Arneth, Maria Theresia I, 200ff.; Arneth, Bartenstein, S. 174.

einer von Hannover zu leitenden ständischen Association zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Reichsfriedens, welche schon im Dezember 1740 Graf Stolberg-Wernigerode bei ihnen anregte, griffen sie freudig auf und gingen ihr bis tief in den Sommer hinein in Unterhandlungen nach, die sich von Hamburg über Braunschweig, Kassel und Gotha bis Bamberg-Würzburg erstreckten [1]). Um damit durchzudringen, hätte es indessen der lautersten Uneigennützigkeit, ja der Hingebung Hannovers bedurft; wie anders aber verstand Georg II. die Bestimmung seines Stammlandes! Ihm kam es vornehmlich auf dessen Vergrößerung an, besonders nun, da das Haus Brandenburg sich so bedrohlich auszudehnen unternommen. Er fühlte sich zudem durch Friedrich persönlich gekränkt und übertrug deshalb Haß und Abscheu, die er gegen den Schwager gehegt, auf den Neffen. Das ist ein Fürst ohne Treu und Glauben, ließ er sich gegen den sächsischen Gesandten vernehmen; man muß ihm die Flügel beschneiden, er ist uns beiden zu gefährlich! Georg entwarf daher den Plan zu einer gemeinschaftlichen Verkleinerung Preußens, welcher in jenen Dresdener Konferenzen flüsternd erwogen ward. Und dennoch, um auf jeden Fall sicher zu gehen, gewann er es über sich, zur nämlichen Zeit bei Preußen selber wegen der Einverleibung niedersächsischer und westfälischer Bistümer oder anderer Landstriche anzuklopfen, wodurch Hannover der schlesischen Erweiterung Brandenburgs gegenüber entschädigt werden sollte [2]).

1) Vgl. Droysen, Friedrich d. Gr. I, 171. Doch scheint die daselbst versuchte Deutung der Stolbergischen Denkschrift in geradezu antipreußischem Sinne, wofür die Akten keinen bestimmten Anhalt gewähren, der Stellung und Haltung des Grafen Christian Ernst gegenüber unthunlich, vgl. Polit. Korresp. I, 192. Auch das hannöverische Ministerium, über dessen verständige Gesinnung auch das Gutachten vom 1. März 1741 bei W. Oncken, „Das Zeitalter Friedrichs d. Gr." I, 337 ff. (Berlin 1881) Licht verbreitet, gab erst allmählich, dem Impulse König Georgs folgend, dem ursprünglich neutralen Associationsgedanken eine Richtung gegen Preußen (Hann. Arch.).

2) Grünhagen a. a. O. I, 271 ff. 361 ff. Als klassisches Zeugnis für Politik und Sinnesart Georgs II. dienen die Worte seines getreuen

Kein Wunder, daß eine so behutsam umhertastende Begehrlichkeit zu keinem anderen greifbaren Ergebnis führte, als daß die ohnehin so mattherzige und kurzsichtige äußere Politik des Walpoleschen Kabinetts noch empfindlicher dadurch gestört und verwirrt ward. Österreich und Preußen lagen am Ausgange des Winters in ärgerer Fehde, denn zuvor, und begegneten einander, statt in achtungsvoller Rücksicht auf England, vielmehr in mißvergnügter Geringschätzung seines Betragens.

In Frankreich endlich seufzte Fleury unter der Last des Schicksals, die sich der Bürde seiner Jahre peinlich zugesellte. Es war keineswegs politische Ehrlichkeit, weshalb er vor offener Begünstigung der bayerischen Prätensionen zurückschrak. Für den Bruch der pragmatischen Garantie hatte er längst die Ausrede bereit, daß man bei ihrer Übernahme selbstverständlich die Rechte dritter stillschweigend vorbehalten habe. Aber wenn er schon in frischerem Alter mehr durch Gewandtheit ausgerichtet, als durch Energie, so fühlte er sich jetzt überhaupt eines entschiedenen Vorsatzes unfähig. Auch die Zustände des Landes, das durch ein paar schlechte Ernten momentan in Not geraten, sah er im düstersten Licht; einen großen Krieg schienen ihm die französischen Finanzen nicht ertragen zu können. Die Schilderhebung Preußens beunruhigte ihn mehr, als daß sie ihn ermutigt hätte. In Friedrich ahnte er von da an richtig die dämonische Überlegenheit des Genies, sogar auf dem Felde der List, wo er sich doch sonst mit eigenem Talent zuhause wußte. Schon beim Beginn des schlesischen Zugs, als der König ihn mit dem fröhlichen Wort, die jungen Leute

Ministers Gerlach Adolf v. Münchhausen, welche dieser im Spätherbst 1760, unmittelbar nach des Königs Tode, vertraulich an seinen Bruder in London schrieb: „Der hochselige König wäre ein recht großer Regent gewesen, wenn er in Kriegen, bei denen es auf das Wohl und Wehe des ganzen Europa ankam, nicht allemal gesuchet hätte, einige elende Ämter und Dörfer vor seine teutsche Lande abzubekommen. Er hat sie doch nicht erhalten, sich aber einen Ruhm entzogen, der größer als alle Siege gewesen sein würde, nämlich daß das allgemeine Wohl sein einziger Zweck gewesen wäre.“ (Hann. Arch.)

müßten den Tanz anfangen, zur Nachfolge aufmunterte, ängstigte ihn der Gedanke, am Ende auf dem Tanzboden allein gelassen zu werden, um die Musikanten zu bezahlen. Er empfand deutlich, daß er um seines Ruhmes willen eigentlich abdanken müsse; aber er meinte, König und Staat keinem Tollkopf überantworten zu dürfen [1]). So blieb er, um zu hemmen, was er nicht zu überwinden vermochte, und machte eine bedenkliche Politik, indem er sie verdarb, erst gar bedenklich. Er suchte Trost in der Halbheit, Bayern mit der Kaiserkrone abfinden zu wollen; und doch erkor er, der vorherrschenden Stimmung weichend, zur Ausführung dieses Planes einen Mann, der die weiter schweifenden Entwürfe der thatendurstigen Kreise gerade am konsequentesten in sich ausgebildet hatte.

Karl Ludwig August Fouquet, Graf von Belleisle, ein Enkel jenes macht- und prachtliebenden Finanzintendanten unter Ludwig XIV., gehört in die vorderste Reihe der französischen Staatsmänner und Feldherren — er selbst in beiden Eigenschaften zugleich —, welche sich unterfangen haben, die Geschicke unseres Volks im Sinne der Obherrschaft Frankreichs zu bestimmen. Hochgewachsen und hager, bei seinen sechsundfunfzig Jahren von abgehetzter Gesundheit, aber zäh an Willen und geistig unermüdlich, von gleichem Schwung der Ideen wie der Leidenschaften, im Auftreten selbstbewußt und großartig, militärisch erprobt vom spanischen Erbfolgekriege bis zum polnischen, durch manches Hindernis in seiner Laufbahn nur desto geübter im Ansprunge des Ehrgeizes: so stand er plötzlich da, durch sich und andere als der Mann des Augenblicks bezeichnet. Das Reich war ihm von Feldzügen und Grenzkommandos her, aus Studien und Beziehungen wohlbekannt. Jetzt oder nie

1) „J'ai bien senti, me dit-il un jour, que l'unique moyen de conserver ma gloire aurait été de quitter; mais un homme de bien se doit à son prince et à l'état et non pas à sa gloire . . . . La France a besoin de repos, et tout ce qu'elle a à craindre, c'est qu'une tête folle ne parvienne au ministère.“ Harbenbergs Relation (Hann. Arch.).

schien ihm die Stunde gekommen, um das Werk der Jahrhunderte zu krönen, Österreich in unschädliche Tiefen hinabzustoßen und Deutschland nach Römerart in Vierfürstentümer zu zerlegen. Wohl dünkte auch ihn die Übertragung des Kaisertums von Habsburg auf Wittelsbach ein epochemachender Akt; doch erklärte er sie von vornherein für unmöglich, wofern nicht gleichzeitig das Machtverhältnis zwischen beiden Häusern gründlich umgewandelt werde. Für ihn verstand sich also der Krieg von selbst. Er zuckte die Achseln über die pragmatischen Gewissensbisse Fleurys; höchstens anstandshalber müsse man ein Scheinmotiv für die Einmischung Frankreichs hervorsuchen. Ebenso resolut begriff er sofort die Notwendigkeit, mit Preußen Hand in Hand zu gehen. Auch ihm ist, wie seinen Landsleuten überhaupt, Friedrichs Wesen wohl immer unheimlich vorgekommen; allein er erkannte, daß man es nehmen müsse, wie es sei, um es zu Frankreichs Vorteil zu benutzen. Der König wiederum hat ohne Zweifel vorzüglich deshalb in Belleisle eine Zeit lang einen der großen Männer des Jahrhunderts erblickt, weil durch ihn die französische Politik in preußische Bahnen gerissen worden [1]).

Um wirklich etwas Großes in der Welt zu vollbringen, hätte Belleisle vor allem der eigenen Kräfte Frankreichs, die er zu entfesseln sich vermaß, in ganzem Umfange Herr sein müssen; wie weit aber blieb er gleich anfangs davon entfernt! Ludwig XV. zwar ließ sich durch eine Maitresse von patriotischer Phantasie für den Gedanken der Aktion erwärmen; der wahrhaft regierende Minister jedoch stimmte nicht anders, als mit dem stillen Vorbehalt der Unlust bei. Belleisle ward zum Marschall erhoben, um als Haupt einer überaus prunkvollen Ambassade die verbündete Krone Frankreich bei der Kaiserwahl zu vertreten. Er bekam dazu nicht bloß den uralten Apparat von gleißenden Phrasen auf den Weg: wie es gelte, endlich einmal die deutsche Freiheit durch eine unabhängige Kur vom

1) Vgl. die verschiedene Fassung des Urteils über Belleisle in der Hist. d. m. temps von 1746, p. 157, und von 1775, Oeuvr. II, 9.

Joche Österreichs zu erlösen —, sondern auch die ausgedehnteste Vollmacht zu Bestechungen und Verheißungen aller Art. Er selbst war entschlossen, ohne Umschweife durch ernste politische Allianzverhandlungen mit den wichtigsten deutschen Staaten sein zauderndes Land in den glorreichsten aller französischen Kämpfe hineinzutreiben. Dagegen übernahm der Kardinal, den Gesandten und die Regierung Maria Theresias mit einer nur zur Hälfte erheuchelten wehmütigen Salbung auf den französischen Treubruch gleichsam schonend vorzubereiten. Wer trüge danach Verlangen, den Windungen der Rede zu folgen, mit welchen der glattzüngige Greis ein Verfahren zu beschönigen sich abquälte, das er selbst weder sittlich noch politisch gebilligt hat [1])? Genug: das Zutrauen Österreichs war bereits tief erschüttert, während der Glaube Preußens noch nicht für Frankreich gewonnen war, als gegen Mitte März 1741 — fast in derselben Stunde, die zu Wien den heißersehnten Erzherzog Joseph ins Dasein rief — Marschall Belleisle den Reichsboden in der Absicht berührte, die Zukunft von Jung-Habsburg zu vernichten.

Die Reichsangelegenheiten befanden sich mittlerweile bereits in kläglichem Wirrwarr. Die Justiz stand fast gänzlich still. Dem Reichshofrat war durch kurfürstlichen Einspruch schnell das Handwerk gelegt worden. Weil aber das pfälzisch-bayerische Vikariatsgericht selbst bei Sachsen keine Stütze fand, so konnte man sich auch über ein gemeinsames Vikariatssiegel für das Reichskammergericht nicht einigen, und das auf Taxen angewiesene Kanzleipersonal in Wetzlar fing an zu darben [2]). In Regensburg hatte Mainz als Erzkanzler den Versuch gemacht, die Reichstagsberatungen in interimistischen Formen fortsetzen zu lassen. Sogleich aber war neben dem Bedenken der Vikarien die absolute Weigerung Brandenburgs dazwischengetreten. Da jedoch die Gesandtschaften trotzdem am Orte

1) Vgl. vornehmlich Arneth, Maria Theresia I, 188 ff.

2) Pütter, „Histor. Entwicklung der Staatsverfassung des teutschen Reichs“ (3. Aufl.) III, 5.

verblieben, so ward die pausierende Versammlung bald von Österreich und Preußen als eine Art von politischem Reichsauditorium benutzt, um die gesamtdeutsche Seite ihrer schlesischen Streitigkeit öffentlich zu erörtern. Von Wien aus stellte man Friedrichs Unternehmen als Landfriedensbruch, ja als Attentat auf die ganze Reichsverfassung dar. Jeder Mitstand sei gleichermaßen bedroht und es handle sich — wie bei den Gästen Polyphems, ein ehemals ungemein beliebtes Bild —, höchstens darum, wann der oder jener an die Reihe käme. Unter der Hand wurden sogar bestimmte Aussagen über angebliche Annexionspläne Preußens gemacht, wodurch besonders gewisse geistliche Fürstentümer gefährdet sein sollten. Denn natürlich versäumte man nicht die konfessionelle Agitation. Wie Rom und die Polen im Namen des notleidenden Katholicismus angerufen wurden, so sollte auch im Reich die Sache Schlesiens womöglich als ein sogenanntes Religionswerk aufgefaßt werden. Friedrich wies dem gegenüber mit ruhigem Selbstgefühl auf seine Toleranz hin und leugnete ehrlich jedes fernere Eroberungsgelüst. Wegen Schlesiens aber weigerte er sich entschieden dem Reiche Rede zu stehen. Sein Reichstagsgesandter Pollmann, der in seiner kurz angebundenen Weise nicht selten übers Ziel hinausschoß, hat anfangs mündlich erklärt, dies Land sei eigentlich nicht zu Deutschland zu rechnen; eine nach der geschehenen Wiedereinführung der Kur Böhmen unhaltbare Behauptung [1]). Friedrich selbst begnügte sich mit dem Satze, daß der Reichsverband durch einen schlesischen Besitzwechsel keinerlei Abbruch leide. Er sagte sich im allgemeinen zwar nicht los vom Gehorsam gegen die Reichsgesetze; gegen das Haus Österreich aber, das im Reich keinen Richter über sich erkennen wolle, sei ihm einzig der von Natur- und Völkerrecht vorgezeichnete Weg offen ge-

1) Bericht des hannöverischen Gesandten v. Hugo vom 22. Dezember 1740, im Hann. Arch., aus dessen Reichstagsakten überhaupt die Mitteilungen der Geschichte des Interr. u. s. w. hier ergänzt sind. Vgl. Preuß. Staatsschr. I, 83 ff. 277 ff. 289 ff.

blieben. Eben darin bestand auch auf dem deutsch-konstitutionellen Gebiete seine That, daß er den eigenen Staat auf eine Stufe mit Österreich stellte. Auch war es dem letzteren selbst in diesem Falle keineswegs um den Rechtsgang zu thun; es wollte vielmehr lediglich die politische Hilfe der Reichsstände für sich aufbieten, wie es gleichzeitig auch die associierten Kreise im nämlichen Sinne bearbeitete. Allein es überführte sich bald, daß es im Interregnum damit nicht durchdringen würde. Alles hing davon ab, ob es die Kaiserkrone abermals an sich zu bringen vermöchte.

Das wichtige Geschäft der Wahl aber ließ sich erst recht verwickelt an. Philipp Karl von Mainz begünstigte, seiner Privatverpflichtung getreu, von Haus aus die Sache Österreichs; wie man auch bei den Vermittelungsversuchen wahrnehmen konnte, zu denen sich die Mainzer Diplomatie nicht ohne Selbstgefälligkeit in der schlesischen Frage gebrauchen ließ. So lud er denn, indem er die Wahlversammlung nach Vorschrift der goldenen Bulle auf den 1. März 1741 anberaumte, ohne weiteres auch die böhmische Stimme zur Teilnahme ein. Eben hierdurch aber lieh er den Gegnern Österreichs die erste Handhabe zur Störung. Sachsen, das sich noch in eigenen Aussichten auf das Kaisertum wiegte, verschärfte seinen Widerspruch gegen das Kurrecht Maria Theresias wie ihres Gemahls. Infolge dessen erhob sich auch über diesen Gegenstand ein publizistisch-litterarischer Streit, und selbst Wohlwollende sahen in dem einseitigen Vorgehen des Erzkanzlers einen übereilten Schritt [1]). Nicht lange, so regte sich weitere Opposition: Pfalz nahm den Zwist über die böhmische Kur samt den schlesischen Unruhen zum Vorwand, um einen Aufschub des Wahltages zu verlangen. Auf die Umfrage des Mainzers sprachen sich Bayern, Köln und Brandenburg für den pfälzischen Antrag aus; die Wittelsbacher in Erwartung einer den Hoffnungen Bayerns angemesseneren Zeit, Friedrich, weil er in

1) So z. B. die hannöverischen Geh. Räte in Erlassen vom 12. und 26. Jan. 1741 an den Gesandten v. Lenthe in Wien (Hann. Arch.); vgl. Heigel a. a. O., S. 79 ff.

seiner Wahlstimme ein Mittel zur Verfügung behielt, um den Wiener Hof zur Nachgiebigkeit inbetreff Schlesiens zu bewegen. Mainz hielt nun zwar den festgesetzten Termin aufrecht, verwandelte jedoch die Kurversammlung in bloß vorläufige Konferenzen, was in der Sache selbst eine Niederlage der österreichischen Partei bedeutete. Dem böhmischen Wahlgesandten Freiherrn von Brandau ward darauf von Bayern das Geleit, und als er auf Umwegen Frankfurt erreicht hatte, von Sachsen als Erzmarschall das Quartier versagt. Nur durch List gelang es ihm, sich im Hause Braunfels festzusetzen, wo er, durch Protest angefochten und aus Not schlecht ausgestattet, eine unscheinbare Rolle spielte; während es der brandenburgischen Gesandtschaft bei dem inneren Glanz ihres Namens kaum zu wesentlichem Nachteil gereichte, daß Friedrich ihr jede eitle Schaustellung grundsätzlich unmöglich gemacht. Desto mehr fiel dann allerdings die gewählte Pracht der Franzosen und die ungewohnte Grandezza der Spanier ins Auge. Denn auch Madrid hatte in Person des Grafen Montijo einen Botschafter entsandt, welcher öffentlich durch Scheinprätensionen, insgeheim durch Bündnistraktate der Tochter Karls VI. entgegenwirken sollte.

Belleisle begab sich, da er in Frankfurt vorderhand nichts zu thun fand, auf eine Rundreise an die geistlichen Kurhöfe, um daselbst dem Einfluß Österreichs zu wehren; denn in Wien gedachte man die an sich leidige Verzögerung der Wahl durch fleißige Unterhandlung zum besten zu wenden. Bisweilen trafen daher der Gesandte Maria Theresias, Graf Colloredo, und der französische Marschall unmittelbar zu einem Zweikampf der Intriguen zusammen. Am wenigsten richtete Belleisle in Koblenz aus. Franz Georg war ein gewissenhafter Reichspatriot, dem man mit unlauteren Versuchungen nicht nahen durfte. Es bekümmerte ihn, daß Österreich nicht besser für sich zu sorgen, sich nicht einmal gute Freunde zu erwecken verstand. Was aber hatte Trier bei seinen schwachen Kräften, in seiner ausgesetzten Lage zu befahren! Vor sieben Jahren erst war Belleisle an der Spitze französischer Truppen die

Mosel herab bis Trarbach vorgedrungen. Mit Zittern vernahm der Kurfürst aus dem Munde desselben Mannes, daß mit der Wahl des Lothringers neuer Krieg bevorstünde. Unbekehrt, aber eingeschüchtert sah er trüb in die Zukunft. Ganz anders stand es in Bonn. Für Klemens August bildete die Politik, wie jedes sachliche Geschäft, eine unangenehme Unterbrechung des Genusses. Selbst ein lebendiges Gefühl für die Ehre seines Hauses, eine beständige Gesinnung gegen seinen Bruder Karl Albert sucht man in ihm vergebens. Bei ihm hatte recht, wer die richtige Minute erhaschte; auf wie lange, war freilich eine andere Frage. Colloredo trug, indem er an die Verbindlichkeit mahnte, welche Köln Karl VI. gegenüber eingegangen, in der That die Anerkennung Maria Theresias davon. Um so heftiger gebärdete sich Belleisle; doch war das nicht der Weg, um Klemens August beizukommen. Dagegen bezauberte der ständige französische Agent, Graf de Sade, durch tausend kleine Artigkeiten dessen verwöhntes Herz. Er sorgte in der Stadt für galante Soupers; er leistete früh im rauhen Forst weidmännische Gesellschaft. Eben da, in der aufgeregten Stille der Auerhahnbalz, ließ sich der Kurfürst die Zusage des Übertritts zu Frankreich entlocken. In Mainz endlich ergriff Belleisle sehr einfach den Stier bei den Hörnern, indem er dem maßgebenden Neffen des Erzbischofs, dem Dompropst Grafen von Eltz, für eine Kaiserwahl nach dem Geschmacke Frankreichs eine Million Livres, für den entgegengesetzten Ausfall die Schädigung seiner Familie im Kriege, ja deren künftige Vertreibung aus dem Stift in Aussicht stellte [1]. Kein Wunder, wenn er dadurch nach einigen Einwänden ein verlegenes Ja erpreßte. Allein im ganzen konnte dem Marschall nicht verborgen bleiben, daß eine Frucht aus dem auf solche Weise ausgestreuten Samen nur unter dem Beding einer wirklichen Entfaltung der französischen Macht zu erwarten sei. Um hierzu weitere Vorkehr zu treffen, eilte er, Bayern des Auf-

1) Heigel a. a. O., S. 99 ff. 119 ff.; Ennen, Stadt und Kurstaat Köln II, 215 ff.; Duc de Broglie, Revue XLIX, 22 sqq.

sehens halber noch vermeidend, an den sächsischen Hof. Den aber fand er jählings erschüttert durch eine denkwürdige Kunde. Soeben waren in einer schlesischen Feldschlacht die Waffen Österreichs den Waffen Preußens unterlegen.

Die Besetzung Schlesiens, wie sie vornehmlich durch Überraschung, um nicht zu sagen: durch Überrumpelung, geglückt war, erblickte eigentlich niemand im Licht einer definitiven militärischen Entscheidung. Vor allem in Österreich selber getröstete man sich auch hernach noch der oberflächlich scheinbaren Meinung des Prinzen Eugen — der nämlichen, welche Botta gegen Friedrich ausgesprochen —, daß aus der friedlichen Soldatenzucht des verstorbenen Preußenkönigs ein wahrhaft kriegstüchtiges Heer nicht hervorgegangen sei. Auch Graf Neipperg, den man jetzt in Wien zum Befehlshaber ernannte, ein bedächtiger General und nach seinen Erlebnissen im Türkenkriege wahrlich nicht optimistisch gestimmt, glaubte dennoch nicht einmal vieler, wenn auch immerhin ausgesuchter Truppen zu bedürfen, um die Feinde schleunig aus Schlesien heimzuschicken [1]. Auf preußischer Seite freilich hatte der spielend errungene Erfolg bei den direkt daran Beteiligten erklärlicherweise umgekehrt eine übertriebene Sorglosigkeit erzeugt. Schwerin besonders traute sich zu, das gesamte occupierte Gebiet mit seinen langgedehnten Grenzen ohne Mühe vor dem rächenden Einbruch der Österreicher zu behüten; und der König, wiewohl durch die Kritik des alten Dessauers auf die Gefahren der preußischen Stellung aufmerksam gemacht, ließ sich zuletzt doch nicht ungern halb und halb von der Zuversicht des ersteren anstecken. Ende Februar ins Feld zurückgekehrt, empfing er übrigens gleich anfangs eine persönliche Warnung. Denn wenig fehlte, daß er bei einem Besuch seiner Vorposten in Wartha den aus dem Glatzer Gebirg effektvoll hervorbrechenden Husaren selbst in die Hände geraten wäre. Indem er sich größere Vorsicht angelobte, ver-

1) Vgl. Arneth, „Prinz Eugen von Savoyen" III, 202 f. Denkschriften Maria Theresias, S. 292. Capellos Finalbericht bei Arneth, Relationen, S. 231.

bot er zugleich seinem Minister Podewils für den Fall wirklicher Gefangenschaft von Staats wegen die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen; denn nur frei sei er König. Dann aber erfüllte ihn die elegante Waffenthat der Erstürmung Glogaus, dessen Wälle der Erbprinz von Dessau in einer Märznacht mit dem Bajonett, beinah ohne Schuß und Verlust, ersteigen ließ, aufs neue mit freudigem Stolz auf die Tapferkeit der Seinen. Während er Neiße ein ähnliches Schicksal zudachte, stieß er selber südwärts zu Schwerin, welcher einzig über Jägerndorf her den Angriff Neippergs von Mähren aus gewärtigte.

Allein der österreichische Feldherr zeigte sich kühner, als man für möglich gehalten. Er hatte bei der Notlage des Staates lange Zeit gebraucht, um sich zur Campagne zu rüsten — den Kern seiner Truppen, bewährte deutsche Regimenter, vorzüglich zu Roß, umgab eine bunte Masse von Irregulären, slavischer oder magyarischer Herkunft und Sitte. Nun jedoch überstieg er plötzlich mit gewaltiger Anstrengung auf verschneiten Wegen die Höhe des Gesenkes, zog durch den Paß von Zuckmantel an der preußischen Hauptmacht westlich vorbei geradeaus nach Neiße, ja weiter bis in die Gegend von Brieg, wo er im Dorfe Mollwitz und dessen Nachbarschaft, durch Schneegestöber, Ermüdung und Unkunde gehemmt, zu kurzer Rast Halt machte. Mit Entsetzen sah sich Friedrich durch die geschickte Strategie des Feindes umgangen, von Niederschlesien und der Heimat abgeschnitten, seine Kriegsvorräte in Ohlau hart gefährdet, selbst Breslau ernstlich bedroht. Nur ein Eilmarsch hinter dem Gegner drein, nur ein rascher Kampf mit ihm vermochte vielleicht das Verlorene wieder einzubringen. Unverzüglich drang er nach, bis er Neipperg dicht auf den Fersen war, und beschloß, dem nunmehr seinerseits Ahnungslosen am 10. April in jener Position bei Mollwitz eine Schlacht zu liefern.

Beide Armeen zählten, da Friedrich bei weitem nicht alle zerstreuten Abteilungen hatte sammeln können, im ganzen etwa gleichviel Mann, je über 22000. Aber außer einer beträchtlich größeren Menge von Geschützen standen auf preußischer Seite bei 5000 Mann Fußvolk mehr, während die Österreicher

ungefähr den gleichen Überschuß an Reitern besaßen; Unterschiede im quantitativen Verhältnis der Waffengattungen, die durch entsprechende Differenzen an innerer Trefflichkeit gewissermaßen verdoppelt wurden. Morgen und Mittag verging mit dem Anmarsch und der methodischen Aufstellung der Preußen. Den Feind sofort in seinen Dörfern zu überfallen und einzeln aufzureiben, kam dem jungen Könige nicht in den Sinn. Auf der ebenen, fast baumlosen, schneebedeckten Fläche, über der sich jetzt der Himmel geklärt hatte, ordnete Friedrich sein Heer, abgesehen von den zur Eröffnung des Kampfes vorgeschobenen Geschützen, in zwei Treffen; und zwar in der Mitte die Infanterie, die Kavallerie auf den Flügeln, deren linker an einen sumpfigen Bachlauf gelehnt ward, während der freie rechte zur Hauptaktion bestimmt schien. Die Österreicher, spät alarmiert, waren mit ihrer ganz gleichförmigen Schlachtordnung noch lange nicht fertig, als schon die Geschosse der zahlreicheren und besser bedienten preußischen Kanonen besonders in die Reiterscharen ihres linken Flügels verheerend einschlugen. Voller Besorgnis und Ungeduld stürzte sich darauf der mutige Führer der letzteren, General Römer, gegen Neippergs Befehl mit seinen sechsunddreißig Schwadronen auf einmal in gewaltigem Ansturm auf die feindliche Rechte. Er entriß dadurch nicht bloß den Preußen die beschlossene Offensive, sondern drückte so der ersten Hälfte der Schlacht überhaupt den Stempel auf. Die preußischen Reitergeschwader waren im Nu geworfen und flohen, verfolgt, vor, zwischen und hinter den Treffen ihrer Infanterie entlang nach links hinüber, den König, der sie vergebens aufzuhalten suchte, in ihren Knäuel hineinreißend. Von Römers Leuten eroberten indes andere ein paar Kanonen, die ihnen freilich später bis auf eine wieder abhanden kamen; die meisten jedoch versuchten, das preußische Fußvolk in der rechten Flanke zu fassen, um es in die Niederlage der Reiter zu verwickeln. Das aber gelang ihnen nicht.

Schon die Bataillone, welche Friedrich ursprünglich unter seine Kavallerie gemischt, um ihr besseren Halt zu geben, sowie die anderen, die er vom rechten Ende des ersten Infanterie-

treffens, weil es diesem an Raum zur Entfaltung gefehlt, im Haken gegen das zweite zurückgebogen, leisteten, gefährlich entblößt wie sie nun dastanden, mit Schuß oder Bajonett nach allen Seiten abwehrend, unüberwindlichen Widerstand. Und so, wie hier, ging es überall. Römer hat seine Attaque kräftig wiederholt und ist dabei selber gefallen; die preußische Reiterei konnte weder rechts sich wieder aufraffen, noch hat sie auf dem linken Flügel wesentlich besser standgehalten; im Rücken der Gegner plünderten Neippergs Husaren deren Bagage. Allein das preußische Fußvolk, umschwärmt, prall angeritten, auch wohl einmal durchsprengt, blieb dennoch im ganzen, von eiserner Disziplin umklammert, unerschütterlich auf seinem Platz und räumte fürchterlich unter der angreifenden Kavallerie auf. Hierauf beruhte die Wendung der Schlacht, die der König leider nicht mehr mit eigenen Augen schauen durfte. Denn im Moment der ärgsten Verwirrung hatte Schwerin, um eine persönliche Katastrophe zu verhüten, ihn beredet, gen Südosten von der Walstatt hinwegzuflüchten. Der Feldmarschall, im Bewußtsein schwerer Verantwortung — gerade ihm zumeist war ja der strategische Vorsprung Neippergs zur Last zu legen —, nahm sich und die Seinen jetzt aufs äußerste zusammen und führte den zweiten Teil der Schlacht bis zum Siege durch. Die Reiterscharen waren zerstoben, die Linien der Infanterie rückten gegen einander vor, und ein Feuergefecht hob an, in welchem die Preußen nicht allein durch Überzahl, sondern vornehmlich durch Präcision und Geschwindigkeit sehr bald entschieden die Oberhand gewannen. Der eiserne Ladestock arbeitete gegen den hölzernen; die Schüsse fielen im Verhältnis von fünf zu zwei; allmählich lösten sich die Glieder der Österreicher auf und ballten sich in Haufen nach der Tiefe zusammen. Und als endlich Schwerin auch den noch immer etwas zurückgehaltenen linken Flügel seines Fußvolks herbeinahm, um mit breiter Gesamtfront in stetigem Feuer nachdrücklich zu avancieren — ein furchtbar prächtiger Anblick im Scheine der untergehenden Sonne —, da befahl Neipperg den Rückzug hinter Mollwitz und setzte ihn alsdann

im Dunkel um die Linke der Preußen herum fast unbehelligt in südlicher Richtung fort [1]).

Als König Friedrich, von abenteuerlichem Ritt zurückgerufen, am folgenden Morgen beschämt und freudig das Schlachtfeld wiedersah, fand er sein Heer im unbestrittenen Besitz desselben. Trophäen freilich waren wenige erbeutet, Gefangene nicht übermäßig viele eingebracht, die erlittenen Verluste dagegen herb genug. Denn jede der kämpfenden Parteien beklagte ungefähr 5000 Mann, fast ein Viertel ihrer Streitmacht, als tot oder verwundet; hüben wie drüben war besonders die Reihe der Offiziere empfindlich gelichtet. Und wie sich in alledem offenbarte, daß die taktische Überlegenheit der Sieger zwar durchgreifend, aber im Grunde doch nur einseitig gewesen, so vermochte eine solche denn auch die Fehltritte der Strategie noch keineswegs vollständig wieder gutzumachen. Allerdings hielt Friedrich, indem er in den nächsten Wochen Brieg zur Übergabe zwang, ganz Niederschlesien, die größere und bessere Hälfte des Landes, fest in Händen. Die oberen Gegenden jenseit der Neiße jedoch behaupteten die Österreicher. Auf den letzten, aber auch stärksten schlesischen Platz gestützt, bezog dort Neipperg ein unnahbares Lager. Gebeugt wie er war, empfing er von Maria Theresia außer gnädigem Zuspruch die Weisung, vor allen Dingen seine Infanterie, zumal deren junge Mannschaft, aufs sorgfältigste einzuüben [2]). Denn die Haltung der preußischen Bataillone, besonders ihr Feuer, dessengleichen die alten Soldaten des Kaiserhauses weder in Türken- noch Franzosenschlachten jemals erfahren, hatte dem österreichischen Stolze doch dermaßen imponiert, daß selbst in Wien kein Mensch dem geschlagenen Feldmarschall zumutete, mit der noch dazu verstärkten Armee des Feindes ohne weiteres einen zweiten Hauptkampf zu wagen. Der Zuzug, den inzwischen auch Neip-

1) Neues über die Mollwitzer Schlacht in Geuders Berichten, Zeitschrift für preuß. Gesch. XVII, 76ff. 98ff.; vgl. Grünhagen a. a. O. I, 170ff.

2) Österr. militär. Zeitschr. 1818 IV, 401ff.

perg bekam, bestand vornehmlich aus leichten Nationaltruppen von der ungarischen Steppe oder der unteren Donau; und dazu wenigstens reichte die naive Keckheit dieser Naturburschen der Kriegsbühne hin, den Gegner mit Lärm und Unsicherheit störend zu umringen. Ein Antrieb mehr für Friedrich, die eigene Reiterei zu kühner Beweglichkeit heranzubilden, wobei ihm bald das Talent seines Zieten behilflich ward, der damals als Oberstlieutenant zuerst mit den österreichischen Husaren erfolgreich anzubinden wußte.

So zeigte sich jeder Teil der blutigen Lehren eingedenk, die er durch die Vorzüge des anderen erhalten. Noch hoffte jeder den Widersacher künftig glücklicher zu bestehen, obwohl beide einander höher hatten achten lernen. In den Augen der übrigen Welt jedoch fiel begreiflich der Ruhmesglanz des Mollwitzer Tages beinah fleckenlos auf den Namen Preußens. Noch nicht als Feldherr, wohl aber als Kriegsherr hatte Friedrich sein schlesisches Wagestück rings überzeugend gerechtfertigt. Das Geheimnis, worauf er seinen politischen Plan zumeist gebaut, die unvergleichliche Tüchtigkeit der Grenadiere Friedrich Wilhelms I., war nun zur offenkundigen Thatsache geworden. Und auch der andere Faktor in seiner staatsklugen Rechnung, die Schwäche Österreichs, wie es Karl VI. hinterlassen, lag jetzt für jedermann vollkommen deutlich zutage. Nicht sowohl auf den Ausgang der Schlacht an sich kam es hierbei an, als darauf, daß ein halbes Jahr Bedenk- und Vorbereitungszeit zu keinem besseren Ergebnis geführt hatte. Was dort unter den Wällen von Neiße in respektvollem Abstand von den preußischen Schießgewehren reuig exerzierte, war ja die einzige Armee, über welche die habsburgische Monarchie vorderhand verfügte. Wohl mochten sich die Freunde der letzteren damit trösten, daß sie schon öfters aus ähnlich trauriger Lage sich glücklich wieder emporgeschwungen habe. Ihre Feinde jedoch fühlten sich durch solche Erinnerung erst recht aufgefordert, es diesmal wenigstens nicht dazu kommen zu lassen. Für die einen wie die anderen mußte Friedrichs ferneres Verhalten die wichtigste Angelegenheit bilden. In seinem Feldlager sah man

daher bald fast aller Herren Länder durch Gesandte vertreten. Nachdem er das territoriale Stadium seines Unternehmens als Sieger durchlaufen, that sich, zu höheren Ehren und Gefahren einladend, gleichsam die weite Rennbahn der universellen Politik vor ihm auf. Und schon vernahm er von rechts und links den ungeduldigen Zuruf, die Farbe seiner Partei herauszukehren!

Der kritische Moment trat ein, wo sich der Widerstreit der französischen mit den englischen Tendenzen zum preußisch-österreichischen Konflikt in unmittelbare Beziehung setzen sollte. In dem Maße, wie sich seit der Werbereise Belleisles die Absichten Frankreichs mehr und mehr enthüllten, nahm auch England eine entschlossenere Haltung an. Zu Ende der Session, kurz nach der Mollwitzer Schlacht, bewilligte das Parlament seinen früheren Erklärungen gemäß der Regierung die Mittel, um nicht allein das schuldige Hilfscorps von 12000 Mann dänischer und hessischer Soldtruppen zum Schutze der pragmatischen Sanktion bereitzustellen, sondern überdies an Maria Theresia selbst Subsidien im Betrage von 300000 Pfund zu zahlen. Zugleich jedoch nahm das britische Ministerium nun im Ernst die Aufgabe in Angriff, zwischen Preußen und Österreich einen friedlichen Austrag herbeizuführen. Sogar König Georg beschied sich, seine geheimen Wünsche für das Welfenland im sicheren Einvernehmen mit dem norddeutschen Nachbar zu befriedigen. Eben daraufhin knüpfte der hannöverische Gesandte von Schwichelt die ersten schwachen Fäden allgemeiner Verständigung mit Friedrich an. Ungleich bedeutender war indes die Entsendung eines neuen englischen Botschafters. Im preußischen Lager erschien der gewissenhafte Schotte, Lord Hyndford, um als zäher und praktischer Unterhändler den Anstrengungen Robinsons in Wien zum nämlichen Zweck entgegenzuarbeiten. Und von Herzen gern wäre Friedrich noch jetzt auf einen Vergleich mit Österreich unter Englands Vermittelung eingegangen. So fleißig, ja so fröhlich er alle Anstalten und Vorübungen zur Fortsetzung des Feldzugs betrieb, von eigentlicher Kriegslust war er damals bereits vollständig geheilt.

Die Waffen hatten in seinen Augen ihre Pflicht gethan; er begehrte nichts weiter, als daß ihm das niedere Schlesien, wie es durch sie faktisch erobert worden, Breslau mitbegriffen, auch als rechtlicher Besitz eingeräumt werde. Ja selbst von diesem, der realen Lage durchaus entsprechenden Umfange seiner Forderung blieb er erbötig um den Preis eines hurtigen Abschlusses noch ein gut Stück nachzulassen [1]).

Allein der Sühneversuch der britischen Diplomatie mußte trotz ihres redlichen Strebens vollkommen scheitern. Maria Theresia nämlich schöpfte aus den parlamentarischen Bewilligungen statt der Beruhigung gegenüber Frankreich, worauf es hauptsächlich dabei abgesehen war, vielmehr die Hoffnung, dadurch zur Bewältigung Preußens instand gesetzt zu werden. Denn in jenem scheute sie immer noch höchstens den möglichen Feind, in diesem haßte sie längst den wirklichen. Sie versagte deshalb jegliches Zugeständnis, und als einziges Resultat der englischen Bemühungen blieb in Wien erhöhte Unzufriedenheit übrig. Im preußischen Lager dagegen erweckten sie geradezu verhängnisvollen Verdacht. Auch Friedrich vermochte die Beschlüsse des Parlaments, deren Wirkung auf Österreich er voraussah, und besonders die ihnen voraufgegangene anzügliche Thronrede mit den Friedensbestrebungen Englands nicht zu reimen. Es kam hinzu, daß jetzt eben vonseiten der Seemächte die gemeinsame Mahnung zum Rückzug aus Schlesien an ihn gerichtet ward; eine vor Monaten durch England im Haag angeregte, aber mit holländischer Schwerfälligkeit bis zur äußersten Unzeit verschleppte Maßregel, deren einziger Effekt in diesem Moment natürlich auf Steigerung des Mißtrauens hinauslief [2]). Der früheren Umtriebe Georgs II. eingedenk, geriet Friedrich in argwöhnische Aufregung. Die englische Unterhandlung erschien ihm wie ein unehrlicher Versuch, ihn um die Früchte

1) S. das Ultimatum, Polit. Korresp. I, 254. 259.

2) Vgl. Preußische Staatsschr. I, 304 ff. Polit. Korresp. I, 255. 258. A. Beer, „Holland und der österr. Erbfolgekrieg", Archiv f. österreichische Geschichte XLVI, 299 ff.

seines Sieges zu betrügen. Meinte man vielleicht, ihn dadurch einschläfern zu können, bis sich das Gewölk einer Koalition von Österreich, Rußland, Sachsen und den Seemächten doch noch über seinem Haupte zusammengezogen? Sogar der getreue Podewils, der so lange wie möglich der britischen Politik das Wort geredet, zeigte sich zuletzt von ihrer Zweizüngigkeit betroffen und vor allem durchdrungen von ihrer Unersprießlichkeit. Der König — in der Sache selbst, wie immer, ängstlicher Lauheit unfähig, dazu persönlich von dem Ehrgeize beseelt, sich von niemandem täuschen oder foppen zu lassen — schloß auf der Stelle seinen Bund mit Frankreich [1]).

Er war lange Zeit hindurch allen dahin zielenden Anträgen ausgewichen. Noch jüngst, wenige Tage bevor Lord Hyndford eintraf, war von Dresden her, wo nach dem verblüffenden Schlage von Mollwitz die unklaren Schwankungen eher noch zugenommen, Marschall Belleisle mit dringenden Aufforderungen herbeigeeilt. Allein so artig ihn der König militärisch bewillkommnete, so freimütig er im politischen Gespräch mit ihm verkehrte, zu bindender Abrede kam es bei ihrer Begegnung nicht. Erst einige Wochen später, eben nachdem die letzte Hoffnung auf ein Gelingen der englischen Vermittelung geschwunden, am 4. Juni unterzeichnete Podewils auf Friedrichs Befehl zu Breslau die mit dem ständigen Gesandten Marquis von Valori vereinbarte Defensivallianz. Allerdings aber bildete für diese jener Meinungsaustausch zwischen dem Könige und dem Marschall die wesentlichste Voraussetzung. Denn einzig mit einer französischen Politik, wie sie Belleisle vorschwebte, konnte und wollte Friedrich überhaupt eine Verbindung eingehen. Nicht als hätten ihm deren Zwecke als solche besondere Teilnahme eingeflößt. Weder ein bayerisches Kaisertum, noch die Zertrümmerung Österreichs lag ihm irgend am Herzen. Für seine eigene Befriedigung in Schlesien hätte er umgekehrt noch zur Stunde die Wahl des Lothringers nebst der Erhaltung des Donaureichs willig übernommen. Sein einziges Ziel war und blieb jener schlesische Erwerb. Den aber

1) Polit. Korresp. I, 236 ff. Droysen a. a. O. S. 264, Anm. 2.

sollte ihm dann, wenn der Friede leider nicht zu haben war, der erweiterte Krieg sicherstellen, wie ihn Belleisle als Mittel zur Verwirklichung seiner Ideen ebenfalls brauchte. Der erweiterte Krieg, nicht etwa der verlängerte. Gerade darum forderte Friedrich so dringend eine kräftige und umfassende Kriegführung von Frankreich, damit man schnell, womöglich durch einen einzigen Feldzug, zurande komme. Der Marschall seinerseits verstand, ja durchschaute den König. Ohne Zögern jedoch nahm er die gestellten Bedingungen an; die einen, weil sie mit dem zusammentrafen, was er selber von Haus aus im französischen Interesse für das allein Richtige gehalten; die anderen, weil er in der preußischen Allianz, wie teuer man sie auch erstünde, an und für sich den wertvollsten Besitz für Frankreich sah. Eben persönlich empfing er jetzt den tiefsten Eindruck von Friedrichs königlicher Selbstthätigkeit; der Anblick der preußischen Infanterie im Manöver übertraf seine höchstgespannten Erwartungen [1]). Der Gedanke, diese Macht mit der Frankreichs zu gemeinsamer Wirksamkeit zu paaren, ward hinfort zum Eckstein seiner Politik. Eine zwiefache Aufgabe; denn auch die Macht Frankreichs galt es ja erst thatsächlich in Bewegung zu setzen. Mit welcher Freude vernahm da Belleisle in Nymphenburg die Kunde, daß Friedrich plötzlich den durchschlagenden Entschluß gefaßt!

Der Breslauer Traktat, datiert vom 5. Juni 1741 — nominell ein Verteidigungsbündnis auf funfzehn Jahre —, wälzt in seinen geheimen Separatartikeln beinah alle Last einseitig auf Frankreichs Schultern. Dieser Staat verpflichtete sich zunächst zu einer doppelten militärischen Leistung. Er versprach nämlich, Bayern sofort durch Hilfstruppen zu energischer Offensive zu befähigen und ihm außerdem vermittelst einer tüchtigen Diversion den Rücken zu decken. Mit anderen Worten: es sollte ein Heer über den Oberrhein entsandt, ein zweites am

1) Belleisles Berichte bei Ranke, Preuß. Geschichte III/IV, 578 ff.; dazu Duc de Broglie a. a. O. XLIX, 41 sqq. aus den Memoiren Belleisles.

Niederrhein, mit der Stirn etwa gegen Hannover, aufgestellt werden. Frankreich übernahm sodann die diplomatische Arbeit, Schweden — und zwar gleichfalls sofort — in einen Angriffskrieg gegen Rußland zu stürzen, lediglich um dies an einem feindseligen Auftreten gegen Preußen zu verhindern. Es garantierte ferner Preußen direkt den Besitz von Niederschlesien mit Breslau, ja es machte sich verbindlich, im künftigen Frieden ihm die förmliche Abtretung desselben vonseiten Österreichs zu verschaffen. Ausdrücklich ward an diese letztere Bedingung die Gültigkeit des hinwieder von Preußen ausgesprochenen Verzichts auf Jülich-Berg geknüpft; während die einzige Konzession, welche Friedrich scheinbar uneingeschränkt gewährte, in der Zusage seiner Kurstimme für Karl Albert oder einen anderen, von Frankreich empfohlenen Kronbewerber bestand [1]). Indessen auch dies Zugeständnis blieb von der Erfüllung jener militärischen Verheißungen der Franzosen abhängig. Denn darüber hatte Friedrich Belleisle nicht in Zweifel gelassen, daß er im Kaisertum auf jeden Fall einfach die Prämie des Stärkeren erblicke. Von einer Verpflichtung Preußens zu weiteren kriegerischen Unternehmungen endlich war in dem Vertrage gar nicht die Rede. Wie Friedrich mit echt staatsmännischer Mäßigung sich keinen höheren Gewinst ausbedang, als er bereits faktisch in Händen hatte, so blieb er andererseits auch bei seinem früheren Einsatz ruhig stehen. Der Bund ward also geschlossen zwischen den Thaten Preußens und den Entwürfen Frankreichs; oder um es persönlich auszudrücken: es war eine Allianz der luftigen Phantasie des Marschalls mit dem soliden Verstande des Königs. Fürwahr eine ungemeine Stellung nahm da mit einemmale der Emporkömmling unter den Staaten ein, als ihm die vornehmste und hochmütigste der alten Großmächte so beflissen zuvorkommend entgegenging! Ein Schauspiel, welches die preußische Geschichte vielleicht mit un-

1) Abdruck des Vertrags „Mémoires du cardinal de Bernis“ (publ. p. F. Masson, Paris 1878) I, 462sqq.; vgl. Droysen a. a. O., S. 273 ff.

getrübter Befriedigung genießen mag; die deutsche darf daneben ein besorgtes Schelten nicht zurückhalten.

Die nationale Stimmung gegen ein französisches Bündnis war Friedrich wohlbekannt. Er hat selber ein paar Monate früher Valori darauf aufmerksam gemacht, daß das einzige, was Karl Albert in der Meinung sämtlicher deutscher Fürsten wider sich habe, seine Beziehungen zu Frankreich seien [1]). Er nun hatte zwar nicht, wie jener, sein Unternehmen gegen Österreich von vornherein und ausschließlich auf die französische Allianz gestellt; erst in zweiter Linie, nur als Eventualität faßte er sie ins Auge. Nun aber war die Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden. Freilich war dabei seine Lage, seine Haltung auch jetzt noch himmelweit verschieden von der des Wittelsbachers. Aus eigener Kraft hatte er die Macht von Habsburg zurückgedrängt und begehrte des Beistandes von Frankreich einzig, um den Habsburger Stolz zu brechen, wozu ihm die englische Fürsprache nicht verholfen. Hierüber hinaus und um ihrer selbst willen — daran dürfen die künstlichen Blumen diplomatischer Rhetorik in seinen Briefen an Fleury und Belleisle uns nicht irre machen — hat er französische Erfolge in Deutschland keineswegs gewünscht. Gefaßt aber ist er allerdings auf sie gewesen, ja, folgerichtig nach seiner Weise, mißgönnte er seinen Alliierten die Frucht ihrer Anstrengungen nicht [2]). Ihm bangte dennoch für sich und seinen Staat vor keiner künftigen Übermacht Frankreichs; allzu lebendig trug er in sich das Bewußtsein der Unabhängigkeit seines Geistes und Willens, das Gefühl der eigenen Stärke Preußens. In solchem Sinne hatte er den Breslauer Vertrag diktiert; in solchem Sinne gedachte er ihn auch zu handhaben. Allein dies Preußen, in dessen Gestalt sich nun ein Teil der Nation so kühn und stolz emporrichtete, dies Preußen war darum noch nicht Deutschland selbst. Für die Volksgenossen dort außen im Reich hatte Friedrich noch kein politisches Mitgefühl. Ein dichter Nebel barg ihm noch

1) Broglie, Revue XLVIII, 517.
2) Polit. Korresp. I, 248. 251 f.

die Zukunft, wo er wirklich mit der eigenen zugleich die volle Sache des Vaterlands gegen eine Welt von Feinden verteidigen sollte. Für den Augenblick nötigte Preußen durch seinen Bund mit Frankreich dem halb unwilligen Österreich trotz seiner fremdartig zusammengesetzten Erscheinung das deutschere Gebaren auf. Der Brand, den König Friedrich dem Marschall Belleisle entzünden half, goß einen Schimmer nationaler Weihe um den blonden Scheitel Maria Theresias.

Schon einige Tage vor Unterzeichnung des Breslauer Traktats war zu Nymphenburg, wohin sich Belleisle von Schlesien aus begeben, nicht ohne seinen vermittelnden Einfluß ein Vertrag zwischen Bayern und Spanien zustande gekommen, welcher dem ersteren ansehnliche Subsidien nebst Unterstützung seiner Reichskandidatur vonseiten des letzteren zusicherte. Zwischen Bayern und Frankreich selber bedurfte es dagegen angesichts der älteren eventuellen Verpflichtungen keiner neuen, förmlichen Allianz. Was dennoch bald von einer solchen im Gerücht verlautete, ja unter dem Namen des Nymphenburger Vertrags vorgeblich in genauer Fassung durch die Presse verbreitet ward, war eine grundlose Erdichtung aus franzosenfeindlichem Lager. Sie hat, da die öffentliche Meinung sich durch Ableugnung nicht zurechtweisen ließ, damals wie später insbesondere dem Rufe Karl Alberts ungebührlich geschadet; denn ihm ward darin das Versprechen der Abtretung aller Stücke des Reichsgebietes, welche die französischen Armeen einnehmen würden, verleumderisch beigemessen [1]). In Wahrheit fanden wirkliche Eroberungen Frankreichs auf deutschem Boden gerade in dem Belleisleschen Projekte keine Stelle. Die anscheinende Großmut, mit welcher die französische Politik bei der Umwandlung der Machtverhältnisse im Reich von eigenem Länderzuwachs absah, bildete im Gegenteil einen der originellsten Züge desselben. Der Kardinal andererseits faßte sich auch nach dem Breslauer Abkommen noch immer nicht einmal zu dem Vorhaben der Aktion überhaupt

1) Droysen, Abhandlungen, S. 229 ff. Heigel a. a. O., S. 130 ff. 351 ff.

ein Herz, denn er mißtraute sowohl den Kräften Bayerns, wie der Gesinnung Preußens. In schwerer Sorge, all seine Bemühungen dennoch vereitelt zu sehen, eilte daher Belleisle persönlich nach Versailles, wo er endlich Mitte Juli im Staatsrat definitive Beschlüsse durchsetzte, denen sich Fleury unterwarf. Die Wirkung hatten jedoch die erneuten Zögerungen des letzteren allbereits hervorgerufen, daß Friedrich in die heftigste Ungeduld geriet und seinem Ärger in scharfen Worten rücksichtslos Luft machte. Er fuhr den peinlich verlegenen Valori mit der drohenden Erklärung an: wenn ihm nicht sämtliche Zusagen pünktlich erfüllt würden, solle Frankreich nicht mehr auf ihn rechnen, als auf das Laub im November [1])!

Schon in die Flitterwochen dieser Allianz fiel so der Schatten künftiger Scheidungsgedanken. Zunächst aber bestärkte die Wahrnehmung der Charakterlosigkeit der französischen Staatsleitung den König in dem erfreulichen Bestreben, sich unmittelbar mit Karl Albert in vertraute Verbindung zu setzen. Die Idee einer verhältnismäßig nationalen, wenigstens inländisch geleiteten Behandlung der gemeinsamen Sache, wobei Frankreich, wie den preußischen, so auch den bayerischen Interessen lediglich dienen sollte, tauchte so doch alsbald in den ersten Umrissen vor Friedrichs Blicken auf. Vor kurzem war, die österreichischen Fahnen verlassend, unter denen er jahrzehntelang mit Auszeichnung gefochten, Feldmarschall Samuel Freiherr von Schmettau zu Preußen übergetreten; von Geburt protestantischer Schlesier, begabt und erfahren, in der eigenen Geschäftsführung freilich keineswegs untadelhaft, aber gegen fremde Fehler streng in Urteil und Rüge. Ihn schickte Friedrich jetzt an den Münchener Hof, um den Kurfürsten beim bevorstehenden Feldzuge durch seine Kenntnis der österreichischen Länder und Verhältnisse zu unterstützen und zugleich im Sinne der preußischen Tendenzen kräftig zu dirigieren. Karl Albert ward nicht allein ermahnt, sofort auf Wien seine kriegerischen Absichten zu lenken, anstatt nach dem Plane Belleisles zuerst die Eroberung Böhmens in Angriff zu

1) Polit. Korresp. I, 257 ff. Ranke a. a. O., S. 590.

nehmen; sondern Friedrich riet ihm geradezu, den in diesem Momente ziemlich gefahrlosen Vorstoß auf eigene Faust zu wagen [1]). Und einen Anfang dazu fand Schmettau allerdings bereits gemacht. Am 31. Juli hatten sich bayerische Truppen durch eine Kriegslist in die Stadt Passau eingeschlichen, worauf der Bischof, der des Einvernehmens mit Österreich bezichtigt ward, auch die Feste Oberhaus ohne Blutvergießen protestierend übergab. Mehr, als diesen einleitenden Schritt, den man beim Reich als vorübergehende Schutzmaßregel entschuldigte, getraute sich jedoch der Kurfürst bei dem üblen Zustande seiner Finanzen und Rüstungen vor dem Anmarsch der französischen Hilfsarmee nicht zu unternehmen.

Für Österreich war inzwischen endlich die Stunde der Enttäuschung gekommen. Als Robinson den versammelten Ministern die erste sichere Kunde gab von einem zwischen Preußen, Frankreich und Bayern geschlossenen Vertrage, sah er die schwachen Greise wie Leichen rücklings in ihre Lehnstühle sinken. Der Geist der Königin jedoch war nicht so geschwind aus dem Gleichgewichte zu bringen. Zu einigen Konzessionen an Bayern und Frankreich war sie immerhin bereit. Schon aus konfessionellen Gründen standen ihr diese neuen Feinde doch allezeit näher, als der Ketzer Friedrich. Aber die Versuche, sich mit Karl Albert zu verständigen, wobei man die sonderbarsten Seitenwege der Annäherung durch Pfaffen, Weiber und Juden einschlug, boten zu wenig und kamen zu spät [2]). Beistand war nirgend zu erlangen. Rußland ward wirklich durch Schweden herausgefordert; Sachsen stand innerlich auf dem Punkte, zu Frankreich überzugehen. England, von Südamerika abgeschlagen, ließ seinen Worten keine Thaten folgen; Hannover hielt sich aus Furcht erst recht still, obwohl Georg II., der gerade damals auf dem Kontinent weilte, auf Grund angeblicher hannöverischer Auslagen ein Sechstel der für Österreich bewilligten englischen Subsidien unedel genug in die heimischen Kassen ab-

1) Polit. Korresp. I, 285.

2) Heigel a. a. O., S. 154 ff.

leitete. Desto kategorischer forderte nun die britische Regierung von dem Wiener Hofe die Befriedigung Preußens; und Robinson, gleich sehr von Eifer entflammt wie von Dünkel aufgeblasen, vermaß sich, durch seine persönliche Beredsamkeit die ungeheure Kluft zu überbrücken. Nachdem er mit unendlicher Mühsal, ja nicht ohne freiwillige Erniedrigung, von der ingrimmigen Festigkeit Maria Theresias nichts weiter erpreßt, als das Angebot eines winzigen Stücks von Belgien für die Räumung Schlesiens, eilt er ins Lager von Strehlen vor Friedrichs Angesicht. Hier aber bewirkt er einzig und allein eine donnernde Explosion von Zorn und Spott, Ehrgefühl und Siegesbewußtsein, so daß er verdutzt und bestürzt, von jeder Seite einer sträflich-lächerlichen Begeisterung für die andere geziehen, auf seinen Posten zurückkehrt [1]).

Was er nach Wien mitbrachte, war die Nachricht von einem neuen Verlust. Die passive Gesinnung der Schlesier, wie sie anfangs allgemein der preußischen Invasion begegnet war, hatte sich im Laufe der Zeit, zumal seit dem Ausbruch des eigentlichen Kampfes, mehr und mehr in eine lebhafte, wesentlich konfessionell bestimmte Parteiung zersetzt. In gewissem Maße geschah das auch in der Hauptstadt selbst, deren mit Friedrich vereinbarte Neutralität mithin vielmehr den Charakter positiver Zweideutigkeit annahm. Bei der Unzuverlässigkeit besonders der herrschenden Kreise, denen gegenüber die niedere Bürgerschaft weit eher zu Preußen hielt, bei der Dreistigkeit ferner der österreichischen Kavallerie, befürchtete der König eine Wendung der Situation zugunsten des Feindes und beschloß, ihr zuvorzukommen. Am 10. August ward Breslau unter Leitung Schwerins ohne Schwertstreich überrumpelt. Die Stadtsoldaten wurden in preußischen Dienst übernommen, eine allgemeine Huldigung verlangt und geleistet [2]). Neipperg, welcher soeben eine vielleicht gleichfalls auf Breslau gemünzte Bewegung machte, vermochte an dem Geschehenen nichts zu ändern und lagerte

1) Grünhagen a. a. O. I, 407 ff. 416 ff.
2) Ebd. S. 220 ff.

sich aufs neue am Gebirge. Friedrich that ihm gegenüber desgleichen und lauschte begierig den Botschaften aus Südwesten.

Am 15. August überschritt in der That die erste der französischen Heeressäulen bei Fort Louis den Oberrhein, und bald sah man über 30 000 Mann durch Schwaben auf Donauwörth ziehen, um von dort quer durch Bayern die österreichische Grenze zu erreichen. Einige Wochen später folgte ein kleineres Corps, welches sich durch Franken nach Amberg gegen den Böhmer Wald zu wandte. Sie erschienen nicht im eigenen Namen Frankreichs, sondern als bayerische Hilfsvölker, mit blauweißen Abzeichen versehen, ausdrücklich unterm Oberbefehl des Kurfürsten, von ihm, wie es hieß, zur Behauptung seiner Gerechtsame eingeladen als Bundesfreunde des Reichs und Garanten des westfälischen Friedens. Ihr Benehmen beim Durchzuge war musterhaft, wie sie verheißen. Die Generale gingen so weit, sich die ordentliche Aufführung ihrer Mannschaft sowie die richtige Bezahlung der Lebensmittel von den Bürgermeistern bescheinigen zu lassen. Der Bauer in Schwaben wollte zuerst kaum glauben, daß der Erbfeind so gemütlich ins Reich käme; dann aber schien er wie vernarrt in die schmucken und sittigen Leute, und schaffte Nahrung im Überfluß herbei, bis herab auf seine Kaninchen, damit die Gäste sich ganz zuhause fühlten. Der schwäbische Kreis ging mit Vergnügen einen Neutralitätsvertrag ein, der fränkische wenigstens ein Kartell gegen Ausreißer [1]). In Bayern selbst fand man die Verpflegung schlechter, die militärische Vorkehr unter Erwarten; doch ließ sich anfangs alles hoffnungsvoll an. Karl Albert, neben dem Törring kommandierte, betrat, nachdem er dem Gnadenbilde der Maria zu Altötting noch einmal persönlich aufgewartet, am 12. September von Schärding aus den Boden Oberösterreichs. Die Franzosen fuhren in großen Kähnen die Donau hinab; schon am 14. ward Linz ohne Widerstand besetzt, gleich darauf das gesamte Land ob der Enns. Dann freilich ging es gemächlicher.

1) Geschichte d. Interr. III, 19 ff. Broglie, Revue XLIX, 252.

Der Kurfürst war vor allem auf die Huldigung bedacht, zu der die Stände ziemlich vollzählig, wenige aus innerem Triebe, die meisten fügsam, sich einstellten. Es war ebenso, wie anfangs in Schlesien, kein Abfall, eher gleichsam ein Abfaulen der Provinz. Erst im Oktober drang man dann in Niederösterreich vor, auch hier jedoch leicht, da die Husaren der Übermacht wichen. Ein Jahr nach dem Tode Karls VI. stand der Fürst, der sich für dessen rechten Erben ausgab, in St. Pölten, zehn Meilen von Wien; die bayerischen Dragoner des Vortrabs mochten vom Wiener Wald herab am Horizont den Stephansturm erkennen [1]). Der tapfere Feldmarschall Graf Khevenhüller, der dort unten dem Schrecken zu steuern und die verfallende Befestigung wiederherzustellen sich abmühte, hatte dem Feinde sagen lassen, die Hauptstadt werde der nun in Preßburg harrenden Herrscherin niemals die Treue brechen. Wie aber, wenn sie dennoch überwältigt ward?

Draußen im Reich wenigstens schien man nun allgemein die Sache Österreichs verloren zu geben. Belleisle, der nach der Rückkehr von Versailles seinen Sitz in Frankfurt aufgeschlagen, wo er das Ludwigsfest mit unerhörter Pracht beging, um dem deutschen Publikum die französische Herrlichkeit blendend vor Augen zu führen, nahm sich jetzt wirklich aus wie ein römischer Prokonsul inmitten unterthäniger Bundesgenossen [2]). Er lenkte gebieterisch, wie den Feldzug an der Donau, so die Unterhandlung vom Rhein bis zur Elbe. Friedrich allein vermochte bald hier, bald dort in unabhängige Konkurrenz mit ihm zu treten. So war es eigentlich die Erklärung, daß Preußen jetzt entschlossen sei, mit Pfalz, Köln und Bayern selber bei der Kaiserwahl für Karl Albert zu stimmen, das böhmische Votum aber für diesmal ganz zurückzuweisen, was bei Kurmainz zuletzt den Ausschlag gab. Am 4. September verpflichtete sich der Reichserzkanzler durch einen Vertrag

1) Heigel a. a. O., S. 192 ff.

2) Vgl. Moritz von Sachsen an Belleisle, 9. August 1741, bei Broglie a. a. O. XLIX, 36.

mit Bayern, jenen vier Stimmen die eigene als fünfte hinzuzufügen, wodurch die Mehrheit jedenfalls gesichert ward. Und hierauf stand denn endlich auch Sachsen von ernsthafter Mitbewerbung ab, um sich statt dessen noch rechtzeitig einen Anteil an der österreichischen Beute auszuwirken. Unter Belleisles Leitung kam am 19. September ein Traktat zwischen Bayern und Sachsen zustande, worin dem letzteren als Preis seiner Kriegshilfe hauptsächlich Mähren unter königlichem Titel nebst Oberschlesien zugesprochen ward. Ein Rechtsvorwand für den Bruch der pragmatischen Garantie war natürlich leicht gefunden: sobald einmal die karolinische Sanktion durch fremde Waffen so gründlich zerrissen war, mußten die josephinischen Ansprüche des Dresdener Hofes in alter Bedeutung wieder hervortreten. Acht Tage, nachdem sich Sachsen dergestalt zu den aktiven Feinden des Hauses Österreich geschlagen, nahm dessen berufener Freund, Hannover, die klägliche Rolle erzwungener Passivität über sich. Geängstigt durch den Anmarsch der französischen Nordarmee, die unter Marschall Maillebois von der Maas her über den Niederrhein bis nach Westfalen vorrückte, versprach Georg II. den Franzosen seine Kurstimme für Bayern, sowie die hannöverische Neutralität im österreichischen Erbfolgestreit. Infolge dessen machte Maillebois Halt, und Friedrich löste das Lager des Fürsten von Anhalt auf, das nach der politischen Bekehrung seiner norddeutschen Nachbarn überflüssig geworden. Wenn der Kurfürst von Trier als der einzige sich die Freiheit der Abstimmung ehrenhaft bis auf den Wahltag vorbehielt, so verstand sich doch von selbst, daß der wackere Herr sich seinerzeit unterm Druck der französischen Heeresmacht der Majorität anbequemen müsse [1]). Und so sah sich Österreich hoffnungslos vom Kaisertum ausgeschlossen. Von den Reichsgenossen, die jahrhundertelang zu ihm aufgeblickt, bedrohten es die einen mit dem Untergang, die anderen überließen es seinem Schicksal. In der Hälfte seines eigenen

1) Heigel a. a. O., S. 171ff. 362ff. Grünhagen a. a. O., I 448ff.

Gebiets, gerade der, durch die es dem Reich und der deutschen Nation zugehörte, fand es keine Kraft zum Widerstande. Kein Wunder, wenn es sich auf die andere Seite zurückbog. Erst in diesem Augenblicke der Not ward es sich seines inneren Doppelwesens klar bewußt.

Schon vor Monaten hatte sich Maria Theresia nach Preßburg erhoben, wo sie am 25. Juni feierlich mit der Stephanskrone geschmückt ward. Auch diesseits der Leitha hatte sie rasch, soweit sich der unmittelbare Einfluß ihrer Persönlichkeit erstreckte, durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Erscheinung die Herzen ihrer Unterthanen für sich eingenommen. Wann wäre wohl auch je die Majestät der Herrschaft in so holdselige Form gekleidet gewesen? Jugend und Gesundheit blühten auf ihrem offenen Angesicht; im reinen Blau der großen Augen lebten Treuherzigkeit und Sanftmut. Mit der traulichsten Liebenswürdigkeit empfing und hörte sie jeden, der kam; die Bedrängnis ihrer Lage verschärfte noch jenes feine Naturgefühl für alles Volkstümliche, welches ohnehin ihrer süddeutschen Weiblichkeit eigen war. Sie versprach mit Lächeln und forderte mit Betrübnis; durch die Anmut, mit der sie vertröstete, schien sie voll zu ersetzen, was sie versagen mußte [1]. Mit derselben Sicherheit gewann sie jetzt die Sympathie der Ungarn. Auch dort verfehlte schon der äußere Reiz ihrer Haltung zu Roß — sie hatte eigens zum Behuf der Krönung reiten lernen — seine Wirkung auf den ritterlichen Geschmack des magyarischen Adels nicht. Die Hauptsache jedoch war, daß sie den nationalen Wünschen in politischer Hinsicht mit Ergebung in die Notwendigkeit, in militärischer mit vertrauensvollem Aufruf entgegenkam. In langen und zähen Verhandlungen erstritt der denkwürdige Preßburger Landtag vom Sommer und Herbst 1741 für Ungarn die Grundzüge staatlicher Selbständigkeit, aus denen sich früher oder später eine dualistische Verfassung

1) A. Wolf, „Relationen des Grafen v. Podewils“, Sitzungsberichte der Wiener Akademie V, 486 ff. Karajan, Maria Theresia und Graf Sylva-Tarrouca, Anhang S. 14 ff.

der habsburgischen Monarchie unausbleiblich entwickeln mußte. Die Königin gab nach in der schmerzlichen Einsicht, daß nur so die bewaffnete Insurrektion des Landes zustande kommen könne, welche sie selbst zu ihrer Rettung verlangte. Auch in dieser Forderung an sich aber lag ein Bruch mit der Vergangenheit; denn noch niemals hatte man in Wien gewagt, den unbotmäßigen und so oft geradezu abtrünnigen Magyaren das Schwert in die Hand zu geben. Ganz im Gegenteil war die Besetzung des Landes durch deutsche Truppen bis zuletzt so dringend erschienen, daß eben dadurch die Schwäche der Neippergischen Armee und vielleicht der Verlust der Schlacht bei Mollwitz mit verschuldet worden [1]).

Welch ein Umschwung nun, als Maria Theresia am 11. September mit der rührenden Bitte um streitbare Hilfe vor die Mitglieder beider Tafeln hintrat! Von den Thränen der Königin und dem Ausdruck gekränkter Unschuld in ihrem Antlitz wild entzückt, gelobten Magnaten und Stände, Blut und Leben für sie und ihre Kinder einzusetzen. Daß sich dazwischen Verwünschungen der deutschen Minister vernehmen ließen, in denen man nicht mit Unrecht die Vertreter der bisherigen, gegen Ungarn argwöhnischen und mißgünstigen Politik erblickte, gab dem Ereignis erst seine volle historische Farbe. Denn unzweifelhaft bedeutete der ganze Akt die Emancipation der transleithanischen Welt von der Herrschaft unseres Volkes, durch dessen blutige Anstrengung zumeist dies östliche Vorland der asiatischen Barbarei entrissen worden. Deutsch-Österreich aber bereitete, indem es jenen Akt vollzog, wenn auch noch ahnungslos, seine eigene Absonderung von dem übrigen Deutschland vor. Für ein Österreich-Ungarn, wie man es schon dermalen hätte nennen dürfen, war in einem wirklich deutschen Reiche, das nicht bloß in Österreichs Diensten verharren wollte, auf die Dauer schwerlich Raum. Den Zeitgenossen freilich that sich keine solche

1) Denkschriften Maria Theresias, S. 292. 328; vgl. Arneth, Maria Theresia I, 253 ff. und Capellos Finalbericht bei Arneth, Relationen, S. 257 ff.

Fernsicht auf; desto entschiedener aber war der Eindruck, den sie momentan von dem Preßburger Schauspiel empfingen. Dies Ungarn, das noch im spanischen Erbfolgekriege nicht nur die schwache Seite, sondern geradezu eine zehrende Wunde am Staatskörper Österreichs gewesen, enthüllte sich nun mit einemmal als der Sitz seiner eigentümlichsten Lebenskraft! Auch die öffentliche Meinung begann zu wittern, daß hinter der drohenden Katastrophe vielleicht eine neue Form des Daseins der österreichischen Monarchie verborgen liege. Allein so hoch man immer den moralischen Vorteil anschlagen mag, der Maria Theresia aus solcher Auffassung der Scenen von Preßburg erwuchs, für den Augenblick bedurfte es eines physischen Beistandes, wie ihn der begeisterte Beschluß des Landtags doch erst für künftig verhieß. Ehe der Aufsitz der ungarischen Reiterscharen zur That ward, konnten Wien und Österreich verloren gehen, ja wären verloren gegangen, hätte sie nicht das Benehmen der Feinde selber gerettet.

Statt sich auf die zitternde Hauptstadt Österreichs zu werfen, schwenkte das bayerisch-französische Heer zum Erstaunen der Welt auf einmal nördlich nach Böhmen ab. Indessen war, was jetzt die Außenstehenden überraschte, bei dem wirklichen Leiter des Feldzugs zu allen Zeiten beschlossene Sache gewesen. Karl Albert zwar, der Oberbefehlshaber dem Namen nach, überwand zuletzt die Bedenken der eigenen Zaghaftigkeit und ließ sich von Schmettau überzeugen, daß Friedrichs so oft und so dringend wiederholter Rat, der österreichischen Monarchie alsbald den Stoß ins Herz zu versetzen, der richtige sei. Allein der Fluch der unbedingten Abhängigkeit von Frankreich heftete sich sogleich beim ersten Schritt an die Sohlen des Prätendenten. Belleisle, der, durch die Wahlgeschäfte in Frankfurt zurückgehalten, sich unterfing, die militärischen Bewegungen, deren Chancen aus solcher Ferne gar nicht zu berechnen waren, trotzdem ausschließlich zu überwachen, wollte von einem Zug auf Wien durchaus nichts hören. Zu wahrhaft kühnen Unternehmungen fühlte er sich in seiner heimischen Stellung allzu unsicher; denn ein immerhin mögliches Mißlingen konnte leicht

zu seinem Sturze führen. Aber auch die gewisseste Aussicht auf vollständigen Erfolg hätte ihn kaum zu einem so rücksichtslosen Vorgehen vermocht. So phantastisch ausschweifend sein Teilungsplan angelegt war, so pedantisch behutsam dachte er bei dessen Ausführung zu verfahren. Eben nur die Landschaften, deren dauernder Besitz Karl Albert bestimmt war, Oberösterreich und Böhmen, sollten für diesen Klienten Frankreichs erobert werden. Gleich anfangs im Kriegsrat zu München entfuhr dem Marquis von Beauvau das heimlich an Schmettau gerichtete Wort: wenn wir den Kurfürsten zum Meister von Wien machen, werden wir seiner nicht mehr Meister bleiben [1])! So ward denn aus politischer Überklugheit eine strategische Thorheit begangen und obendrein durch die herrischen Eingriffe Belleisles in das bayerische Kommando der letzte Rest von Disziplin im Kreise der französischen Generale zerstört. Als Karl Albert wenigstens die wichtige Position von Budweis in der Flanke des Donauthals festgehalten wissen wollte, verweigerten jene einfach den Gehorsam und rückten samt und sonders direkt gegen Prag vor. Was half es da, daß die Truppen den Kurfürsten beim Überschreiten der Grenze als böhmischen König leben ließen, daß Priestersegen und Bauernwillkomm den im eigenen Lager verhöhnten Kriegsherrn beim Eintritt freundlich begrüßte? Als ein bei weitem ernsteres Vorzeichen von ganz entgegengesetzter Bedeutung stand nah in Mähren die Armee Neippergs, von König Friedrich ohne Schlag aus der Hand gelassen.

Friedrich war die Allianz mit Frankreich eingegangen in der Aufwallung über die Hartnäckigkeit Österreichs und die Fruchtlosigkeit der englischen Vermittelungsversuche, sowie in der Hoffnung, daß die Politik Belleisles ihm durch energische Unterdrückung des letzten österreichischen Widerstandes den erwünschten Frieden schnell und sicher verschaffen werde. Daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht, erkannte er gar bald aus

1) Grünhagen a. a. O. II, 6, Anm. 2; vgl. Heigel a. a. O. S. 203 ff. Broglie a. a. O. XLIX, 514 sqq.

den Berichten Schmettaus. Das Verlangen nach der früheren unabhängigen Stellung inmitten der europäischen Parteien, der er im Breslauer Traktat unter Voraussetzungen entsagt hatte, welche sich nun als irrig erwiesen, ergriff ihn mit verdoppelter Stärke. Und so viel bewirkte der Schreck des bayerisch-französischen Angriffs immerhin, daß der Wiener Hof trotz alles inneren Widerstrebens sich an den Gedanken einer Bewilligung der preußischen Forderungen gewöhnte, um vor allen Dingen das an Schlesien gefesselte Heer Neippergs zum Schutze Wiens heranziehen zu können. Auch dann waren noch viele Schwierigkeiten zu beseitigen oder doch zu umgehen, bis unter der taktvollen Mitwirkung Lord Hyndfords am 9. Oktober auf dem Schlosse Kleinschnellendorf in geheimster persönlicher Begegnung König Friedrichs mit dem österreichischen Marschall eine vorläufige Abrede zustande kam. Der militärische, unmittelbar praktische Teil dieser von Hyndford protokollierten, im übrigen bloß mündlichen Konvention entsprach sehr wohl dem beiderseitigen Interesse. Den völlig ungehinderten Abzug Neippergs nach Mähren erkaufte Österreich durch die Überlieferung der Festung Neiße, die sich nach vierzehntägiger Scheinbelagerung den Preußen ergeben sollte, sowie durch die Einräumung oberschlesischer Winterquartiere, deren Friedrichs Soldaten nach zehnmonatlichem Feldzuge dringend bedurften. Ein zweiter, politischer Teil der Übereinkunft sprach in allgemeinen, eigentlich mehr theoretischen Formen die Bereitwilligkeit Maria Theresias zur Abtretung Niederschlesiens nebst Neiße und den Verzicht Friedrichs auf weitertrachtende Unternehmungen und Bedingungen aus, worüber man bis zum Ende des Jahres einen definitiven Vertrag zu vereinbaren sich bemühen wollte.

Es war natürlich, daß beide Parteien, während sie sich zu dieser ersten Verständigung bequemten, den künftigen Ereignissen doch noch in sehr abweichender Gesinnung entgegensahen. Friedrich behielt sich, indem er den Österreichern so den Kampf mit ihren übrigen Widersachern freigab, im stillen dennoch Maß und Ziel einer eigenen, im Notfall entscheidend eingreifenden Politik vor. Es war durchaus ehrlich gemeint, wenn er zu

Kleinschnellendorf im Gespräche kundgab, daß er an der Durchführung der egoistischen Pläne der Franzosen gar kein Interesse habe. Ebenso wenig jedoch konnte ihm jetzt noch die Wiederherstellung der ganzen österreichischen Macht außerhalb Niederschlesiens genehm sein; nicht den Sachsen, wohl aber den Bayern wünschte er schon um seiner eigenen Sicherheit willen eine ansehnliche Gebietserweiterung. Der Wiener Hof dagegen ging selbstverständlich darauf aus, sich seiner anderen Feinde vollständig zu entledigen, ja sich womöglich an ihnen des Schadens zu erholen, den man in Schlesien Preußen gegenüber erlitten. Er rechnete daher darauf, daß Friedrich jeder ferneren Offensive rückhaltlos entsagen, ja nach und nach wenigstens im allgemeinen durch seine Haltung die Sache Österreichs begünstigen werde. In dieser Differenz der Auffassung lag der Keim der Zerstörung für die Kleinschnellendorfer Konvention, soweit dieselbe mehr als einen bloßen Waffenstillstand erwarten ließ. Dem jungen Könige, welcher diesmal sogar seinen erfahrenen Ratgeber Podewils nicht ins Vertrauen gezogen, kann dabei der Vorwurf nicht erspart werden, daß er jene ganze politische Seite des Abkommens mit einer sanguinischen Sorglosigkeit behandelte, deren Folgen den moralischen Ruf seiner Staatskunst bei Mit- und Nachwelt schwer geschädigt haben [1]).

Die militärischen Bestimmungen der getroffenen Abrede wurden ohne Anstoß ausgeführt. Neipperg zog ungekränkt von dannen, Neiße öffnete nach einer theatralischen Beschießung seine Thore, und Friedrich schritt dazu, in der Provinz, die er nun endlich im ersehnten Umfang und zugleich mit einer gewissen Aussicht auf rechtliche Anerkennung besaß, seine Herrschaft häuslich einzurichten. Am 7. November nahm er im Fürstensaale des Rathauses zu Breslau die feierliche Landeshuldigung der Stände Niederschlesiens entgegen, deren korporative Selbstverwaltung, die sich den notwendigen finanziellen Anforderungen des neuen Herrn versagt hatte, nun ebenso wie

1) Vgl. besonders Ranke a. a. O. III/IV, 470ff. und Grünhagen a. a. O. II, 24ff.

die Autonomie der Hauptstadt ein unbeklagtes Ende fand. Schon vorher aber, kaum drei Wochen nach der Abrede von Kleinschnellendorf, hatte sich der abermalige Bruch mit Österreich vollzogen. Eine kurze Weile hindurch hatten beide Teile mit Ernst einem endgültigen Vertrage zugestrebt; alsbald jedoch traten Irrungen hindernd dazwischen. Friedrich hatte gleich anfangs außer den oberschlesischen auch böhmische Quartiere für sein Heer gewünscht, um den heraufziehenden Entscheidungen möglichst nah zu sein und vielleicht eben wegen der Unterkunft Reibungen mit seinen bisherigen Verbündeten hervorzurufen, die ihm sodann eine Trennung von ihnen ermöglichten. Dies lediglich mündlich geäußerte Verlangen war indes in Wien nicht wirklich zugestanden worden, so daß, als nun in der That der Erbprinz von Anhalt durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen beordert ward, man darin einen bedenklichen Übergriff des Königs erblickte. Dieser wiederum konnte die Zumutung, jetzt auch die Frankfurter Wahlverhandlungen allmählich auf den Großherzog Franz hinüberzulenken, was er keineswegs versprochen, nur als ein Mittel ansehen, wodurch ihn Österreich öffentlich mit seinen nominellen Alliierten überwerfen wolle. Ausdrücklich hatte er sich das tiefste Geheimnis ausbedungen; allein in dessen Wahrung zeigte sich die Wiener Regierung um so weniger streng gewissenhaft, je mehr es ihr am Herzen lag, vor allem Sachsen, das noch nicht wirklich ns Feld gerückt war, in der letzten Stunde einzuschüchtern. Diese Indiskretion benutzte dann Friedrich, formell dazu berechtigt, zum Absprung von der geschlossenen Konvention, aus der er, zumal da Neipperg mit der äußersten Langsamkeit operierte, nichts als seine eigene Bloßstellung hervorgehen sah. Laut und heftig leugnete er die ganze Episode seiner Annäherung an Österreich ab und trat gerade nun, zu Anfang November, dem bayerisch-sächsischen Teilungsvertrage bei. Karl Albert billigte ihm zum Dank dafür als König von Böhmen noch das Glatzer Land, den Schlüssel zu Niederschlesien, gegen eine reichliche Geldzahlung zu und verhieß als künftiger Kaiser außerdem die Ausnahme sämtlicher Lande Friedrichs von der

Appellation an die Reichsgerichte sowie unter anderem einige Vorrechte im Titularwesen, in denen der europäische Rang des preußischen Staates zum Ausdruck gelangte [1]). Die Vorteile, welche Friedrich dergestalt durch seine rasche Doppelwendung gewann, wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Thatsache, daß er von nun an, obwohl sich die ungenierte Selbstsucht seiner Politik von der gemeinbräuchlichen Praxis jener Tage eigentlich nur durch größere Kraft und Behendigkeit unterschied, auch anderen als Maria Theresia mehr und mehr für einen arglistigen und treulosen Charakter galt.

Auf die Verbündeten, welche kurz vor der Kleinschnellendorfer Unterhandlung das auch ihnen heimlich geschehene Anerbieten Österreichs stolz zurückgewiesen, wirkte alsdann das bloße Gerücht von einem Abfall Preußens lähmend ein. Selbst Belleisle war betroffen durch die plötzliche Umstimmung, die er in den weitesten Kreisen der politisch Unselbständigen wahrnahm [2]). Auch nachdem darauf Friedrich wieder eingelenkt, blieb doch der Anmarsch Neippergs als ein unvermutetes Ereignis von ernster Bedeutung übrig, so daß der französische Marschall seine persönliche Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze für geboten hielt. Allein unterwegs in Dresden von Nervenleiden niedergestreckt, mußte er den Dingen in Böhmen trotzdem ihren Lauf lassen. Von allen Seiten zog sich mittlerweile dort eine Schlinge von feindlichen Truppen um Prag zusammen, das mit seinen weitläufigen Werken und seiner schwachen Besatzung keiner rechten Verteidigung fähig war. Zu der Donauarmee Karl Alberts stießen von der Oberpfalz her noch andere Corps von Bayern und Franzosen. Vornehmlich aber fielen die Sachsen ins Gewicht, die über 20000 Mann an Zahl unterm Grafen Rutowski von Norden herbeikamen. Neben diesem Bastard Augusts des Starken dienten

1) Polit. Korresp. I, 371 f. 382 f. 394 f. Preuß. Staatsschr. I, 315 ff. Grünhagen a. a. O. II, 74 ff. Der preuß.-bayer. Traktat vom 4. November 1741 mit den Reichsprivilegien ist gedruckt bei J. v. Aretin, „Beiträge zur Geschichte und Litteratur“ VI, 68 ff. (München 1806).

2) Broglie XLIX, 534.

noch zwei andere Herren von gleichem Ursprung im nämlichen Heere, während ein vierter, der feurige Wüstling Graf Moritz von Sachsen, an der Spitze einer französischen Division zugegen war, damals noch ohne Feldherrnruhm, aber schon als tapferer Degen geschätzt, ein eifriger Anwalt der Verbindung Sachsens mit Frankreich, zwischen denen ein Deutschland für seine Abenteurerseele freilich nicht existierte [1]).

Inzwischen hatte Neipperg in Mähren nach seiner Weise die Zeit vertrödelt, und auch der Umstand, daß Großherzog Franz nach dem Vorbilde Friedrichs und Karl Alberts sich persönlich ins Feld begab, half der österreichischen Armee nicht rascher vom Fleck. Auf 40 000 Mann verstärkt, schob sie sich doch nur bedächtig vom Süden Böhmens gegen den die Hauptstadt umzingelnden Feind vor. Immerhin geriet dieser dadurch in eine höchst unbehagliche Lage, aus der ihn allein die Tatarenempirie, wie die Franzosen spotteten, oder richtiger gesagt die verständige Kühnheit jener unechten Sachsenprinzen erlöste. Denn Rutowski war es, der im Kriegsrat, von Moritz unterstützt, statt der Belagerung den Sturm verfocht und durchsetzte, wie er in der Nacht zum 26. November mit glänzendem Erfolg unternommen ward. Die sächsischen Truppen hatten auf den Moldauinseln wie an der Kleinseite die härteste Arbeit; zuerst erstiegen ward der Neustädter Wall im Osten unter Moritz' Führung. Karl Albert, zu dessen Handen so die herrliche Königstadt erstritten ward, schrieb das Verdienst des Sieges lieber einem Wunder seiner Heiligen zu, denen er vor und nach dem Kampf im Kirchlein auf dem weißen Berge seine Andacht widmete [2]). Eben dort hatte vor Zeiten sein Ahnherr Maximilian um des Glaubens willen die Krone Böhmen für Habsburg heimerobert und dadurch zugleich die moderne Größe seines eigenen Landes begründet. Wie anders aber stand der

1) Ebd. p. 34 ff. 252 u. s. f. Vgl. C. F. Vitzthum d'Eckstädt, „Maurice comte de Saxe", p. 369 sqq. K. v. Weber, „Moritz Graf von Sachsen", S. 283 ff.

2) Broglie XLIX, 540. Heigel a. a. O., S. 219 ff.

Enkel da! Auf seinem Versuch, der Erbin von Habsburg Böhmen zu entreißen, ruhte kein Schimmer eines religiösen Interesses, das doch dem Krieg um Schlesien auch damals noch ein höheres Ansehen lieh. Er strebte danach, Bayern über seine natürliche Stellung hinauszuheben, und führte es dem Abgrund zu. Nicht Maximilian, sondern dem pfälzischen Wittelsbacher glich er, der vor jenem unrühmlich entflohen. Die Herrschaft, die ihm in der Prager Sturmnacht zufiel, erwies sich am Tageslicht der Geschichte als ein neues Winterkönigtum.

Bei der Huldigung im Dezember erlebte Karl Albert allerdings einen Augenblick des Scheinglanzes. Wenigstens die Hälfte der Stände war zugegen; man zählte an vierhundert Mitglieder der Geistlichkeit, der Herren, Ritter und Städte, die sich zum Handkusse beugten. Allein einerseits befanden sich unter den Fehlenden gerade die Inhaber der höchsten ständischen Landesämter; andererseits gab es unter den Anwesenden doch kaum eine nennenswerte wirklich bayerische Partei. Wohl führten Unzufriedenheit mit der schlechten Regierung Karls VI. und böhmischer Partikularismus, der sogar bei der Habsburger Lässigkeit nicht ganz seine Rechnung gefunden, der neuen Fahne einige adlige Getreue zu. Bei weitem die Mehrzahl aber folgte einzig der Sorge um ihre Güter; manche Familie suchte sich gar, indem sie ihre Angehörigen in beide Lager verteilte, auf jeden Fall einen Weg für die Zukunft offen zu halten. Der neue König selbst zeigte sich persönlich gütig und freundlich, wie es in seiner Natur lag. Er hatte den Takt, die obersten Verwaltungsbehörden, den eigennützigen Wünschen seiner bayerischen Umgebung zuwider, fast ausschließlich aus böhmischen Edlen zusammenzusetzen. Man verhieß dem Lande dann mit vollem Munde lauter Glückseligkeit, neuen Flor und neues Aufkommen; in Wahrheit aber ward ihm gerade das Gegenteil beschert. Denn zunächst handelte es sich beinah einzig darum, Geld zum Unterhalt der Truppen herauszuschlagen. Die Höhe der Forderung, welche weit über das gewohnte Maß hinausging, erregte Entsetzen. Es kam hinzu, daß sich knapp die Hälfte des König-

reichs in den Händen des bayerischen Eroberers befand. Die südlichen Kreise hielt die österreichische Armee besetzt, die sich nach der Prager Entscheidung dort zusammengezogen; an der Westspitze verteidigte sich Eger ebenfalls noch für Maria Theresia. Eine breite Zone im Osten nahmen dagegen die Preußen ein, die für sich selber Kontributionen eintrieben und Werbungen anstellten, ohne daß Karl Albert gewagt hätte, sie darin zu stören. Man mußte sogar geschehen lassen, daß sich dort protestantische Neigungen nach langer Unterdrückung wieder aufrichteten, weshalb eine Auswanderung der Unterthanen nach Schlesien begann. Die größte Schwierigkeit jedoch lag darin, daß auch in dem Rest des Landes an Stelle der Regierung die französischen Soldaten die faktischen Herren spielten. Unter der rücksichtslosen Leitung des Generalintendanten Séchelles erpreßten sie rings gleichwie auf feindlichem Boden mit harter Exekution nicht bloß Vorräte weit über Bedarf, sondern auch stattliche Summen, wie es hieß, zur Bestreitung der Winterquartiere. Der König dagegen sah sich genötigt, den Bitten und Klagen der Stände gegenüber die eigene Auflage beträchtlich herunterzuschrauben. Zu allem übrigen brachen bäuerliche Unruhen aus. In der Aufregung der politischen Umwälzung verlangte das Landvolk die Abschaffung der Frondienste; und da der schwache Fürst, der doch unmöglich mit dem Adel brechen konnte, dennoch den Mut nicht besaß, ein unzweideutiges Nein dazu zu sagen, so kam es hie und da zu verderblichem Aufruhr, den zuletzt die französischen Waffen niederschlagen mußten [1]).

Karl Albert ward des peinlichen Anblicks solcher Zustände persönlich bald überhoben; der böhmische Thron bildete ja nur eine Staffel für ihn zu höherer, freilich auch verhängnisvollerer Würde. Die Einnahme von Prag trug natürlich dazu bei, der Bewerbung Bayerns um das Kaisertum die Wege zu ebnen; indessen war der vornehmste Anstoß zur Entscheidung der Wahlsache schon zuvor abermals von Preußen ausgegangen.

1) Th. Tupetz: „Die bayer. Herrschaft in Böhmen 1741—1742", Histor. Zeitschr. XLII, 385 ff.

Sogleich nach der Auflösung der Kleinschnellendorfer Konvention zeigte sich Friedrich entschlossen, einen ferneren Aufschub der Verhandlungen in Frankfurt nicht zu dulden. Acht Monate hatte man dort mit müßigen Vorbesprechungen, besonders der zeremoniellen Fragen, zugebracht, als endlich am 4. November der Reichserzkanzler, dem preußischen Verlangen gehorsam, die förmlichen Konferenzen eröffnete. Und noch in der ersten Sitzung ward der wichtige Beschluß gefaßt, die böhmische Wahlstimme für diesmal gänzlich ruhen zu lassen. Trier allein war ausdrücklich dagegen gewesen, während Hannover Mangel an Instruktion vorschützte; doch fügten sich beide der Mehrheit. Um der Ausweisung aus seinem Quartier zuvorzukommen, verließ Freiherr von Brandau die Stadt; und wirkungslos verhallten die lebhaften Proteste Maria Theresias wider die bevorstehende Wahl, welche sie nicht allein wegen der Ausschließung des böhmischen Votums, sondern mit besserem Grunde auch deshalb für ungültig erklärte, weil durch die Anwesenheit fremder Heere auf deutschem Boden der Kurfreiheit Eintrag geschehe. Nicht ohne empfindlichere Folgen wäre dann wohl die unverhoffte Glückswendung geblieben, die in den nächsten Wochen auf dem Kriegstheater zugunsten Österreichs eintrat, wenn nicht Friedrich auch weiterhin energisch darauf gedrungen hätte, daß die Kapitulationsberatungen beschleunigt und zu diesem Ende ein bestimmter Termin für die Wahl zum voraus festgesetzt werde. Es war daher eine bedeutsame Artigkeit des Kurfürsten von Mainz, daß er hierzu den nahen Geburtstag des Preußenkönigs selber ausersah [1]).

Trotz solcher Abkürzung boten übrigens die Verhandlungen über die Wahlkapitulation diesmal ein außerordentliches Interesse dar. In der regelmäßigen Fortbildung der letzteren lag, seitdem mit der Permanenz des Reichstags die gemeinsame Gesetzgebung so endlos in die Länge gezogen worden, ohnehin das wesentlichste Moment für die Entwickelung der Verfassung;

1) Heigel a. a. O., S. 236 ff. Gesch. d. Interr. IV, 222 ff. Polit. Korr. I, 408. 423. Grünhagen a. a. O. II, 93, Anm. 4.

allerdings in einseitiger Richtung, da es sich dabei nur um immer neue Beschränkung der kaiserlichen, immer neue Vermehrung der ständischen Rechte handelte. Eben dies jedoch war nun einmal der unaufhaltsame Prozeß der Reichsgeschichte: feudale Zersetzung des Ganzen zum Besten des territorialen Gedeihens der lebensfähigen Teile. Welcher Augenblick aber konnte dafür günstiger sein als der damalige, wo es der ständischen Opposition nach jahrhundertelang umsonst wiederholten Versuchen endlich gelang, das Kaisertum aus dem schützenden Gewahrsam des Hauses Österreich hervorzuholen, um es nach Willkür einem der Ihrigen zu übertragen? Gleich zu Anfang der Beratungen erinnerte Kurbrandenburg daran, daß man diese Gelegenheit dazu benutzen müsse, die Hoheit des gesamten Reichs oder jenachdem die Konkurrenz der Kurfürsten in allen wichtigen Geschäften gegen ferneren Mißbrauch zu befestigen und die kurfürstlichen Vorrechte nebst den übrigen reichsständischen Befugnissen und Freiheiten vor weiteren Eingriffen hinlänglich sicherzustellen. In richtiger Würdigung der Bedeutung des Moments hatte sich inzwischen auch der Reichsfürstenstand bestrebt, dem Kurkolleg das ausschließliche Recht zur Neugestaltung der Kapitulation entschiedener denn jemals streitig zu machen. Bereits im April waren deshalb auf Anregung von Hessen-Kassel die Gesandten der meisten altfürstlichen Häuser in Offenbach zu einem eigenen Tage zusammengetreten. Zur Gründung einer dauernden fürstlichen Körperschaft nach Art der Kurfürstenunion vermochte man sich freilich nicht zu vereinigen; und da der Antrag auf Wiedereröffnung des Reichstags von den Kurfürsten stillschweigend abgewiesen ward, so blieb den Altfürstlichen nichts übrig, als ihre fünfundvierzig Postulate im Oktober einfach beim Erzkanzler einzureichen. Auch dann aber, und selbst nachdem sie im folgenden Monat von Offenbach nach Frankfurt übergesiedelt, nahm der Wahltag formell nicht die geringste Notiz von ihnen, während materiell eine Anzahl ihrer Forderungen in der neuen Kapitulation nach Wunsch erledigt ward. Indem jedoch die Kurfürsten, von denen persönlich übrigens nur zwei, die von Mainz und Köln, am Wahlorte zugegen

waren, den Reichsgenossen gegenüber ihre sogenannte Präeminenz geflissentlich hervorkehrten, sahen sie sich andrerseits genötigt, in ungewöhnlichem Maß auf eine fremde Macht Rücksicht zu nehmen. Der päpstliche Nuntius zwar trat bei dem sichtlichen Übergewicht der protestantischen Staaten bescheidener auf als sonst und brachte nur insgeheim seine Protestation gegen den westfälischen Frieden und die hannöverische Kur in die Mainzer Kanzlei. Allein Belleisle, der, von seinen Leiden genesen, nach kurzem Aufenthalt in Prag sich wieder in Frankfurt eingestellt, vermochte, auch ohne sich direkt in die Kapitulationsverhandlungen zu mengen, durch seine bloße dominierende Gegenwart dem französischen Ansehen nach allen Seiten Geltung zu verschaffen. Eine Folge davon war, daß man ein paar ältere, für Frankreich anzügliche Stellen, so insbesondere die Verbindlichkeit des Kaisers, die Elsässer Reichsstädte heimzubringen, im neuen Texte geräuschlos unterdrückte. In inneren Fragen kam ohnedies der französische Vorteil meist mit dem ständischen Interesse überein [1]).

Das Ergebnis war, daß, wo nur immer Kaiser und Reich verfassungsmäßig zusammenzuwirken berufen waren, der dürftige Rest monarchischer Gewalt den aristokratischen Elementen gegenüber durch die neuen Kapitulationsbedingungen in noch engere Grenzen eingeschlossen ward. Inbezug auf den Reichstag wie auf die Justiz, bei Finanzen und Zöllen, im Heerwesen, in der Postverwaltung: überall war man darauf bedacht, verstärkte Schutzwehren gegen das Streben nach kaiserlicher Selbständigkeit aufzurichten. Die alte Herrscherpraxis der Habsburger, von der Basis ihrer Hausmacht aus mit erbländischen oder höfischen Instituten und Gewohnheiten in die Sphäre der Reichsangelegenheiten hinüberzugreifen, wollte man unter dem künftigen Träger der Krone keineswegs wieder aufleben lassen. Hinfort sollte der Reichsvizekanzler allein das stetige Organ der kaiserlichen Regierung bilden; den Reichshofrat wünschte man in endlich

1) Geschichte d. Interr. II, 483 ff.; IV, 246 ff. 537. Heigel a. a. O. S. 91. 249 ff.

reformierter Gestalt in eine wahrhaft unabhängige Reichsbehörde von gesamtdeutschem Charakter umgewandelt zu sehen. Im Ernste dachte man dabei freilich durchaus nicht an eine wesentliche Steigerung der föderativen Kräfte der Konstitution; was der Kaiser einbüßte, sollte bei weitem nicht sowohl dem Reich im ganzen, als vielmehr der Eigenmacht der einzelnen Stände zugute kommen. Selbst dem Reichskammergerichte ward, ganz ebenso wie dem Reichshofrat, nicht bloß die Interpretation der Reichssatzungen untersagt, sondern vor allem jeder Eingriff in die territorialen Befugnisse der Stände in Religions-, Justiz- und politischen Sachen nachdrücklich verboten. Auch von einer Einmischung der Reichsgerichte in die Kreisverfassungen wollte man nichts wissen; in ihren Erkenntnissen sollte sich die Reichsjustiz unglimpflicher Ausdrücke, besonders gegen die Kurfürsten, enthalten. Daß es den letzteren glückte, ihre eigenen Privilegien überhaupt zu steigern, war die einfache Konsequenz der politischen Lage. Nicht minder deutlich zeichnete sich diese in den Bestimmungen ab, welche zum Besten des Protestantismus neu getroffen wurden. Bei jeder Gelegenheit ward der Grundsatz der Parität betont, die Übung der Toleranz eingeschärft. Die Nichtkatholiken, unter denen ausdrücklich auch die Reformierten hervorgehoben wurden, sollten unparteilichen Schutz vonseiten des Kaisers genießen; dem evangelischen Corpus verbürgte man ungehemmte Wirksamkeit. Je weniger ein bayerisches Kaisertum an sich in dieser Hinsicht ein inneres Entgegenkommen erwarten ließ, desto eifriger bemühten sich die norddeutschen Kurhöfe, Preußen voran, das Eisen zu schmieden, dieweil es warm war. Die rheinischen Herren waren froh, der Nuntius stolz und der Papst zufrieden, daß es wenigstens gelang, die vielumstrittene Ryswyker Klausel gegen einen abermaligen Angriff der Protestanten zu verteidigen. Unterlag in dieser Frage Brandenburg an der Spitze seiner Glaubensgenossen, so drang es erst recht nicht durch mit dem rein preußischen Verlangen, die unbeschränkte Freiheit militärischer Werbungen im Reich vor kaiserlichem Einspruch behütet zu sehen. Dagegen vereinten sich ausnahmsweise partikulares und

nationales Interesse zu dem Beschluß, in einem eigens eingeschobenen Paragraphen den kräftigen Schutz der drei Hansestädte in ihrem Handel und ihren sämtlichen Rechten dem Kaiser zur Pflicht zu machen. Hamburg, dem damals vor dänischen Annexionsgelüsten bangte, hatte das Kurkolleg darum ersucht; Hannover vornehmlich war dafür eingetreten. Ein praktischer Erfolg stand freilich von diesem Zusatze kaum zu hoffen; bei allen übrigen Änderungen der Kapitulation hing er jedenfalls davon ab, ob die künstliche Schöpfung der kurfürstlichen Politik, das von Österreich abgelöste Kaisertum, sich lebensfähig erweisen würde [1]).

Am 24. Januar 1742 ward nach altem Brauch in der Kapelle am Chor der Bartholomäuskirche von Kurfürsten und Botschaftern die Kaiserwahl vollzogen. Einhellig fiel sie, da auch Trier, wiewohl im Herzen immer noch österreichisch gesinnt, den nutzlosen Widerstand fahren ließ, auf Karl Albert von Bayern. Karl VII., wie er nunmehr genannt ward, erhielt die ersehnte Kunde in Mannheim, wo er die Doppelhochzeit zweier Damen von Kurpfalz mit Prinzen von Bayern und Sulzbach hatte begehen helfen. Es waren die goldenen Tage der Wittelsbacher. Bei seinem Einzug in Frankfurt begrüßte den Erkorenen als Sprecher der Wahlfürsten Klemens August von Köln. Aus dessen brüderlicher Hand empfing, indem der Mainzer höflich auf sein Weihamt verzichtete, der neue Kaiser am 12. Februar das Diadem. Wochenlang schwamm die Wahlstadt in einem Meer von Festen und Lustbarkeiten. Weder früher noch später hat man bei gleichem Anlaß ebenso kolossalen Prunk erlebt. Mit dem Ahnenpomp der Reichstrachten und -sitten wetteiferte in malerischem Reiz die moderne Eleganz des französischen Jahrhunderts, welche den Zuschauern diesmal im Original vor Augen geführt ward. In wirksamster Weise fand sich beides vermählt in dem maßlos

1) Geschichte d. Interr. IV, 398 ff.; ausführlicher bei J. J. Moser, Karls VII. Wahlkapitulation; vgl. J. J. Moser, Staatshistorie Teutschlands unter Karl VII. I, 44 ff. Adelung, Staatsbriefe I, 510 ff.

verschwenderischen Aufzuge des Kölner Erzbischofs; sogar Belle-isle ließ darüber die mißbilligende Bemerkung fallen: das sei zu viel für einen deutschen Kurfürsten. Bedeutsamer erscheint, daß auch im einheimischen Publikum, unter den Tausenden von hohen und niederen Gaffern, sich zum erstenmal immerhin einige kritische Stimmen vernehmen ließen, denen der historisch überlebte Charakter der Wahl- und Krönungszeremonieen überhaupt, die Hohlheit und Eitelkeit der meisten Formen und Symbole nicht länger ein Geheimnis blieben. Selbst die Nürnberger Patrizier, welche die Reichsinsignien feierlich herbeigeleitet, wollten zwar keineswegs dulden, daß ein vorlauter französischer Kavalier die deutschen Kleinode gegen die seines eigenen Vaterlandes herabsetzte; übrigens aber sahen gerade sie das ganze überladene Schauspiel der Krönung mit durchaus nüchternen Blicken an. Nicht ohne Ironie verzeichneten sie in ihrem Tagebuche die grellen Kontraste zwischen Überlieferung und Gegenwart: wie um das Gewand Karls des Großen in der Sakristei der vom kölnischen Hofperruquier verstreute Puder umherstob, wie der kaiserliche Kammerdiener während des kirchlichen Akts für seinen Herrn in der Wahlkapelle Chokolade kochte, und der Freiherr von Dalberg sich den Panzer sorgfältig wärmen ließ, um sich beim Ritterschlage ja nicht zu erkälten. Das schärfste Urteil indes ward über den leeren Schwulst der Reichsherrlichkeit nicht durch Worte gefällt, sondern durch den stummen Protest, der aus dem Benehmen der brandenburgischen Wahlgesandtschaft hervorschimmerte. Während an den Vertretern aller anderen Kurhöfe die Kenner diesen oder jenen Vorzug der Ausstattung zu rühmen wußten, sei es in Rossen oder Wagen, in Livreen oder Spitzen, in Tafelgeschirr oder Bewirtung, standen die Preußen allein in jeder äußeren Hinsicht unbedingt an letzter Stelle; dazu begingen sie so zu sagen die Stillosigkeit, sogar bei Staatsvisiten von realen politischen Gegenständen zu reden. Sie sollten eben nach der Weisung ihres Königs mit ihren Stimmen viel bedeuten, mit ihrer Person aber wenig Parade machen. Eine Lehre, die auch für die Einsichtigen unter den übrigen Deutschen nicht ganz verloren war. Man begann

zu unterscheiden zwischen Schein und Wesen; man warf die Frage auf, ob in Bayernpracht oder Preußenmacht die wahre Hoheit bestehe, und erhob in der Antwort, fast ohne es zu merken, zugleich den Staatsgedanken auf Kosten der Reichsidee [1]).

Neben solchen allgemeinen Betrachtungen ging jedoch eine ganz besondere Opposition der Volksstimmung einher, welche sich gegen das bayerische Kaisertum in seiner eigentümlichen politischen Färbung kehrte. Die Frankfurter Bürgerschaft, die darin wohl die Gesinnung der Mehrzahl der westdeutschen Reichsangehörigen repräsentierte, hing mit Pietät an den österreichischen Erinnerungen. Umsonst legte daher Karl VII. seine volle Liebenswürdigkeit an den Tag; nur in Frauenherzen erweckten seine blauen Augen, seine ernste Haltung eine gewisse gerührte Sympathie. Die Hochrufe der Menge dagegen klangen ziemlich dünn, wie sehr auch die bayerischen Hatschiere sich darob gegen die Stadtmiliz erbosen mochten. Die Illumination blieb auf die Gesandtschaften beschränkt; von Bürgern nahm weder vornehm noch gering daran teil. Mit einiger Schadenfreude erzählte man von ominösen kleinen Unglücksfällen, oder legte wohl gar absichtlich Hand dazu an: so ward aus dem Tableau der französischen Festbeleuchtung die knieende Allegorie der Stadt Prag heimlich ausgeschnitten. Denn mit der Hinneigung zu Österreich hielt die Abneigung gegen Frankreich gleichen Schritt; von Tag zu Tag war man der anmaßenden Gäste überdrüssiger geworden. Der Einfluß der Franzosen auf die Kur, so groß er leider wirklich gewesen, ward von der öffentlichen Meinung sogar noch überschätzt. Mochten Eingeweihte, wie der Württemberger Johann Jakob Moser, der belesenste Kenner des Reichsrechtes, der in trierischen Diensten beim Wahltage thätig gewesen, auch noch so entschieden

1) Geschichte d. Interr. IV, 361 ff. 525 ff. Heigel a. a. O. S. 251 ff. 278 ff. H. v. Loen, Kleine Schriften II, 169 ff., bes. 241. H. Uhde: „Die Kaiserkrönung Karls VII.“, Histor. Taschenbuch, V. F., 6. Jahrg. 1876. „Lebensgeschichte J. J. Mosers“ (3. Aufl.) II, 15 ff. Polit. Korr. I, 399.

die Freiheit betonen, mit welcher vornehmlich Preußen seine Stimme abgegeben: der Augenschein lehrte genugsam, wem sich der neue Kaiser innerlich verbunden fühle. Vom Fenster des Rathauses, wo er nach der Krönung dem Volksschauspiel der Erzämterwaltung zusah, winkte Karl VII. vor aller Augen huldreich der Gemahlin Belleisles seinen Gruß hinüber; und zum Marschall selber gewandt, der neben der Kaiserin lehnte, erhob er die Hand zum Haupte, wie um anzudeuten, daß er allein von Frankreichs Gnaden die Krone trage. Wohlgefällig berichtete Belleisle, der in diesem Augenblick den höchsten Triumph seines Lebens feierte, den ausdrucksvollen Vorgang dem Kardinal. Fleury jedoch, der erfahrene Altmeister des schönen Scheins, ließ sich durch fremde Gaukelbilder nicht mehr imponieren. Beklommen überlas er die ungeheure Kostenrechnung, die der Marschall seinem Lande für den genossenen weltgeschichtlichen Moment überreichte, und erwiderte dessen Glückwunsch mit der betrübten Mahnung: nun müsse man auf den Frieden hinarbeiten und danach trachten, daß auch Frankreich nach so viel Mühen, Gefahren und Ausgaben irgendeinen Vorteil davontrage. Weit tieferes Herzeleid indes stand zur nämlichen Zeit der bedauernswerte Kaiser selber aus. Die Müdigkeit, die in seiner Würde, die Schwermut, die in seiner Milde lag, mochte man freilich zunächst auf Krankheit des Leibes zurückführen. Inmitten der Festlichkeiten suchten ihn Steinbeschwerden heim; man sah ihn während der Krönung die Handschuhe mit den Zähnen ausziehen, weil er sie an den gichtischen Händen nicht zu ertragen vermochte. Doch nicht um deswillen allein verglich er sich selbst im stillen mit Hiob, dem Manne der Schmerzen. Er hatte längst gewußt, daß er ein Kaiser ohne Geld sein werde; jetzt aber erfuhr er, daß er ein Kaiser ohne Land geworden. Der erste Blick vom Gipfel seiner Wünsche fiel in die Tiefe seines Elends hinab. Am Tage seiner Wahl waren seine frühesten Eroberungen, Passau und Linz, von Österreichs Händen wiedergewonnen; in der Stunde, da er unter der Krone ging, ergab sich seine Hauptstadt München dem Feinde. Während Karl VII. als Ge-

salbter des Herrn gepriesen ward, schien daheim Karl Albert vom Herrn verworfen [1]).

Noch vor wenigen Wochen war Maria Theresia von ähnlichen Gefühlen bedrückt gewesen, wie sie jetzt die Brust ihres Gegners beschwerten. Eine Ministerkonferenz, der sie am 26. November 1741 — einige Stunden nach der nächtlichen Erstürmung Prags — in Preßburg vorsaß, kam zu dem traurigen Ergebnis, daß von weiterer Gegenwehr nichts zu hoffen sei, daß man daher die vom Feinde ganz oder teilweise besetzten Landschaften, Schlesien, Böhmen, Mähren und Oberösterreich, einfach abtreten müsse, wofern man die übrigen erhalten wolle. Nach zwanzig Jahren noch entsann sich Bartenstein mit innerer Bewegung dieser düsteren Scene und bemerkte: damals wäre jeder verlacht worden, der die glückliche Rettung aus solchen Drangsalen für möglich erklärt hätte. Auch die Königin vermochte Mittel und Wege dazu nicht anzugeben; allein sie besaß die bewundernswerte Standhaftigkeit, trotzdem nicht zu verzagen. Aller Wünsche für ihre persönliche Zukunft, ja selbst für die ihrer Familie hatte sie sich bereits in gelassener Frömmigkeit entschlagen; aber sie hielt mit ruhiger Klarheit an der Pflicht fest, um ihrer Länder willen, als deren allgemeine und erste Mutter sie sich ansah, auch die letzten Hilfsquellen, die noch irgend aufzufinden wären, zu erschöpfen, bevor sie ihre Sache verloren gäbe. An dieser individuellen Gesinnung hing in jenem Moment das Schicksal Österreichs. Die größte historische Eigenschaft des Hauses Habsburg, die moralische Ausdauer, war in reichstem Maße auf dessen Erbtochter übergegangen und verknüpfte jetzt die Zukunft der Monarchie mit ihrer Vergangenheit. Und sofort kam es zu einer Umwälzung des Glücks von so hinreißender Gewalt, daß Maria Theresia selber darin demütig ein augenscheinliches Mirakel verehrte [2]).

1) Heigel, v. Loen, Uhde, Lebensgeschichte Mosers ebd.; Moser, Staatshist. I, 34; Broglie, Revue L, 12.

2) Arneth, Bartenstein, S. 175. Denkschriften Maria Theresias, S. 287. 304 f. 329 f.

Jenes schwere Siechtum, von welchem Belleisle in Dresden befallen worden, hatte Fleury bewogen, dem verbündeten Heer in Böhmen nach der Einnahme von Prag einen neuen Befehlshaber zu senden. Er wählte dazu den siebzigjährigen Marschall Herzog von Broglie, einen ehedem tapferen General, nun jedoch von verbrauchter Energie, unter dessen mürrischer und unsicherer Führung nicht bloß die schon vorhandene Spannung zwischen den Franzosen und ihren Waffengenossen wuchs, sondern auch im Schoße des französischen Offiziercorps selber bedenkliche Gegensätze entsprangen; freilich nicht ohne Schuld Belleisles, der von Frankfurt aus als politischer Leiter des Kriegs mit eifersüchtigem Groll auch im Feldlager fortdauernd persönliche Verbindungen unterhielt. Von Broglie ungehindert, setzte sich darauf die österreichische Armee, an deren Spitze Maria Theresia bald an Stelle Neippergs die frische Kraft ihres Schwagers, des Prinzen Karl von Lothringen, berief, im Gebiete der oberen Moldau von Budweis und Tabor bis hinüber nach Iglau dermaßen fest, daß dadurch die etwa 15 000 Mann Franzosen und Bayern in Oberösterreich unterm Grafen Ségur von der Hauptmacht bei Prag vollständig abgeschnitten wurden. Inzwischen aber war es der Königin endlich gelungen, im unteren Erzherzogtum außerdem ein anderes, wenn auch kleineres Heer zusammenzubringen. Dessen Kern bildeten die im Vertrauen auf die Haltung Sardiniens gegenüber den Bourbonen aus Italien herbeigezogenen Regimenter. Ihnen schlossen sich wiederum zahlreiche Irreguläre an, ungarische Husaren und vor allen südslavische Grenzer, unter verwegenen Parteigängern wie dem räuberischen Franz von der Trenck und dem sächsischen Wildfang Menzel. Zum Anführer des Ganzen ward Feldmarschall Khevenhüller ernannt, dem es beschieden war, den mit dem Tode Eugens entflogenen Geist des entschlossenen Angriffs zu den Fahnen Habsburgs zurückzurufen. Am letzten Tage des Jahres 1741 überschritt er die Enns. Ségur wich auf Linz zurück und ließ sich unbesonnen mit seinem ganzen Corps in dem unhaltbaren Platze einschließen. Ein paar Wochen später übergab er die Stadt an Khevenhüller und er-

hielt den freien Abzug seiner Truppen nur unter der Bedingung zugestanden, daß sie ein Jahr lang nicht wieder gegen die Königin kämpfen dürften. Ganz Oberösterreich ward der Herrschaft der letzteren zurückgegeben.

Schon am 7. Januar 1742 jedoch hatte ein Streifzug Menzels die Besatzung der kleinen bayerischen Grenzfeste Schärding verscheucht, welche sogleich mit österreichischen Truppen unter dem tüchtigen Bernklau belegt ward. Beim Versuche, sie wiederzuerobern, erlitt Marschall Törring, der aus Böhmen über den Wald mit ein paar tausend Bayern herbeigeeilt war, zehn Tage drauf eine vollkommene Niederlage. Dann war auch Passau nebst Oberhaus nicht länger zu halten, und durch die offene Landespforte brach die Vergeltung über die unglücklichen Unterthanen Karl Alberts herein. Maria Theresia übersandte Khevenhüller ihr und ihres Söhnleins Bildnis zugleich mit einem eigenhändigen Briefe, dessen naiv kräftige Worte des Zutrauens und der Anmahnung eine wahrhaft zündende Wirkung auf den Mut der Mannschaften ausübten. Für die Husaren, Kroaten und Panduren bedurfte es indessen solches Aufrufs nicht; Mordlust und Beutegier trieben sie unaufhaltsam vorwärts. Zum erstenmal wieder, seit den Zeiten jener heidnischen Ungarn, die vor achthundert Jahren auf dem Lechfeld erlegen waren, sah sich die Hochebene Bayerns von barbarischen Reiterschwärmen der östlichen Steppen überrannt. Diesmal aber zog ihnen kein deutscher König mit vereinigtem Reichsheer entgegen. Sie fochten und sengten, schändeten und plünderten als christliche Streiter im inneren Zwiste deutscher Fürstengeschlechter, aufgeboten gegen andere ausländische Hilfsvölker, und lieferten gleich diesen den schlagenden Beweis, daß es hoch an der Zeit sei, das hinfällige Reich ottonischer Stiftung durch ein gesünderes zu ersetzen. Vergebens wünschte Maria Theresia, bestrebte sich Khevenhüller, ihrem greulichen Unfug Einhalt zu thun. Von Süden kamen sodann, mit anderen Streitkräften vermischt, auch bewaffnete Bauern aus den Thälern Tirols herab, um den alten Wechselhaß wieder einmal an den Nachbarn auszulassen. Die Gegenrüstung bayerischer Milizen erklärte man da-

gegen für unstatthaft; ein Patent Menzels drohte, das Lumpengesindel der sogenannten Landfähnlein mit abgeschnittenen Nasen und Ohren dem Henker zu überantworten. Er selbst mit seinem wohlbestallten Kriegsstaat, wie er sich ausdrückte, gewährte übrigens wenigstens der Residenz, aus der die Besitzenden angstvoll Leib und Gut in die nächsten Reichs- oder Bischofsstädte flüchteten, eine schonende Kapitulation, die freilich hinterdrein nicht vor jeglicher Unbill zu schützen vermochte. Törring, einer der Hauptanstifter des Krieges, machte sich mit der Handvoll Leute, die ihm geblieben, noch rechtzeitig aus dem Staube; andere Truppenreste wurden von Bernklau zersprengt. Um Mitte Februar waren von namhaften Orten nur noch Straubing und Ingolstadt in bayerischen Händen, als plötzlich dem niedergetretenen Lande von fernher Rettung zu winken schien [1]).

König Friedrich befand sich zu Ende des Jahres 1741 behaglich in Berlin. Seine Truppen hatte er nach der Auflösung der Kleinschnellendorfer Konvention, wie unterm Erbprinzen von Anhalt über Glatz und das nordöstliche Böhmen, so andererseits unter Schwerin auch über das nördliche Mähren bis jenseit Olmütz sich ausbreiten lassen. An der Außenseite der schlesischen Gebirgswälle nahm er so eine abwartende Haltung an, in der Hoffnung, es werde nach der in Prag herbeigeführten, in Frankfurt bevorstehenden Entscheidung im neuen Jahre vielleicht nur noch eines diplomatischen Druckes bedürfen, um Österreich zur Annahme eines allgemeinen Friedens nach den Absichten der Verbündeten zu vermögen. Da erreichte ihn Mitte Januar die Kunde von den überraschenden Fortschritten Khevenhüllers im Donauthal und zugleich der dringende Hilferuf des Bayernfürsten. Es versteht sich, daß er sofort zum Handeln bereit war; denn jeder bedeutende feindliche Erfolg auch nach jener Seite hin mußte zuletzt auf die eine oder andere Weise seine eigenen Errungenschaften gefährden. Allein

1) Broglie a. a. O. I, 7. Arneth, Maria Theresia II, 1 ff. Heigel a. a. O., S. 255 ff. 265 ff.

seine Soldaten, wie man von ihm begehrte, zu dienstfertiger Mitwirkung bei den Operationen unfähiger Bundesgenossen herzuleihen, war er nimmermehr gesonnen. War ein gemeinsames Auftreten geboten, so wollte er selbst dessen unabhängiger Leiter sein. Ein König von Preußen, schrieb er an Belleisle, dient nicht als Untergebener; er muß befehligen, wo er sich auch befinde! Unverzüglich entwarf er den Plan zu einem Vorstoß gegen das südwestliche Mähren hin, wodurch die in der Flanke bedrohte österreichische Hauptarmee aus ihrer böhmischen Position aufgeschreckt, Ségur in Linz befreit und der Vortrab Khevenhüllers zum Rückzug aus Bayern gezwungen werden sollte. Er gedachte dazu verhältnismäßig wenig eigene Truppen, möglichst viele dagegen von denen der Alliierten zu benutzen. Die gesamte sächsische Streitmacht — eine insofern billige Forderung, als ja Mähren speziell für Sachsen bestimmt war —, sowie das am weitesten nach Osten vorgeschobene Corps der Franzosen unter Polastron, sollten seinem Kommando folgen [1]).

Die neue militärische Rolle, die er so übernahm, veränderte jedoch zugleich unverkennbar den bisherigen Charakter seiner Politik. Die ursprüngliche Selbstbeschränkung seines schlesischen Krieges war auch durch die Breslauer Allianz nicht eigentlich aufgehoben worden. Damals hatte er Belleisle nur gleichsam die linke Hand gereicht und sich, von der Kaiserwahl abgesehen, welche man immerhin als eine Sache für sich betrachten durfte, zu keinerlei aktivem Eingriff in den Gang der bayerisch-französischen Geschicke verbunden. Jetzt bot er dennoch seine gefürchtete Rechte dar, um die Gefährten, deren Niederlage ihn bloßstellte, mit kräftigem Ruck wieder aufzurichten. Er trat also an die Spitze jenes europäischen Unternehmens, dessen Durchführung der stolzen Weltmacht Frankreichs zu schwer zu fallen schien. Gelang es nun wirklich, durch einen wuchtigen Schlag, den Preußen lenkte, das Gesamtschicksal Österreichs den Ideen Belleisles gemäß zu entscheiden, so mußte der Lohn der gemein-

1) Polit. Korresp. II, 10. 12. Hist. d. m. temps von 1746, p. 248.

samen Anstrengung ebenfalls vornehmlich Preußen zufallen. Auch im Reiche trug dann ohne Zweifel dieser Staat die Autorität des Kaisertums davon, mit dessen Mühwaltung sich Karl Albert zu begnügen hatte. Und sollte nicht der letztere obendrein durch Einräumung eines wohlgelegenen Stücks von Böhmen dem Nachbar in Niederschlesien gern den Dank für seine Rettung abstatten? Von solchen Hoffnungen angeregt, hat Friedrich plötzlich jenen weittragenden Entschluß gefaßt [1]). Eine äußere Störung seines Vorhabens war nirgend abzusehen. Rußland, das allerdings die Schweden mühelos besiegt hatte, war soeben infolge einer durch französische Ränke ins Werk gesetzten Palastrevolution den Verbündeten freundlich gestimmt worden; die Besorgnis vor England hatte man nachgerade verlernt. Eine andere Frage war, ob der junge König die inneren Schwierigkeiten bemeistern werde, welche die verwickelte Natur seiner großartigen Aufgabe mit sich brachte. Bisher hatte gerade auf seiner Vereinzelung doch auch zum Teil seine Stärke beruht; die kombinierte Aktion, die er nun erwählte, glich einer Rechnung mit vielen Unbekannten.

Die Einleitung ging nach Wunsch vonstatten. Schleunigst begab sich Friedrich persönlich an den Dresdener Hof, wo er die träge Genußsucht König Augusts III., der die Konferenz abbrach, um die Oper nicht zu versäumen, durch behende Thatenlust überwand. Gegenüber dem Einfluß des abratenden Ministers gewinnt er durch Schmeichelei den des Beichtvaters für sich und verläßt nach weniger als 24 Stunden die Hauptstadt Sachsens, mit dem Oberbefehl über das sächsische Heer bekleidet. Unterwegs erfährt er, daß Broglie, der in Pisek weilt, ihm das Corps Polastrons überlasse. In Prag verabredet er mit Séchelles die Zufuhr nach Mähren, besucht im Fluge seitwärts über Königgrätz und Glatz hin die Quartiere seiner dort postierten Truppen, nimmt in Olmütz die zum Feldzuge bestimmten übrigen Preußen an sich, führt sie auf argen Winterwegen quer durchs Hügelland, bisweilen selber zu Fuß, gen

1) Polit. Korresp. II, 54 ff. 99.

Westen vorwärts, zum Stelldichein mit Sachsen und Franzosen, und erreicht Mitte Februar, einen Monat nachdem die erste Aufforderung an ihn ergangen, sein nächstes strategisches Ziel, das vom Feinde hastig geräumte Iglau, welches bis dahin die vorgeschobene Ecke der österreichischen Stellungen in Südböhmen gebildet. Schon hier jedoch befand er sich mit seinen Verbündeten in den widerwärtigsten Mißhelligkeiten.

Marschall Broglie hatte den gemeinsamen Zug auf Iglau einzig und allein unter der Voraussetzung gebilligt, daß ihm ein direkter Angriff auf die feindliche Hauptmacht an der oberen Moldau nachfolge, während Friedrich einen solchen von dort aus sowohl der mangelnden Verpflegung als des schwierigen Terrains halber für verderblich erklärte. Von einer Diversion gegen die Donau hin, wie sie der König vorhatte, erwartete wiederum der Marschall statt des verheißenen Abzugs der Österreicher aus Böhmen vielmehr den eigenen Ruin durch die Übermacht der Gegner; zumal da Linz inzwischen wirklich gefallen und durch die vollständige Überflutung Bayerns er selbst mit seinem allerdings schwachen Heeresrest schon beinah vom Rücken her umfaßt war. Daß er deshalb die paar tausend Franzosen unter Polastron sofort zurückbeorderte, mochte noch hingehen; allein er wollte die Sachsen ebenso wenig weiter ziehen lassen und fand dabei die volle Zustimmung des Grafen Moritz. Der tapfere Bastard hielt sich überhaupt zur Partei der Widersacher Belleisles, welche damals bei der täglich zunehmenden Hinfälligkeit Fleurys auch am Hofe nahezu die Oberhand gewann. In diesen Kreisen aber kannte man nur unmittelbare, sei es militärische, sei es politische Interessen Frankreichs und sah das Unglück Bayerns mit ebenso gleichgültigen, wie die Erfolge Preußens mit neidischen Augen an. Ganz richtig entdeckte Moritz in solcher Gesinnung die vorteilhafteste Aussicht für seinen sächsischen Heimatsstaat, der sich durch möglichst engen Anschluß an die französische Kriegführung in Böhmen vielleicht eine dauernde Stellung in diesem Lande erringen konnte, wie man sie in Dresden natürlich dem unbequemen Besitze Mährens bei weitem vorgezogen hätte. Mit

leidenschaftlichem Eifer bekämpfte daher der Graf das Unternehmen König Friedrichs, dem er dabei die Absicht zutraute, Sachsen zugrunde zu richten, um sich selbst zum Gebieter in Deutschland aufzuschwingen. In strategischer Hinsicht weissagte er dem mährischen Feldzuge den schlechtesten Ausgang; und gerade seine Anstrengungen sind dann unleugbar mit daran schuld gewesen, daß diese Prophezeiung in Erfüllung ging. Als Abgesandter Broglies eilte er ins sächsische Lager und suchte dort durch persönliche Aufreizung seine Landsleute zur Umkehr zu bestimmen, während er gleichzeitig in erregten Briefen den im Herzen einverstandenen Brühl zur Abberufung der dem preußischen Kommando unterstellten Truppen antrieb [1]). Zwar gelang es Friedrich am Ende, diese Ränke äußerlich niederzuschlagen, wobei ihm in Dresden außer der Furcht vor Preußens Zorn auch die französische Diplomatie zuhilfe kam, die sich noch größtenteils im Geleise der Belleisleschen Politik bewegte. Allein das peinliche Hin- und Herzerren bewirkte nicht bloß von vornherein Verlust an Zeit und Gelegenheit, sondern verdarb vor allen Dingen auf beiden Seiten die zuversichtliche Stimmung, ohne welche an die kräftige Durchführung einer entscheidenden Kriegshandlung nicht zu denken war.

Der König ließ die Sachsen in der Gegend von Iglau stehen und rückte selber südwärts über Znaim und die Thaya nach Retz in Niederösterreich vor. Von dort aus streiften Ende Februar die Zietenschen Husaren bis ans Ufer der Donau bei Stockerau, ein paar Meilen oberhalb der Wiener Brücke. Zum zweitenmal geriet da beim Hereinflüchten der Landleute die Hauptstadt, in welche der Hof gegen Ende 1741 zurückgesiedelt war, in jähen Schrecken; allein die preußischen Reiter verkündeten ebenso wenig wie vordem die bayerischen eine ernste Gefahr. Rasch über den Strom zu gehen und sich mit ganzer Macht auf Wien zu werfen, bevor die feindlichen Armeen zum Entsatz herbeigekommen: zu solcher Verwegenheit, bei der vielleicht mit

1) Vitzthum, Maurice de Saxe, p. 418 sqq.; vgl. Valori, Mémoires I, 141 sqq.; II, 249. Grünhagen a. a. O. II, 145 ff.

einem Schlage alles zu gewinnen, indessen vielleicht auch alles zu verlieren war, fühlte sich Friedrich doch nicht aufgelegt. Was er wünschte, war ein Sieg im offenen Felde, dessen Eindruck dann wahrscheinlich auch das Schicksal der nahen Hauptstadt mit besiegelt hätte. Und wirklich fehlte wenig, so wäre ihm, ganz wie er berechnet hatte, die Möglichkeit dazu entgegengebracht worden. Prinz Karl sowohl wie Khevenhüller hatten angesichts der preußischen Diversion den Befehl zur Umkehr empfangen; und lediglich die Anstände, welche der letztere erhob, die Unschlüssigkeit, aus der sich der erstere nur mühsam herauswickelte, verursachten eine beträchtliche Verzögerung, die zuletzt den Österreichern gewissermaßen wider Willen zugute kam [1]). Denn Friedrich vermochte sich in jener vorgewagten Stellung nicht lange zu behaupten, da Maria Theresia, eben damals im glücklichen Besitz der längst versprochenen britischen Subsidien, ihm auch vor der Rückkunft ihrer Heere mit lästigen Feindseligkeiten zu begegnen wußte. Sie ließ ihn in der Front durch Reiterei beschäftigen, sie rief in seinem Rücken die Hannaken Mährens zum Volkskrieg auf, sie brachte vor allem längs der ungarischen Grenze die Insurrektion in Gang, wodurch die Flanke der Preußen und zugleich ihre Verbindungen mit Oberschlesien gefährdet wurden. Gegen die Ungarn ward alsbald Prinz Dietrich von Anhalt über die March geschickt, der die bereits versammelten Scharen energisch auseinanderjagte. Der König aber wandte sich nach Mähren zurück, um zunächst wenigstens das wichtige Brünn zu überwältigen, zu dessen Umstellung er nun außer eigenen Verstärkungen auch die Sachsen in östlicher Richtung heranrief. Erst jetzt jedoch türmten sich die größten Schwierigkeiten auf.

In Brünn kommandierte General Roth, der die früher in Neiße geübte Kunst einer rücksichtslosen Verteidigung sofort aufs neue bewährte. Mit systematischer Grausamkeit ließ er in weitem Umkreise Dörfer und Flecken niederbrennen; voller

1) Arneth, Maria Theresia II, 32 ff. Grünhagen a. a. O. II, 166 ff.

Staunen zählten die norddeutschen Soldaten eine Zeit lang allabendlich die unheimlichen Feuerscheine rings am Horizont. Für die Landbewohner freilich waren nicht erst solche Mittel vonnöten, um sie mit Erbitterung gegen den eingedrungenen Feind zu erfüllen. König Friedrich, wenig darum bekümmert, eine Provinz zu schonen, die er nicht für sich eroberte, hatte von Anfang an mit ausgesprochener Härte die Lebensmittel in seine, von Schwerin nur unzureichend gefüllten Magazine zusammengetrieben. Sogar vor einer Zwangsaushebung von Rekruten war er nicht zurückgescheut. Konfessionelle Empfindlichkeit verschärfte den Haß der bedrückten Bevölkerung. Mit verbissenem Ingrimm führten die Mönche in ihren lateinischen Chroniken über die Erpressungen der ketzerischen Dränger Buch; mit herzlicher Schadenfreude berichteten sie dazwischen von den Racheſtückchen der befreundeten Husaren [1]). Denn mittlerweile strömten von allen Seiten die leichten Truppen der Königin herbei, die Ungarn nach der erfahrenen Heimsuchung mit verdoppeltem Eifer. Ihre Überfälle griffen zusammen mit den Ausfällen der Brünner Besatzung. Besonders die Sachsen, die ohnedies, hinter den Gefährten dreinziehend, durch schlechtes Quartier in abgeweideter Gegend heruntergekommen, schmolzen fürchterlich schnell dahin. Aber auch die Preußen, so wacker sie in einzelnen Gefechten ihre Waffen brauchten, litten täglich mehr. Der König verhoffte dann noch Hilfe vom Zuzug seiner böhmischen Truppen, ja selbst jener märkischen Reserveregimenter, welche der alte Dessauer befehligt hatte. Doch lange bevor die einen erscheinen, die anderen auch nur nahen konnten, gingen in Mähren die Vorräte bedenklich auf die Neige. Zu Anfang April, eben indem die Hauptmacht der Österreicher sich endlich von der Moldau her gegen die Thaya in Bewegung setzte, verließen die Preußen wie die Sachsen ihre Stellungen unweit Brünn und wichen auf bald von einander abführenden Straßen, unter Auflösung ihrer unersprieß-

1) B. Dudik, „Preußen in Mähren 1742“, Arch. für österr. Gesch. XL.

lichen Waffengemeinschaft, nach Böhmen zurück. Darauf ging denn auch Olmütz verloren. Prinz Dietrich, der es halten sollte, hatte Mühe genug, sich durch die umzingelnden feindlichen Massen in rühmlichem Kampfe nach Oberschlesien durchzuschlagen, woselbst der alte Fürst von Dessau mit unverhohlenem Mißvergnügen den Auftrag überkam, die nachdrängende Invasion der österreichischen Irregulären abzuwehren.

Das vielversprechende Unternehmen Friedrichs hätte kaum gründlicher scheitern können. Das Erzherzogtum, ob wie unter der Enns, befand sich wieder fest in den Händen seiner alten Obrigkeit. In Bayern war Khevenhüllers Siegeslauf zwar gehemmt, aber keineswegs rückgängig gemacht worden. Die berufene Position von Budweis zu decken, genügte jetzt ein mäßiges Corps, welches Prinz Karl in Südböhmen unter Lobkowitz zurückgelassen; denn Broglie wandte fortan seine Blicke doppelt ängstlich nach Westen und ließ durch Moritz von Sachsen eilends Eger einnehmen, um nur ja nicht völlig vom Rhein abgeschnitten zu werden. Mähren, das die Alliierten gänzlich zu erobern getrachtet, hatten sie umgekehrt vollständig räumen müssen. Sogar Schlesien ward wenigstens auf dem rechten Oderufer von Streifzügen der Ungarn aufs neue feindlich betroffen. Nicht gebeugt, sondern erhoben, dachte Maria Theresia minder als je an einen unterwürfigen Friedensschluß. Dagegen waren, wie zuvor die Bayern und Franzosen, so nun auch die Sachsen tief entmutigt; ihre traurig mitgenommenen Streitkräfte lehnten sich hinfort bescheiden an die eigene Landesgrenze. Die Preußen selber hatten nicht bloß an Boden, sondern auch an Mannschaft, und obschon nicht an Entschlossenheit, so doch an Ansehen eingebüßt. Kein Wunder, wenn der König in die übelste Laune geriet. Heftiger, als billig, schalt er auf das Benehmen der sächsischen Truppen. Schwerin fiel für geringe Versehen in übertriebene Ungnade [1]).

1) Valori a. a. O. I, 154. Hist. d. m. temps, p. 254. Varnhagen v. Ense, „Feldmarschall Graf v. Schwerin“, Ausgew. Schr. XII, 213 ff.

Gerechter wird die Geschichte sagen müssen, daß Friedrich selbst sich strategisch verrechnet habe. Ja sie darf wohl gleich hier die allgemeine Bemerkung einflechten, daß er auch in späteren Kriegen, als geprüfter Feldherr, auf dem Wege der unbedingten Offensive niemals sein Ziel erreicht hat. Das phantasievolle Feuer seines Mutes flammte regelmäßig im Anfang überhitzig auf und ward erst durch den Umschlag des Glücks auf ein durchgreifend wirksames Maß zurückgeschraubt. Gerade dann, wenn in der Bedrängnis seine Kühnheit zur Pflicht ward, wenn er den Angriff, zu dem er als Held geschaffen war und blieb, im Dienste der Verteidigung anwandte, hat sich seine kriegerische Genialität in eigentümlichster Entfaltung dargestellt. Bereits der rettende Entschluß zur Schlacht bei Mollwitz zeugte von einer solchen, aus der Not entwickelten Feldherrntugend; unendlich größere Beweise derselben besonderen Gabe sollte noch die Zukunft bringen. Auch jetzt, im Frühling 1742, gewahrte man die nämliche Erscheinung: Friedrichs Rückzug aus Mähren nach Böhmen verwandelte sich in einen Hinweg zum Siege.

Ein- für allemal schöpfte er aus seinem Mißerfolge die Lehre, nie wieder Gefahr und Ruhm eines Feldzugs mit fremden Truppen zu teilen. Für den Augenblick aber bedeutete die militärische Trennung zugleich eine politische Absonderung von seinen Verbündeten. Um eine allgemeine Pacifikation zu erzwingen, hatte er in den österreichischen Erbfolgestreit hinübergegriffen; auf seinen schlesischen Krieg wieder eingeschränkt, faßte er naturgemäß abermals, wie im vergangenen Herbst, einen Separatfrieden mit der Gegnerin ins Auge. Wenn er jedoch bisher für seine niederschlesische Eroberung indirekt in der Aussicht Schutz gesucht, daß sich Bayern und Sachsen als Besitzer der übrigen Lande der böhmischen Krone zwischen ihn und Österreich einschieben würden, so mußte er nun bei ganz veränderter Lage begierig danach streben, sich vor der Rache eines schwer beleidigten, übermächtigen Nachbars womöglich unmittelbar durch Erweiterung des eigenen Erwerbs zu sichern. In der That schien ein derartiges Ver-

langen in Anbetracht seiner militärischen Stellung auch jetzt noch wohlberechtigt. Noch hatten die Preußen außer dem niederen auch das obere Schlesien inne; in der Grafschaft Glatz, die ihnen Karl Albert als böhmischer König verkauft, ergab sich soeben als letzter von den Österreichern verteidigter Punkt die Citadelle des Hauptortes. Friedrich selber stand mit 30000 Mann zum Teil frischer Soldaten — zurückgedrängt, aber ungeschlagen — bei Chrudim vor der oberen Elbe und behauptete so das nordöstliche Böhmen, die Gegend um Pardubitz und Königgrätz, eben die Landstriche, welche er neben Glatz am liebsten zur Ergänzung und Deckung Niederschlesiens behalten hätte. In solchem Sinne nahm er nun die sogar während des mährischen Zuges nicht völlig abgebrochenen Unterhandlungen bereitwillig wieder auf; sie erhielten überdies gerade damals von außenher unerwartet die wesentlichste Förderung. Im Februar 1742 war Robert Walpole, nachdem er zwanzig Jahre lang das Staatsruder Englands gelenkt, von seinem Platze verdrängt worden, vornehmlich wegen des schlechten Standes der auswärtigen Angelegenheiten. Die Niederlagen der eigenen Marine in Amerika, auf dem Kontinent der Rückgang Österreichs und die Fortschritte Frankreichs, der Schimpf der erzwungenen Neutralität Hannovers: eine solche Häufung widriger Begebenheiten erschien dem britischen Nationalgefühl unerträglich. Lord Carteret, der neue Leiter der äußeren Politik, kehrte daher entschieden zu dem Bestreben zurück, durch rasche Aussöhnung der Höfe von Berlin und Wien dem letzteren zum definitiven Siege über seine anderen Widersacher zu verhelfen. Noch einmal übernahm Lord Hyndford die Vermittelung; noch einmal verliefen indes die Besprechungen, die er mit Podewils in Breslau pflog, resultatlos im Sande. Maria Theresia wollte mit Recht, im Bewußtsein zunehmender Stärke, von weiteren umfassenden Abtretungen nichts wissen, am wenigsten auf der böhmischen Seite. Wenn sie jedoch auch die Einräumung Schlesiens an Preußen nur unter der Bedingung gewähren mochte, daß Friedrich sodann als thätiger Bundesgenoß zu ihrer Fahne überträte, so war davon wiederum

der König selbstverständlich absolut entfernt [1]). Die starren Gegensätze der Ansprüche und Interessen bedurften so nochmals der Schmeidigung im Feuer des Kampfes, bevor sie mittels der Werkzeuge der Diplomatie sich in einander verarbeiten ließen.

Die Schlacht, welche unter solchen Umständen der stockenden Unterhandlung nachzuhelfen bestimmt war, offenbarte sich als bloße kriegerische Kraftprobe schon durch die fast zufällige Weise, wie sie zustande kam. Prinz Karl von Lothringen, dem der greise Marschall Königsegg im Kommando beigegeben worden, wandte sich, nachdem er Mähren vom Feinde gesäubert, nach Böhmen, um Prag wiederzunehmen, ehe der angekündigte französische Nachschub und mit ihm Karl Albert zum Zwecke der Krönung dort einträfe. Von den Preußen, die er weiter östlich zurückgewichen wähnte, versah er sich dabei keines Angriffs. Auch Friedrich aber traute der österreichischen Armee diesen energischen Vormarsch so lange nicht zu, bis er durch die vorausschwärmenden Reiter bereits seine elbabwärts angelegten Magazine gefährdet sah. Dann eilte er, zum Schlagen entschlossen, auf Kuttenberg zu, er selbst an der Spitze der Vorhut, die Hauptmacht unterm Erbprinzen von Dessau hinterdrein, während sich die Österreicher gleichzeitig in spitz konvergierender Richtung dem nämlichen Punkte näherten. Am 16. Mai bekamen die letzteren in der Gegend von Czaslau direkte Fühlung mit den Truppen des Erbprinzen. Der König, der inzwischen wirklich bis Kuttenberg vorgerückt, ward schleunigst zurückgerufen und langte mit den Seinen am frühen Morgen des 17. noch eben rechtzeitig an, um an dem Kampfe teilzunehmen, zu welchem Prinz Leopold, nicht durchweg glücklich, die Disposition getroffen. Die Preußen, nun gegen 24000 Mann stark, standen in der leicht gewellten Ebene von Czaslau, kaum eine Stunde nördlich von diesem Städtchen, mit der Front gegen dasselbe gekehrt, zu beiden Seiten des Fleckens Chotusitz, nach dem die Schlacht genannt zu werden

1) Polit. Korresp. II, 94—158. Grünhagen a. a. O. II, 193ff.

pflegt. Ihr rechter Flügel lehnte sich westlich an die Teiche von Czirkwitz; der linke sollte an der Parkmauer von Sehuschitz, nahe dem sumpfigen Thal des Doubrawaflüßchens eine ähnliche Stütze finden; doch reichte er in der That weitaus nicht bis dorthin, zumal da ihm noch außerdem die Besetzung von Chotusitz oblag. Die Österreicher zogen mittlerweile in der überlegenen Anzahl von etwa 28000 Mann von Czaslau heran und wurden von Haus aus durch den Lauf eines Baches, der von da nach Chotusitz hinabrinnt, einigermaßen gen Osten, eben dem schwächeren linken Flügel der Preußen entgegen, abgelenkt.

Eröffnet ward der Kampf jedoch auf der anderen Seite, wo König Friedrich nach kurzer Kanonade die Reiterei von der preußischen Rechten zur Attaque gegen die feindliche Flanke vorschickte. Es war gleichsam die Umkehr des Tages von Mollwitz; denn nicht bloß im Wagnis, sondern auch im ersten Erfolge kamen die Preußen jetzt der österreichischen Kavallerie von damals gleich und bewiesen, wie viel sie seitdem durch unablässige Übung auch mit dieser Waffe auszurichten gelernt. Sie warfen die feindlichen Reiter in beiden Treffen und setzten dem Fußvolk hart zu. Allein der fürchterliche Staub entzog ihnen rasch den Umblick; die Österreicher sammelten und verstärkten sich und trieben sie ihrerseits mit Verlust zurück. Kurz, ein entscheidendes Ergebnis ward hier im Westen nicht erreicht. Dagegen hätte der bald darauf vom Prinzen von Lothringen mit konzentrierter Übermacht auf Chotusitz und die preußische Linke unternommene Ansturm ein solches nahezu herbeigeführt. Nach stundenlangem, wütendem Ringen sahen sich hier die tapferen Bataillone aus dem Flecken fast vollständig herausgedrängt und zudem bedenklich überflügelt; und da sie unbegreiflich lange vom Zentrum und der Rechten her keinerlei Unterstützung empfingen, so wären sie zuletzt notwendig unterlegen, wenn nicht die Infanterie der Österreicher durch Anzündung von Chotusitz den eigenen Fortschritt gehemmt, ihre Kavallerie durch Plünderung des preußischen Lagers den erstrittenen Vorteil aus der Hand gegeben hätte. In diesem

Augenblick ersah der König die Gelegenheit, durch Einschwenken der geraume Zeit über müßigen Infanterie und Artillerie seines rechten Flügels die linke Flanke der weit nach Nordosten hin verschobenen österreichischen Aufstellung so ernstlich zu bedrohen, daß der Lothringer, aus Furcht, dem sumpfigen Grunde zugedrängt zu werden, um Mittag den Befehl zum Rückzug erteilte [1]).

Der Besitz des Schlachtfeldes that den Sieg der Preußen unzweifelhaft dar. Im übrigen standen den von ihnen erbeuteten Geschützen etliche Fahnen und Standarten gegenüber, die den Österreichern in die Hände gefallen waren. Gab es auf der einen Seite mehr Tote und Verwundete, so vermißte man auf der anderen desto zahlreichere Gefangene oder Entlaufene, wodurch der Gesamtverlust der Österreicher dennoch höher anstieg, als der preußische. Verglich man Chotusitz mit Mollwitz, so ergab sich für das Heer der Preußen ein entschiedener Aufschwung zu ebenmäßigem Zusammenwirken aller Waffengattungen; denn wie die Reiter, hatten auch die Kanonen jetzt ganz anders ihre Schuldigkeit gethan. Wohl noch schwerer fiel die Wahrnehmung in die Wagschale, daß diesmal der junge König selber nicht nur kaltblütig ausgehalten, vielmehr ohne jede fremde Anleitung durch eine eigene, die Schlacht umwälzende Bewegung den Sieg gewonnen habe. Der Kriegsherr hatte sich zum Feldherrn emporgedient. Doch brauchten sich auch die Österreicher in Erinnerung an die frühere Begegnung der gegenwärtigen keineswegs zu schämen. Auch ihr Fußvolk hatte sich nun im Angriff wacker genug gezeigt; und wenn sich immerhin hier ein Versäumnis, dort eine Übereilung rügen ließ, im allgemeinen verrieten dennoch sowohl die Anlage wie die Durchführung des Gefechtes, daß die Tage Neippergischen Ungeschicks bei ihnen vorüber seien. Während sich jetzt in ihren Reihen allerdings die Überzeugung befestigte, daß man die preußische Armee nicht aus dem Felde zu schlagen vermöge,

1) Neue Erörterung durch Droysen, „Zur Schlacht bei Chotusitz", Abhdl. der Berl. Akad. 1872; vgl. Grünhagen a. a. O. II, 235 ff.

erschien auf der anderen Seite doch auch Friedrich aufs neue von Hochachtung vor den Kräften solcher Gegner durchdrungen. Ziemlich niedergeschlagen zogen diese sich weiter auf das Corps des Fürsten Lobkowitz an die Moldau zurück; die Preußen aber standen von ihrer Verfolgung ab. Die Hauptsache war, daß beide Teile auch politisch, zwar kaum im Gemüte versöhnlicher, wohl aber im Verstande nachgiebiger gestimmt worden waren. Der neu entfachte Krieg half also wirklich den Friedensabschluß zurechtschmieden.

In Wien war es einzig Bartenstein, der immer noch von jeglichem Zugeständnis abriet; bei fortgesetzter Anstrengung meinte er binnen Jahresfrist die Königin über all' ihre Feinde triumphieren zu sehen. Allein der heilsame Druck der englischen Diplomatie, sowie die eigene Einsicht in die Naturgewalt der Dinge, brachten Maria Theresia dahin, sich selbst zu überwinden. Sie begriff, daß sie von Friedrich nur Neutralität verlangen dürfe; sie machte sich bereit, das Maß der Abtretung auf der schlesischen Seite zu vergrößern. Inbezug auf Böhmen dagegen blieb sie unerschütterlich; sie besaß ein Gefühl dafür, daß auf der unversehrten Erhaltung dieser Eckbastion die Stellung der österreichischen Monarchie, zumal in Deutschland, wesentlich beruhe. Friedrich aber sah sich dem gegenüber nicht lange in der Lage, auf seiner Forderung von Königgrätz und Pardubitz zu bestehen; der Gang der Begebenheiten um ihn her ließ ihn bald genug wünschen, seine Habe geschwind unter Dach zu bringen. Denn einen Moment nur hatte ein matter Sonnenblick des Glücks die bayerisch-französische Sache überflogen. Belleisle war im März bei seinem persönlichen Erscheinen in Versailles der wühlenden Intriguen Herr geworden. Zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben, betrieb er dann vor allem die Entsendung der neuen Hilfsarmee, welche unter Führung des Duc d'Harcourt im April bei Donauwörth die durch ein pfälzisches Kontingent verstärkten bayerischen Truppenreste aufnahm. Allein äußerst wenig ward dadurch in Bayern erreicht. Khevenhüller wich zwar nun im Donauthal von Kelheim bis hinter die Isarmündung zurück;

das obere Land aber hielten die Österreicher fest. München, auf acht Tage geräumt, mußte die vorschnelle Freude darüber bei der Wiederbesetzung durch Bernklau schmerzlich büßen. Harcourt selber holte sich, nachdem er einen Teil seiner Leute an Broglie nach Böhmen hatte abgeben müssen, im Mai mit Törring zusammen bei Hilgartsberg am bayerischen Walde eine empfindliche Schlappe. Inzwischen war Belleisle, mit dem böhmischen Kommando betraut, in Deutschland wieder eingetroffen, war von Frankfurt auf die Kunde von Chotusitz nach Pisek geeilt und hatte dort endlich Broglie zu einem gemeinsamen Vorstoß gegen den bei weitem schwächeren Lobkowitz vermocht. Am 25. Mai siegten beide Marschälle von Frankreich in einem kleinen, aber glänzenden Treffen bei Sahay, das in Paris mit Extase, in Frankfurt mit Tedeum und Kanonendonner gefeiert ward, in Wahrheit aber nichts eintrug, als den Entsatz des von Lobkowitz belagerten Schlosses Frauenberg am linken Moldauufer, da Broglie zu einem ernsten Versuch auf das rechte nicht zu bewegen war. Selbst Belleisle jedoch glaubte, nur durch preußische und sächsische Hilfe vorwärts kommen zu können, und begab sich deshalb Anfang Juni ins Hauptquartier Friedrichs und von da nach Dresden [1]).

Der Besuch, den der Marschall vor einem Jahr etwa dem Könige im Lager von Mollwitz abgestattet, hatte die preußisch-französische Allianz innerlich begründet; der jetzige ließ nicht undeutlich erkennen, daß sie ihrer Auflösung nahe sei. Man begrüßte sich mit frostiger Höflichkeit. Belleisle fühlte sich nicht aufgelegt, das kaum zwei Stunden entfernte Schlachtfeld von Chotusitz in Augenschein zu nehmen; Friedrich machte kein Hehl aus seiner an Verachtung grenzenden Enttäuschung infolge der Unfähigkeit der französischen Politik und Strategie. Wie hätte er um derentwillen noch fürder preußisches Blut vergießen dürfen? Er beschränkte sich vielmehr auf einige gute Rat-

1) Arneth a. a. O. II, 70 ff. Hist. d. m. temps, p. 263. Hist. de la dernière guerre de Bohème II, 110 sqq. 136 sqq.. Adelung, Staatsgesch. III, 1. S. 104 f.

schläge; denn nur darauf kam es ihm noch an, daß die Österreicher, so lange er mit ihnen über den Frieden unterhandelte, nicht allzu große Vorteile gegenüber seinen bisherigen Verbündeten errängen. Allein vergeblich: schon in den nächsten Tagen, während Belleisle den Dresdener Hof durch ein gleiches Unterstützungsgesuch in Verlegenheit setzte, brach über Broglie das verdiente Mißgeschick herein. Prinz Karl erschien, mit Lobkowitz vereinigt, an der oberen Moldau, die er fast ungehindert überschritt; und die zerstreuten Abteilungen der Franzosen warfen sich, Broglie selbst voran, von Krummau, Tein, Pisek und Pilsen über die Wottawa und die Beraun in hastiger Flucht gen Prag. Gepäck und Geschütz, Kriegskasse, Fahnen und Gefangene fielen den Österreichern in die Hände; man sah die demoralisierten Soldaten der großen Monarchie vor Kroaten und Husaren auf den Knieen liegen; an den Nachzüglern stillten die gepeinigten Bauern ihren Rachedurst. Die ersten Nachrichten von diesen Vorgängen genügten Friedrich, um sofort an Podewils in Breslau den Befehl zu erlassen, er solle die Friedenspräliminarien unverzüglich mit Hyndford ins reine bringen. Der Minister that sein Bestes, der Lord wußte Festigkeit mit Eifer zu verbinden; und so kam am Abend des 11. Juni 1742 unter britischer Vermittelung in der Hauptstadt Schlesiens der Vertrag zustande, welcher das kühn erstrittene Land im Namen des bezwungenen Österreichs für immer dem preußischen Sieger überantwortete [1]).

Nachdem diese Breslauer Präliminarien beiderseits umgehend ratifiziert worden, erfolgte am 28. Juli zu Berlin der definitive Friede. König Friedrich erhielt darin gegen das Versprechen eines freundlich neutralen Verhaltens ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz; ausgenommen einen südlichen, nach Osten zu erbreiterten Streifen von Oberschlesien, der mit Jägerndorf, Troppau und Teschen die Abhänge und Ausläufer der mährischen und ungarischen Grenzgebirge umfaßte. Die

1) Hist. d. m. temps, p. 264 ff. Polit. Korresp. II, 184 ff. Ranke, Preuß. Gesch. III/IV, 532; Arneth a. a. O. II, 73 ff.

Abtretung geschah zu voller Souveränetät und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen; dagegen mußte Friedrich die beträchtlichen, auf dem Lande haftenden Schulden an englische und holländische Kapitalisten mit übernehmen und sich verpflichten, die katholische Religion im vorgefundenen Zustande zu belassen. Das neue Gebiet entsprach an Umfang etwa einem Drittel der bisherigen brandenburg-preußischen Lande; an Einwohnerzahl, natürlichem und entwickeltem Wohlstande stellte es einen noch ungleich höheren Wert dar. Es kam hinzu, daß seine Einfügung in den Zusammenhang des preußischen Staatswesens, schon während der Kriegszeit weit gefördert, nunmehr ungemein rasch vollendet ward. Die ständische Verfassung blieb beseitigt; aber die Provinz behielt unter eigenem Ministerium und lokalen Justiz- und Verwaltungsbehörden, die überwiegend aus Einheimischen zusammengesetzt wurden, doch ein gewisses Maß von selbständiger Organisation. Die dringend notwendige Steuerreform ward mit Hilfe der österreichischen Vorarbeiten schnell ins Werk gesetzt. Gerechte Verteilung, feste Regelung und ersprießliche Verwendung der Auflagen — Grundsteuer auf dem Lande, in den Städten Accise — versöhnten bald mit der Höhe der Forderung; der Bauer ward erträglicher belastet, der Adel mäßig begünstigt, der Klerus ernstlich herangezogen. Härter kam der in solcher Hinsicht verwöhnten Bevölkerung der militärische Charakter der neuen Herrschaft an, vor allem die Kantonverfassung mit ihrer regelmäßigen Aushebung. Was aber wollte das besagen gegenüber der Genugthuung, welche mit verschwindenden Ausnahmen das ganze Land im Hinblick auf die Behandlung seiner wichtigsten geistigen Interessen erfüllte? Die Klausel des Friedens zugunsten der Katholiken, gegen die der König lediglich eingewandt, daß sie zu keiner fremdländischen Einmischung führen dürfe, entsprach im übrigen so vollkommen seinem eigensten Grundsatz absoluter Duldung, daß ihm ihre pünktliche, ja zartfühlende Beobachtung äußerst leicht fiel. Während sich also die Protestanten, aus tiefster Seele aufatmend, zum Neubau von Kirchen und Bethäusern anschickten, genossen die Römischgläubigen in Ruhe der über-

kommenen Rechte und Einrichtungen. Der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Sinzendorff, ein Sohn des vor kurzem verstorbenen Wiener Hofkanzlers, bewies ein feines Verständnis der Lage. Er hätte gern das Generalvikariat für ganz Preußen übernommen, das ihm Friedrich anbot; allein die Kurie zeigte sich ungebärdig über das Gelüst des Markgrafen von Brandenburg nach einer landeskirchlichen Spitze für seine katholischen Unterthanen. Erst allmählich erkannte der milde Benedikt XIV. den Segen dieses Regiments der Toleranz. Schlesien aber ward in geistlicher Freiheit und weltlicher Zucht aus einem verkümmerten Organ der österreichischen Monarchie ein gesundes Glied des preußischen Staates [1]).

Es war eine Eroberung, wie sie so plötzlich, so groß und so folgenreich noch keinem deutschen Territorialfürstentum jemals gelungen. Indem Friedrich berechnete, daß sie ihm nur zwei Kriegsjahre, 20000 Mann an Gefallenen oder Desertierten und beiläufig über fünf Millionen Thaler gekostet habe, vergaß er doch weder die günstige europäische Konstellation, noch das in jahrzehntelanger Arbeit vorbereitete Material der Armee besonders in Ansatz zu bringen. Und obwohl er nicht ahnte, daß es ihm beschieden sei, jeden Augenblick des bis jetzt genossenen Glücks dereinst durch namenlose Beschwerden heroischer Leidensjahre tausendfach aufzuwiegen, so gab er sich doch von Anfang an keiner Täuschung darüber hin, daß es zur Verteidigung des Errungenen auch künftig weiterer kriegerischer Anstrengung bedürfen werde. Politische Wachsamkeit und militärische Bereitschaft machte er sich daher unablässig zur Pflicht. Auch als Herr von Schlesien blieb er ja noch der König der Grenzstriche; schmal gegürtet wie ein Wespenleib hing die neue Erwerbung am geflügelten Bruststück der alten Lande, gleichsam mit ausgestrecktem Stachel einer feindlichen Umgebung trotzend. Zu dieser gehörte vorzüglich Österreich, das beraubt und dessenungeachtet stark geblieben, ja zu ungewohntem Aufschwung er-

1) Ranke a. a. O., S. 546ff. Grünhagen a. a. O. II, 346. Lehmann, Preußen und die kathol. Kirche II, 34ff.

weckt, nun doch auf langer Linie mit Preußen zusammenstieß. Von einem Vergeltungsrechte des österreichischen Hauses war selbst der Friedensmakler Hyndford innerlich durchdrungen. Maria Theresia weinte, sobald sie einen Schlesier erblickte; der schönste Edelstein ihrer Krone schien ihr ausgebrochen. Sie stellte die Preußen ohne weiteres den Türken gleich und meinte, nichts Unglückseligeres könne ihren armen Erblanden geschehen, als in preußische Hände zu fallen. Neben Österreich aber stand in kaum minder übelwollender Gesinnung Sachsen da. In den Breslauer Präliminarien war ihm binnen einer knapp bemessenen Frist der einfache Zutritt zum Frieden offengelassen worden, worauf es sich in der That, geschädigt an Gut und Blut, ohne den geringsten Gewinn aus dem Spiele zurückzog. Wie angenehm war es dann den Brühl und Konsorten, die Reue über ihre thörichte und erbärmliche Politik in Gestalt des giftigsten Hasses und Neides gegen Preußen auszuhauchen, von dem man beschimpft und vergewaltigt zu sein behauptete und wirklich wenigstens in jeder Hinsicht überholt, geographisch umstellt und von Polen abgeschnitten war [1])!

Solchen Nachbarn gegenüber hielt Friedrich zum Schutze seiner Eroberung außer Heer, Schatz und Festungen doch auch eine Anzahl von Paradeallianzen, wie er sich ausdrückte, für nützlich. Besonders durch Garantieverträge mit den Seemächten und Rußland dachte er seiner realen Machtstellung noch überdies ein gewisses Relief zu verleihen. Auch abgesehen von derartigen imposanten Scheinsicherungen aber zählte er getrost auf den faktischen Beistand dieser wie anderer Staaten für den denkbar schlimmsten Fall einer künftigen Verbindung von Österreich und Frankreich wider Preußen. Denn natürlich zeigte sich eben Frankreich, der verlassene Verbündete, zunächst aufs tiefste betroffen. Versailles geriet in Bestürzung, Paris in Wut. Es hieß, der Chevalier Belleisle, der Bruder und

1) Hist. d. m. temps., p. 265. Polit. Korresp. II, 210. 261 ff. 274 f. 286 f. Raumer, Beiträge II, 159. Denkschr. Maria Theresias, S. 305 f. Arneth a. a. O. II, 85.

Handlanger des Marschalls, sei bei der Nachricht vom Breslauer Frieden in Ohnmacht gefallen, der Kardinal habe Thränen darüber vergossen. In Fleurys Seele vermischten sich in der That patriotische Beklemmung und gekränkter Stolz zum schmerzlichsten Gefühl. Was half es, daß er Friedrichs Abfall vorausgesehen und -gesagt? Um so täppischer nur schien der uralte, weltberühmte Fuchs in die Falle gegangen. Und hatte nicht Frankreich selbst, noch dazu von einer weit untergeordneten Macht, einen Schlag ins Angesicht erhalten? Schwebten nicht jetzt mitsamt der nationalen Ehre sogar die französischen Truppen im fernen Böhmen in der äußersten Gefahr? Um wenigstens dort einer jähen Katastrophe vorzubeugen, mußte Belleisle sofort den österreichischen Marschall Königsegg um eine Unterredung ersuchen. Der Kardinal aber schrieb an den letzteren alsbald einen zerknirschten Brief, in welchem er um billigen und glimpflichen Frieden bettelte, ja sich nicht entblödete, die Schuld an der antipragmatischen Verbindung, die seinen Grundsätzen und Neigungen durchaus zuwider gewesen sei, wie ein Schulknabe von sich auf die Verführer, Belleisle und Friedrich, abzuwälzen. Maria Theresia jedoch war nicht in der Stimmung, dem würdelosen greisen Staatsmanne seine Strafe zu schenken. Im Gegenteil, sie ließ ihm durch ihren toskanischen Gesandten ein Sündenregister vorlesen, daß er dabei vor Ärger laut aufschrie. Bald darauf machte Fleurys vertraulicher Brief an Königsegg von Holland aus die Runde durch die Zeitungen und gab den vormals feinsten Kopf in Europa dem derbsten Gelächter des Publikums preis [1]).

Mit einer französisch-österreichischen Allianz hatte es nach

1) Polit. Korresp. II, 211. Raumer a. a. O., S. 160 f. Arneth a. a. O. II, 105 ff. Adelung, Staatsgesch. III, 1. S. 194 ff. 223 ff. Das berühmte „La paix, Mr., à quelque prix que ce soit“, nach Valori I, 169 eigenhändiges Postskript Fleurys an Belleisle, welches Droysen, Friedrich d. Gr. I, 475, Anm. 1, chronologisch zur Verteidigung Friedrichs benutzt — vgl. dagegen Grünhagen a. a. O. II, 340, Note 2 —, ist nach Broglie, Revue L, 272 unecht.

solchen Anzeichen gute Wege. Friedrich konnte, so aufrichtig er dem Kardinal die erlittene Züchtigung gönnte, trotzdem fürs erste seinem Wunsch und Vorteil gemäß auch nach dem Separatfrieden in freundlichen Beziehungen zu Frankreich verharren. Er benahm diesem nicht bloß die Furcht, daß er seine Waffen nun etwa gegen den aufgegebenen Gefährten kehren werde, sondern erklärte sich ausdrücklich für noch immer gebunden an die übrigen Bedingungen der Defensivallianz von 1741, so namentlich an den Verzicht auf Jülich-Berg. Auch war ihm der formelle Treubruch, den er durch seinen Sondervertrag mit dem gemeinsamen Feinde unleugbar begangen, im Herzen wahrlich nicht leicht geworden. Erst in wiederholter ernsthafter Prüfung des Für und Wider hatte er sich von der unbedingten politischen Pflicht überzeugt, das Wohl seines Staates gegen Bundesgenossen, die ihn im Kriege unaufhörlich im Stich gelassen, dadurch sicher zu stellen, daß er sie umgekehrt beim Friedensschluß im Stiche ließ. Und wie es seinem Geiste Bedürfnis war, auch in Fragen der Praxis womöglich bis zu allgemein entscheidenden Prinzipien aufzusteigen, so hat er die für solche Fälle maßgebenden Satzungen der Staatsmoral auch hinterdrein, besonders in seiner eigenen Geschichtschreibung, noch mehrfach theoretisch erwogen. Für den Augenblick aber war er zu stolz, um auf das sittenrichtende Gekläff der Menge zu achten, und viel zu klug, um nicht zu wissen, daß es weit minder seine Handlungsweise, als deren glänzender Erfolg sei, worüber sich die pharisäische Welt im Innersten entrüste. In Krieg und Frieden gleichermaßen selbständig und glücklich, hatte er sein Preußen vor den überraschten Augen Europas mit genialer Geschwindigkeit auf die Stufe unabhängiger Macht erhoben. Er wußte wohl, daß er die Kabinette zunächst an diesen neuen Anblick gewöhnen müsse, und hielt zu diesem Ende neben würdevoller Behauptung des eingenommenen Ranges doch auch beflissene Mäßigung und gelindes Betragen gegen die übrigen Staaten für geboten. Und vielleicht wäre es ihm gelungen, in Ruhe, wie er hoffte, jenes Ziel zu erreichen, hätte es nicht zwischen Preußen und Europa noch eine Mittelsphäre

des politischen Daseins gegeben, an die er freilich bisher nur selten erinnert worden: Deutschland![1])

Vom Standpunkt der Nachwelt aus erhellt allerdings unmittelbar, daß Schlesien damals durch Preußen für eine national-deutsche Zukunft gerettet ward, während es bei Österreich teils wieder slavisch geworden, teils wenigstens landschaftlich isoliert geblieben wäre. Vom nämlichen Standpunkt aus ist ferner nicht minder klar, daß Macht und Ruhm, wie sie Friedrich so plötzlich und so reichlich auf den preußischen Staat gehäuft, sich eben dadurch indirekt zugleich auf die deutsche Nation als dessen breite Unterlage niederließen. Im Moment des Friedens von 1742 jedoch sah es eher so aus, als wolle und werde Preußen sich immer entschiedener vom deutschen Wesen und Namen absondern. Schlesiens Unabhängigkeit von der Krone Böhmen verstand König Friedrich, seiner Regensburger Erklärung zutrotz, nun doch in dem Sinne, daß es dadurch auch aus dem Reichsverbande gelöst werde. Er wollte das neue Gebiet genau so souverän besitzen wie sein Kronland jenseit der Weichsel; und die korrekte deutsche Staatserdbeschreibung, wie sie bald darauf zu Göttingen gelehrt ward, bemerkte denn auch kühl, daß die preußischen $^{14}/_{15}$ des Herzogtums Schlesien als ein völlig freier und unlehnbarer Staat nicht mehr in den Abriß eines Reichsatlas gehörten. Wie Friedrich ferner schon durch sein Abkommen mit Karl Albert die rechtliche Selbständigkeit seiner gesamten Lande dem Einfluß von Kaiser und Reich gegenüber sorgfältig befestigt hatte, so war nun doch auch thatsächlich durch die große östliche Erwerbung, verbunden mit dem Verzicht auf die rheinische Anwartschaft, der Schwerpunkt des preußischen Königreichs fast über die Grenzen des national-politischen Zusammenhangs hinausgeschoben. Und bedeutete nicht der Breslauer Friede an

1) Polit. Korresp. II, 98 ff. 119. 207 ff. 211. 213. 270. Preußische Staatsschr. I, 328 ff. Friedrich an Jordan, Oeuvr. XVII, 226 und die Avantpropos der Hist. d. m. temps von 1746, p. 155 sqq. und von 1775, Oeuvr. II, xxv sqq.

und für sich den Rücktritt Friedrichs von dem Kampf ums Reich? Auch der Kaiser als solcher zählte, so schien es, zu den Alliierten, von denen er seine Hand abgezogen. Vertrauensvoll rief Karl VII. bei der Kunde von den statthabenden Verhandlungen aus, der König werde sein eigen Werk nicht zerstören wollen! Nun sah er sich dennoch der Gnade Frankreichs, von dessen Freundschaft, der Ungnade Österreichs, von dessen Feindschaft ihn Friedrich einst zu erlösen getrachtet, elend überliefert [1]).

Die Schilderhebung Preußens hatte die deutsche Krisis zum Ausbruch, die Kriegführung Preußens hatte sie in Fluß gebracht; der preußische Friedensschluß ließ sie in wildem Strudel weiterwirbeln. Im Hochsommer 1742 hätte niemand dem Reichspatrioten verdenken können, wenn ihm der erste schlesische Krieg als eine zwecklos wüste Episode in der Geschichte des Vaterlands erschienen wäre. Er mußte wenigstens als eine verhältnismäßig unbedeutende Episode darin erscheinen, wofern es etwa jetzt dem alten Deutschland gelang, auch ohne die Mitwirkung Preußens trotz alledem sich neu und glücklich zurechtzusetzen.

Drittes Kapitel.

Das Kaisertum Karls VII. [2])

Auch in früheren Tagen waren unsere Kaiser vom Schicksal selten weich gebettet worden. Wenn es köstlich gewesen war, das Leben der Ottonen, der Heinriche und Friedriche, so

1) Polit. Korresp. II, 64. J. M. Franz, „Abriß des Reichsatlas" (Leipzig 1758), S. 40. Droysen a. a. O., S. 483.

2) Für das Intervall zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege sind neben den bereits zu Kapitel 1 und 2 genannten Quellen

war es Mühe und Arbeit gewesen. Sie thaten nicht bloß, sie litten zugleich, was ihres Amtes war. Durch beides, wie es denn untrennbar zusammenhing, wuchsen sie den Zeitgenossen ans Herz und blieben in der Historie lebendig. Karls VII. kaiserliches Andenken dagegen ist das eines Dulders, der eigentlich nie zum Handeln kam. Die Mitwelt hat ihn allgemein bedauert; selbst Maria Theresia nahm innerlich Anteil an dem Unglück, das sie ihm äußerlich zu bereiten nicht müde ward [1]). Wir aber würden gern an seinem trostlosen Schatten stumm vorübereilen, müßten wir ihm nicht dennoch einen bestimmten Wert für unsere Geschichte beilegen, freilich den einer negativen Größe. Denn er war unbewußt auch darin ein Bundesgenosse Friedrichs von Preußen, daß er diesem das verfallende Reich untergraben half, indem er selber das Kaisertum bis auf den Boden herunterbrachte. Um das zu erkennen, braucht man

und Darstellungen nur etwa noch folgende Schriften anzuführen: Zur Reichsgeschichte Cassander Thucelius, „Vollständige Sammlung der actorum comitialium publicorum unter der Regierung Caroli VII.“ (4 Bde., Erlangen, Frankfurt und Regensburg 1745—1749). — Zur persönlichen Charakteristik das leider kurze „Tagebuch Kaiser Karls VII. aus dem Jahr 1744“, herausgegeben von L. Häusser, Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte, Bd. VIII (München 1860). „Die Korrespondenz Karls VII. mit J. F. Grafen v. Seinsheim 1738 bis 1743“, herausgegeben von K. Th. Heigel (Abhandlungen der histor. Klasse der bayer. Akad., Bd. XIV, Abtl. 1 [München 1878]), ist in ihren wesentlichen Stücken schon vorher in des letzteren Werk über den österreichischen Erbfolgestreit ausgenutzt worden und bietet für die Zeit nach der Kaiserkrönung Karls verhältnismäßig wenig. — Zur Kriegsgeschichte liefert von deutscher Seite einen kleinen Beitrag der „Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen v. Seckendorff“, Tl. II, 1792; auf französischer bieten das meiste Interesse die von Millot zusammengestellten „Mémoires politiques et militaires du duc de Noailles“ (für 1742 ff. in Bd. LXXIII—LXXIV der collection Petitot [Paris 1829]). Für das Eingreifen der englischen Politik ist zu vergleichen: Lord Mahon, „History of England“, vol. III (3. Aufl., London 1853), deutsch von F. Steger, Bd. III (Braunschweig 1855) und W. Coxe, „Mémoirs of the administration of Henry Pelham“, vol. I (London 1829).

1) Denkschriften Maria Theresias, S. 305.

seine Haltung keineswegs mit der jener hohen Herrscher des Mittelalters zu vergleichen. Auch die Reichsoberhäupter der Neuzeit, diese Habsburger, die Karl Albert halb verdrängen, halb ersetzen wollte, hatten, wie viel man an ihnen ausstellen mochte, noch immer einen doppelten Zweck gehabt. Im Kriege bildete ihre Macht eine Schranke für die Feinde der Nation; im Frieden erhielt ihre bloße Existenz das deutsche Gemeinwesen in einem allerdings fast verdorrten Zustand der Ruhe und Ordnung. So lange Karl VII. die Krone trug, hat Deutschland keinen Frieden gesehen. Seine Wahl selbst war ein Werk des Krieges und pflanzte den Krieg bis über sein Grab hinaus fort. Ruhe und Ordnung im Reich wurden dadurch auf die Dauer seines Regiments vernichtet. Denn er führte den Krieg nicht nach außen hin, sondern ins Reich hinein; er, der Kaiser, hat die Schranke gegen den Nationalfeind eingerissen. Er war der Knecht dieses Feindes und blieb es mit Seufzen bis ans Ende. Erst der Tod machte ihn frei und zugleich eine Reichsordnung wieder möglich. Das aber ward nicht vergessen, daß der kaiserliche Name zum Jammerruf erniedrigt worden war. Noch eine zweite, ähnliche Erniedrigung, und er ward zum Gelächter; in der dritten ist er mitsamt dem alten Reiche verschollen.

Von Anfang an lag die politische Schwierigkeit darin, daß bei der Bewerbung Karl Alberts um die Krone seine Ausstattung mit einem Hauptstücke der Habsburger Erbschaft schlechthin zur Voraussetzung gedient hatte. Weder er selbst, noch Belleisle oder Friedrich, ja kein praktischer Kopf in der Welt überhaupt, hielt ein Kaisertum auf der schmalen Grundlage der bisherigen bayerischen Hausmacht für möglich, am wenigsten dann, wenn daneben das Österreich von ehedem in wesentlich unverminderter Stärke fortbestand. Die zwingende Gewalt dieser Überlegung war es vornehmlich, was seit mehr als zwei Jahrhunderten bei jeder Kaiserwahl, so oft auch die Neigung dazu vorhanden gewesen, ein Abgehen vom Hause Habsburg verhindert hatte. Und so wäre es denn auch diesmal ohne die faktische Eroberung von Oberösterreich und Böhmen für Karl Albert zu einem

wirklichen Erfolge seiner Kandidatur mit nichten gekommen. Im Moment des Gelingens jedoch war leider der Rückschlag geschehen. Der großmächtigste, unüberwindlichste Herr, wie man den Kaiser zu begrüßen pflegte, begann in Wahrheit als ohnmächtiger, überwundener Mann. Er verlor nicht allein im Handumdrehen den größten Teil des neuerworbenen Gebiets; auch das angestammte ward ihm fast ohne Ausnahme entrissen. In seiner Hauptstadt hauste feindliches Kriegsgesindel; die Einkünfte seines Landes flossen in die Feldkasse der Sieger. Er mußte sich entschließen, in der Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt mit dem Kaisertum gleichsam zur Miete zu wohnen, und konnte dabei den geziemenden Aufwand nicht einmal aus eigenen Mitteln bestreiten. Hatte man mit Recht bezweifelt, daß Bayern an sich imstande sei, die höchste Reichswürde zu unterhalten, wie wollte die letztere nun bestehen, wo ihr umgekehrt die Last oblag, das verlorene Bayern wieder herbeizubringen?

Es ließ sich in der That nichts Trübseligeres denken, als diese Residenz in der Verbannung zu Frankfurt. Hofstaat und Behörden waren der Idee nach verdreifacht, da neben dem kaiserlichen und kurfürstlichen Amts- und Dienstpersonal wenigstens anfangs gar noch ein Stück königlich böhmischer Kanzlei vorhanden war. Allein es ging recht still und traurig in diesen Kreisen her. Die Werber und Soldaten, die beständig in der Stadt umherlärmten, die französischen Offiziere, die sich in den Vorzimmern des Kaisers so rücksichtslos wie in einer Wachtstube betrugen, beschäftigten bei weitem mehr die öffentliche Aufmerksamkeit. Was trotzdem jedermann in die Augen fiel, war der ungemeine Geldmangel. Die 200000 Thaler, welche Preußen als Hälfte des Kaufpreises für Glatz angezahlt, waren so willkommen gewesen, daß man den Vorsatz faßte, aus dieser Quelle weiter zu schöpfen; und Friedrich erklärte sich bereit, gegen Verpfändung des Königgrätzer Kreises eine Million darzuleihen. Nach dem Breslauer Frieden jedoch mußten statt dessen wiederum die französischen Subsidien der Not abhelfen. Es ist doch nur ein Käfig, hatte Fleury gleich nach der Kaiser-

wahl zum Chevalier Belleisle gesagt, und an uns ist es, ihn zu möblieren! Allmählich wurden außer den gewaltigen Posten für militärische Unterstützung wirklich auch die Bedürfnisse der Frankfurter Hofhaltung dem Könige Ludwig XV. besonders in Anrechnung gebracht. Ja, ein französischer Marschall, der Herzog von Noailles, durfte sich in seinen Briefen und Aufzeichnungen rühmen, daß er im Juli 1743 dem Kaiser aus seinem Privatkredite 40 000 Thaler vorgeschossen, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. Die übelste Erfahrung von den Zuständen am Hofe Karls VII. machten gleich im Frühling 1742 Bürgermeister und Stadtschreiber von Eger, als sie vergebens um Erlaß der Zahlung von 200 000 Gulden baten, welche der französische Intendant Séchelles der Stadt zur Strafe für ihre langwierige Verteidigung auferlegt hatte. Sie überzeugten sich bald, daß man nur durch einen recht großen Beutel mit Geld an dieser Stelle etwas ausrichten könnte. Von dem, was die Herren Franzosen eintrieben, werde Se. Majestät wenig bekommen; was aber unmittelbar zuhanden des Augustissimus gegeben werde, würde sonder Zweifel von großem Nachdruck sein. Zum Schaden blieb natürlich der Spott nicht aus. Man erzählte sich in Frankfurt, Karl VII. habe einst 1000 Dukaten auf die Entdeckung dessen gesetzt, der ihm in seinem Kabinett ein schändliches Pasquill in den Hut gelegt; des anderen Tags aber habe er ebendort einen neuen Zettel gefunden: der Verfasser wolle sich selbst angeben, falls der Kaiser Kaution stelle, wo man die Summe erheben könne. Auch wenn sie erfunden, sprach sich in dieser Geschichte deutlich die feindselige Stimmung seiner Umgebung aus, wodurch ihm obendrein das Exil verbittert ward; selbst als Kinderfreund mußte er darunter leiden. Ew. Majestät will ich nicht dienen, antwortete ihm der als Husar gekleidete Knabe eines hannöverischen Rats, aber der Königin von Ungarn! Ich hab Euch nicht lieb, verneinte ein Frankfurter Bürgerkind, und mein Vater hat Euch auch nicht lieb! Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, sagte der sanftmütige Herr. Fürwahr, hätte Herzensgüte politische Gaben, hätte persönliche Würde

Machtmittel zu ersetzen vermocht, das Reich wäre mit diesem Kaiser wohl versorgt gewesen![1])

Nicht zwar, als hätte man nicht sofort nach der Krönung Maßregeln getroffen, um die Reichsgeschäfte nach der langen Pause des Interregnums allmählich wieder in Gang zu bringen. Und es wollte schon etwas besagen, daß durch den bloßen Wechsel der Menschen in den Ämtern doch endlich einmal ein Riß in die zähe habsburgische Tradition gemacht ward. Insbesondere beim Reichshofrat hatte sich die letztere seit alters verderblich erwiesen; die immer wiederholten Klagen der Kurfürsten und Stände, die vielfältigen Verheißungen des Wiener Hofes hatten niemals eine wesentliche Besserung bewirkt. Noch in ihrer jüngsten Zusammensetzung unter Karl VI. hatten an dieser wichtigsten Reichsbehörde unbefangene Beurteiler bald Ungeschick und Unkunde, bald politische Abhängigkeit, wo nicht gar grobe Bestechlichkeit zu tadeln gefunden[2]). Karl VII. hingegen zeigte sich ernstlich bestrebt, ihr gesündere Säfte zuzuführen. Er schreckte die Stellenkäufer ab und setzte die bis dahin stets umgangene Bestimmung eines förmlichen Examens auch für die Mitglieder der Herrenbank in Kraft; Graf Ötingen, kaiserlicher Kämmerer, mußte sich einem solchen in aller Strenge unterziehen. Und wenn auf der Gelehrtenbank unter anderen der Marburger Professor Johann Ulrich Cramer Platz nahm, der als eifriger Verteidiger der Regredienterbschaft und mithin der bayerischen Ansprüche auf Österreich bekannt war, so ließ sich doch auch gegen diese Wahl um deswillen nichts erinnern, weil derselbe zugleich als Hauptvertreter der philosophischen Richtung innerhalb der Jurisprudenz allenthalben

1) Loen, Kleine Schriften II, 267 ff. 286 ff. 318. Polit. Korresp. I, 416 f.; II, 54 ff. u. s. f. Broglie, Revue L, 35. Noailles LXXIII, 315 f. 349 ff. E. Kittel, „Korresp. der von Eger an das Hoflager Karls VII. abgeordneten" u. s. w. Archiv für österr. Gesch. LVI. Lebensgesch. J. J. Mosers II, 27.

2) Eine eingehende Charakteristik der Reichshofräte von 1740 giebt der hannöverische Gesandte v. Lenthe in seinem Wiener Bericht vom 26. November d. J. (Hann. Archiv).

eines hohen geistigen Ansehens genoß. Diese persönliche Umgestaltung des Reichshofrats ist nun jedoch leider das einzige, was dem Kaiser an Reformen zu vollbringen vergönnt war. Denn was er sonst, den bei seiner Wahl übernommenen Pflichten getreu, inbezug auf die Bedürfnisse des Kammergerichts oder die Frage des rheinischen Vikariats beim Reichstag in Anregung brachte, blieb ohne Folge, da, wie die Publizisten bekümmert anmerkten, unter den Waffen die Gesetze schwiegen. Sah sich doch Karl VII. bald selbst genötigt, den Reichstag fast ausschließlich mit seiner hauspolitischen Lage zu behelligen. Ja eigentlich eben in dieser Absicht berief er ihn von Anfang an zu sich nach Frankfurt hinüber; angeblich allerdings, weil infolge der kriegerischen Überziehung Bayerns die Versammlung in Regensburg weder Sicherheit noch Unterhalt finden würde. Die interimistische Verlegung war freilich nicht nach jedermanns Geschmack; am wenigsten waren jene Regensburger Ratsherren und Syndici damit zufrieden, welche die Führung der übrigen reichsstädtischen Stimmen als bequemes Gewerbe auszuüben pflegten. Allein man fügte sich, und Frankfurt bot seit dem Mai 1742 das ungewöhnliche Schauspiel einer engen Vereinigung der Hauptorgane der Nationalverfassung in seinen Mauern dar [1]). Kaiser und Reich schienen vom Süden in den Westen, von der Donau an den Rhein zurückgewandert. Wäre es nur nicht vielmehr eine Flucht aus dem Bereiche der habsburgischen Monarchie unter die Fittiche der bourbonischen gewesen!

Zwei Anliegen waren es in erster Linie, womit sich Karl VII. unverzüglich an die versammelten Reichsstände wandte: die Bitte um Geldbewilligung und die Aufforderung, den Ruhestand und die öffentliche Sicherheit im Reiche mit Rat und That wiederherstellen zu helfen. Mit dem einen war er beinah über Erwarten glücklich; mit dem anderen wollte es dagegen keineswegs

1) Hierzu vornehmlich Mosers Staatshist. Teutschlands unter Karl VII, Bd. I, Kap. 9—26, und Histor. Sammlung von Staatsschriften unter Karl VII., Bd. I, Abschnitt 1—4; Bd. II, Abschnitt 4—5; vgl. Pütter, „Litteratur des teutschen Staatsrechts“ I, 443 ff.

gelingen. Die Unmöglichkeit, daß der Kaiser unter den obwaltenden Umständen auch nur die Besoldungen für den Reichshofrat oder andere Unkosten der Reichsverwaltung aufbringe, leuchtete so unzweifelhaft ein, daß die Stände in der That nicht umhin konnten, ihm mit einer austräglichen Hilfe unter die Arme zu greifen. Man ließ sich zwar, wie üblich, mit der Beratung Zeit, beschloß jedoch alsdann im Oktober eine Beisteuer von 50 Römermonaten, was auf dem Papier die beträchtliche Summe von fast drei Millionen Gulden ausmachte. Im Kurkolleg hatte bei der Abstimmung einzig Hannover, das damals wieder ganz offen die Sache Österreichs begünstigte, seine Mitwirkung versagt, indem es seinen Gesandten ohne Instruktion gelassen. Im Fürstenrate waren etliche für 30 Römermonate eingetreten, gesellten sich indes meist hinterher dem höheren Votum bei; nur wenige gaben Unvermögen an, wie der Bischof von Brixen, der es bei Devotion und Gebet bewenden lassen wollte. Die Städte erhoben kein Bedenken; alle Stände aber erklärten gleich entschieden, die Bewilligung geschehe nur eben für diesmal, ohne Maßgabe für die Zukunft. Wie viel oder wie wenig hernach im Winter an den Zahlungsterminen wirklich eingekommen, entzieht sich freilich der Berechnung; doch wird die Hälfte des nominellen Betrages gewiß nicht überstiegen worden sein. Kamen doch ingestalt der Ansätze von Österreich und Hannover schon nahezu zwei Zehntel der ganzen Matrikel in Wegfall; und selbst Preußen, welches für sich allein auf ein drittes Zehntel angeschlagen war, ließ sich jenes für Glatz gezahlte Geld als Kompensation abschreiben und entging so jeder neuen Leistung [1]).

Zeigte der Reichstag im Punkte der Geldhilfe jedenfalls äußerlich ein in seiner Geschichte seltenes Entgegenkommen, so verhielt er sich hinwider insachen der öffentlichen Sekurität, wie der Kunstausdruck lautete, das ganze Jahr 1742 hindurch vollkommen passiv und stumm, obwohl der Kaiser im August

1) Moser a. a. O. I, 312ff. Histor. Sammlung I, 804ff. Polit. Korresp. II, 256.

und September verschiedene Anlässe dazu benutzte, um in drei ferneren Botschaften seine ursprüngliche Anmahnung zu wiederholen, welche nicht undeutlich auf Beistand im Kriege oder zum mindesten auf bewaffnete Vermittelung durch das Reich abzielte. Was aber blieb wohl auch in dem Moment, wo Preußen und Sachsen den Kampfplatz räumten, Hannover Miene machte, im Dienste der Seemächte dem ohnehin siegreichen Österreich wenigstens indirekt Vorschub zu leisten, was blieb in diesem Augenblick dem Reich als solchem anders übrig, als das geschlagene Bayern seinem Schicksal zu überlassen? Sollten die Kleinen und Schwachen, die durch ihre unbehilfliche Verbindung in der Reichsverfassung zwar größer erschienen, aber darum nicht stärker waren, die europäische Politik in die zitternde Hand nehmen? Wenn es noch des Beweises bedurft hätte, daß von den gemeinsamen Kriegsanstalten nichts als Schande zu erwarten sei, so hätten ihn wahrlich die überaus beschämenden Berichte erbringen müssen, welche soeben von den Kommandanten von Philippsburg und Kehl über den unglaublich verrotteten Zustand dieser Reichsfestungen in Frankfurt einliefen. Der Befehlshaber von Kehl erklärte schließlich, nachdem der Reichstag vom Mai bis zum November keinen Beschluß in der Sache gefaßt, es werde nachgerade wohlfeiler zu stehen kommen, wenn man den alten Platz ganz demoliere und anderswo eine neue Festung baue. Der Philippsburger bat, da in der Reichskasse die 20000 Gulden nicht zu finden waren, die er zu den nötigsten Reparaturen brauchte, um nur den ersten besten Überfall bestehen zu können, man möge ihm wenigstens die 13000 vorhandenen anweisen. Der Reichstag jedoch bewilligte ihm Ende Oktober nur 5000 Gulden, wovon noch über die Hälfte zur Abzahlung von Schulden an Handwerker bestimmt wurden [1]. Bei solchen Zuständen schien es um die Reichssicherheit am besten bestellt zu sein, wenn man die Reichsrüstung vorläufig aus dem Spiele ließ. Und so wären denn die kaiserlichen

1) Histor. Sammlung I, 526 ff; II, 1—148; Moser a. a. O. I, 358 ff. 367 ff.

Kommissionsdekrete als Monologe verklungen, hätten sie nicht von unaufgerufener Seite sogleich die leidenschaftlichste Antwort erhalten. Auch an ihnen erhitzte sich zu immer höheren Graden die bereits in hellem Aufflammen begriffene österreichische Reichsrebellion.

Maria Theresia hatte, wie im Grunde ja auch ihre Gegner gethan, die Entscheidung über das Kaisertum von jeher als politische Konsequenz des Geschicks der pragmatischen Sanktion betrachtet. Und wirklich verflüchtigte sich im Herbste 1741, als die Hausmacht Österreichs in Stücke zu gehen schien, ebendeshalb zugleich seine Aussicht auf die deutsche Krone. Die Königin aber, die in ihrem Heldenmute trotzdem an der Wiederaufrichtung ihres Staates nicht verzweifelte, mochte ebenso wenig der Hoffnung entsagen, ihm auch die gewohnte Herrschaft im Reiche bewahrt zu sehen. Allein der Umschwung des Waffenglücks, welcher die Zuversicht auf den Heimgewinn ihrer vornehmsten Erblande bald so glänzend rechtfertigte, kam der Kur gegenüber leider schon zu spät. Das Kaisertum Karls VII. war nun eine schmerzliche Thatsache, in die sich Österreich ganz sowohl hätte schicken können und müssen, wie es sich bald hernach in den Verlust Schlesiens fand. Sehr begreiflich andererseits, daß man in Wien in dem einen wie in dem anderen Falle vorher alle Mittel des Widerstandes aufzubieten wünschte. Einer legal vollzogenen Kaiserwahl gegenüber konnte es freilich keinen erlaubten Widerstand geben. Allein Maria Theresia hatte ja eben die Gesetzmäßigkeit des Wahlaktes in ihren Protesten wider den Ausschluß der böhmischen Stimme unter Berufung auf die goldene Bulle zum voraus heftig bestritten. Gerade hiervon leitete sie jetzt die Befugnis ab, die geschehene Wahl und Krönung fortwährend als nichtig zu ignorieren. Wie jedoch jene einseitigen Proteste von vornherein den Mehrheitsbeschlüssen des Kurkollegiums rechtlich nichts hatten anhaben können, so hatte seitdem die Wahl durch Anerkennung und Huldigung vonseiten der gesamten übrigen Stände die feierlichste Bekräftigung empfangen; und Österreich geriet, indem es hartnäckig in seiner Opposition verharrte, mit Hand

und Mund in gewaltsame Auflehnung wider Kaiser und Reich [1]).

Der erste Konflikt brach über das Reichsarchiv aus, dessen Abfuhr aus Wien der Kurfürst von Mainz schon im Herbst 1741 verlangte, sobald der Ausfall der Wahl sich mit Sicherheit erkennen ließ. Es entspann sich darüber ein anzüglicher Schriftwechsel; den wiederholten Mahnungen des Reichserzkanzlers trat zu Anfang 1742 das ganze Kurkolleg mit Nachdruck bei; im Mai brachte der Kaiser die Angelegenheit vor den Reichstag. Allein weder diese, noch alle späteren Schritte verhalfen zu einem durchschlagenden Erfolg. Österreich behauptete, zuvörderst seine eigenen Akten von denen des Reichs absondern zu müssen, in deren wechselseitiger Vermischung sich die wunderliche Doppelwirtschaft des habsburgisch-deutschen Regiments charakteristisch ausdrückte. Als man dann nach mancherlei Weiterungen die Trennung faktisch in Angriff genommen, waren es andere Anstände, wie Gefahr und Kosten des Transports, wodurch die Auslieferung so lange hingezogen ward, bis sie nach Abgang des bayerischen Kaisertums unnötig geworden. Natürlich hatte dadurch inzwischen die Rechtspflege des Reichshofrats empfindliche Störung erlitten, wenngleich auf Kosten der Parteien einzelne Prozeßakten regelmäßig verabfolgt wurden [2]).

1) Die angebliche Wiener Scene vom 3. Februar 1742, an deren Thatsächlichkeit Ranke (Preuß. Gesch. V, 13 ff.) auch jetzt noch festhält, ist freilich eine Fabel, was hier bemerkt werden muß, da auch Heigel (Erbfolgestreit, S. 288 f.) und Grünhagen (Der erste schlesische Krieg II, 155) sie neuerdings wieder vorgebracht. Zu den vornehmlich von Arneth, Maria Theresia II, 464 f. und Droysen, Friedrich d. Gr. II, 407, Anm. 2 geltend gemachten Gründen kommt noch hinzu, daß die Voraussetzung der ganzen Geschichte falsch ist. Eine spezielle Anzeige der Kaiserwahl an Maria Theresia durch den Reichserzkanzler, verbunden mit der Aufforderung, Frieden und Sicherheit wieder herzustellen, hat gar nicht stattgefunden und wäre auch reichsrechtlich unerklärlich. Was der Kurfürst von Mainz am 27. Januar 1742 — in der Archivangelegenheit — wirklich an die Königin geschrieben, s. Adelung, Staatsbriefe II, 39 ff.

2) Moser a. a. O. I, 296 ff.; vgl. Pütter, Histor. Entwickelung der Staatsverfassung III, 43.

Ein ungleich bedeutenderer Streit knüpfte sich sodann an die Verlegung des Reichstags. Vonseiten Österreichs ward in einem Flugblatte vorweg ausgesprochen, die Königin könne, da sie die Kaiserwahl nicht anerkenne, eine Einladung ihrer Gesandtschaft nach Frankfurt nicht annehmen. Allein es erfolgte gar keine Einladung, sondern eine einfache Anzeige, in welcher der Kaiser die sämtlichen reichsständischen Titel Maria Theresias, von Böhmen, Österreich und Burgund, unterdrückte; nur als geborene Prinzessin und Erzherzogin war sie in der Aufschrift bezeichnet. Das war nun allerdings ein neuer Schlag gegen ihre Gerechtsame und von ganz anderer Art, als die Übergehung des böhmischen Votums bei der Wahl. Denn zu dieser hatte ja der wohlbegründete Zweifel an der Zulässigkeit eines weiblichen Kurrechtes die Handhabe geboten, während sich das Kollegium weislich hütete, ein Urteil über die streitige Landesherrschaft abzugeben; weder in der Kapitulation noch im Wahldekrete war etwa Karl Albert als König von Böhmen aufgeführt worden. Jetzt aber sprach der Kaiser ohne vorgängiges Rechtsverfahren der Königin mit einem Federstriche ihre Reichslande ab, um dadurch indirekt Böhmen und Österreich sich selber als Erbfürsten, die Niederlande, wie man wenigstens in Wien die Sache verstand, den spanischen Bourbonen zu übertragen. Kein Mensch hätte es Maria Theresia verargen dürfen, wenn sie die Reichsjustiz, am besten den Reichstag selbst, gegen solches Unrecht angerufen hätte. Statt dessen warf sie entrüstet alle Brücken der Verständigung ab, indem sie zur Antwort eine dreifache Protestation aufsetzen ließ, in welcher neben dem Kaiser nun auch dem Reichstage die Anerkennung aufgekündigt ward. Es sind die im folgenden Jahr so berüchtigt gewordenen österreichischen Verwahrungsurkunden vom 16. April 1742, eine echt Bartensteinische Arbeit, steif, schwülstig und wütend [1]). Aufs

1) Hist. Sammlung I, 107 ff. Neben der gewöhnlich allein benutzten kurböhmischen Verwahrungsurkunde dürfen übrigens die österreichische im engeren Sinne und die burgundische nicht als bloß „formelhaft" bezeichnet werden, wie es Preuß. Staatsschr. I, 389 geschieht, da sie durchaus eigentümliche, staatsrechtliche oder politische, Argumente beibringen. So

lebhafteste ward darin die der Königin widerfahrene Behandlung als eine Verletzung aller Reichssatzungen, ja überhaupt der göttlichen und weltlichen Rechte dargestellt, wodurch die ganze Reichsverfassung, jedes Einzelnen Freiheit und Sicherheit, ja die gesamte Christenheit gefährdet, das Faustrecht in Deutschland wieder eingeführt und das Band der menschlichen Vernunft zerrissen worden sei. Unter feierlicher Wiederholung der früheren Proteste und Vorbehalte ward noch einmal alles, was beim Wahlgeschäfte vorgegangen, für ungültig, null und nichtig erklärt; nicht allein die unfreie, auf den Kurfürsten von Bayern ausgefallen sein sollende Wahl selbst, sondern auch die sogenannte Wahlkapitulation samt allen übrigen, aus der Quiescierung der böhmischen Stimme erwachsenen, unheilbaren Rechtsverletzungen und Nichtigkeiten. Noch häufigere, der Nachwelt kaum glaubliche Illegalitäten und Nullitäten hafteten indes an der wiederum unter anmaßlicher Ausschließung Österreichs erfolgenden Verlegung des Reichstags. Alles daher, was in den, dem äußerlichen Vernehmen nach zu Frankfurt vorgenommen werden wollenden, anderwärtigen Reichsberatschlagungen verhandelt oder vermeintlich beschlossen werden dürfte, sei nicht minder für widerrechtlich, ungültig, null und nichtig anzusehen. Dieser Wortschwall des Aufrufs verfehlte zunächst insofern seinen Zweck, als die Mainzer Direktorialgesandtschaft natürlich die Zumutung abwies, derartige Schriftstücke zur Diktatur am Reichstag und mithin zur Einfügung in dessen Akten

beruft sich die österreichische u. a. auf „die seit beinah 600 Jahren so teuer erworbenen, fast von Kaiser zu Kaiser mit öfterer Beistimmung des gesamten Reichs bestätigten . . . . . . Privilegia, vermöge welcher der Besitzer oder Besitzerin dieses Erzherzogtums sein sollte der allergeheimste Rat des römischen Reichs, also daß keine Sache, so in die Ewigkeit reicht, ohne sein Vorwissen beschlossen werden oder beschehen sollte“. Es ist hiernach auffallend, daß Droysen gerade da, wo er von diesen Protestationen spricht (a. a. O. II, 183), die Anmerkung (2) hinzufügt: „Es hätte nahe gelegen, an dieser Stelle an die angeblichen Privilegien zu erinnern, nach denen den österreichischen Landen eine Ausnahmestellung im Reich zustehe. Aber sie werden in den publizistischen Diskussionen dieser Zeit, so viel ich sehe, nicht erwähnt.“

entgegenzunehmen. Durch Zirkularreskript an die einzelnen Stände versandt und überdies durch den Druck gemein gemacht, erlangten sie dennoch wenigstens kein anerkanntes Dasein. Noch unschädlicher verlief der geradezu lächerliche Versuch der österreichischen Gesandten, auf eigene Faust zu Regensburg eine Art von Privatreichstag in Scene zu setzen. Ihre demonstrativen Soloversammlungen nahmen ein Ende, als der Kaiser der Stadt die Schließung der Sitzungssäle anbefahl. In nicht offizieller Stellung harrten die Herren von Palm und Plettenberg freilich nichtsdestoweniger dort aus, um gleichsam auf Vorposten im Reich den politischen Kampf der Wiener Regierung mit dem bayerischen Kaisertum fortsetzen zu helfen, der nunmehr, wie berührt, durch die Kommissionsdekrete Karls VII. in der Reichssicherheitssache neue Nahrung erhielt.

Mittels dieser Botschaften legte ja der Kaiser seinen dynastischen Zwist mit der Königin dem Reich ans Herz; einen Zwist, der lange vor seiner Erhebung zum Throne begonnen hatte und mit dieser rechtlich nicht zusammenhing, für dessen Austrag er jedoch nun seine oberherrliche Stellung, wenn auch in äußerst schüchternen Formen, auszunutzen gedachte. Er war weit davon entfernt, gegen die Fürstin, vor deren Waffen er aus seinem Erbland hatte weichen müssen, etwa mit der Reichsacht vorzugehen. Was ihn davon zurückhielt, war indes schwerlich allein das Gefühl seiner äußeren Machtlosigkeit, vielmehr wahrscheinlich auch die Einsicht, daß man selbst mit der inneren Begründung eines solchen Verfahrens nicht durchdringen werde. Nur also inkraft seiner Kaiserpflicht, den öffentlichen Frieden zu handhaben, wagte er, das Reich um Beistand anzusprechen. Und welch einer künstlichen Verdunkelung des wirklichen Hergangs bedurfte es nicht auch da, um den Schein zu erwecken, als träfe ihn selber gar keine Schuld an der Störung dieses Friedens! Er stellte seinen eigenen Einfall in die habsburgischen Lande als eine rechtmäßige Besitzergreifung dar, deren gewaltsame Weise ihm einzig durch den verstockten Sinn der Gegnerin aufgezwungen worden. In der vergeltenden Invasion seines Kurfürstentums aber, welches an sich durchaus nicht

beim Erbfolgestreite beteiligt sei, wollte er einen völlig unbefugten Übergriff des Widerstandes und somit erst den eigentlichen Beginn des Krieges erblicken. Er betonte ferner die Großmut und Mäßigung in der Ausführung seines Unternehmens, welches zumal dem übrigen Reiche vollkommen unschädlich gewesen, und wies dem entgegen auf den Übermut hin, mit dem Österreich jetzt den blutigen Kampf ins Herz des geliebten Deutschlands hineintrage. Er erklärte endlich, zur Schonung des edlen und tapferen deutschen Bluts ein Opfer bringen zu wollen, indem er gegen die Räumung Bayerns und eine billige Genugthuung für seine offenbaren Erbrechte Böhmen für diesmal aufzugeben bereit sei. Wie hätte man in Wien auf eine, gelinde gesagt, so einseitige Anklage schweigen können? Die kaiserlichen Kundgebungen erfuhren daher durch österreichische Zirkularnoten die keckste Entgegnung, welche zugleich umständliche Widerlegung und unumwundene Herausforderung in sich schloß. Der Frankfurter Hof aber ließ sich darauf nicht bloß zu litterarischer Replik herbei, die natürlich ebenfalls sofort in dreister Sprache Erwiderung fand: man erlebte das Außerordentliche, daß das vierte jener kaiserlichen Dekrete selber eingestandenermaßen zur Entkräftung der gegnerischen Beschuldigungen an die versammelten Stände erlassen ward [1]). Das hieß formell: der Kaiser verantwortete sich vorm Reichstage gegen eine deutsche Fürstin, welche beiden unverhohlen die legale Existenz abgesprochen.

Man darf freilich angesichts dessen keinen Augenblick verkennen, daß es sich in diesem Hader sachlich nimmermehr um den einfachen Gegensatz von beleidigter Majestät und frecher Empörung handelte. Aus jeder Zeile dieser österreichischen Reskripte und Staatsschriften sprang vielmehr sichtlich hervor, daß die Königin, indem sie dem Kaiser als solchem an die Krone rührte, nur eben in der Erregung ihrer Seele über die Grenzen einer sonst im höchsten Maße gerechtfertigten Verteidigung hinausging. Staatsrechtlich hielt sie unbedingt an

1) Dekret vom 22. September 1742, Histor. Sammlung II, 69 ff. alle einschlagenden Dokumente am besten ebd. S. 1 ff.

der Unanfechtbarkeit ihrer Erbfolge fest und berief sich deswegen auf die Garantie, welche vor zehn Jahren das Reich selbst, ohne der bayerischen Opposition zu achten, für die pragmatische Sanktion übernommen habe. Von völkerrechtlichem Standpunkt aus behauptete sie sodann, von Haus aus in unschuldiger Notwehr gegen unprovocierte Feindseligkeiten begriffen gewesen und deshalb nun von Gottes und Rechts wegen befugt zu sein, die Rache des Sieges so weit und so lange fortzutreiben, bis sie ihrerseits Entschädigung für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft errungen. Dem politischen Interesse schließlich, welches das Reich an der Herstellung der Ruhe innerhalb seines Gebietes hatte, stellte sie das nationale entgegen; und hiermit erst erreichte der Kampf der Geister seine wahre Höhe. Schon in den Verwahrungsurkunden war des Kaisers Abhängigkeit von Frankreich mit scharfen Worten gezeichnet, von einer französischen Diktatur in Reichssachen geredet, ja die Verlegung des Reichstags schlechthin darauf zurückgeführt worden, daß die fremde Willkür sich schmeichle, im nahen Frankfurt besser auszulangen. Jetzt ward Abscheu und Hohn in vollen Schalen ausgegossen über die selbstgeschmiedeten Fesseln Karls VII., über die Vaterlandsliebe dieses angeblichen Oberhaupts, auf dessen Ansuchen jene sogenannten Hilfsvölker herbeigekommen, um Deutschland zu verheeren, über die Verblendung, als beruhe das Heil des Reichs auf der glücklichen Rückkehr der bedrängten französischen Truppen an den Rhein. Dem gegenüber verhieß die Königin, nicht abzulassen, bis sie das Reich aus der verhängnisvollen Verbindung mit dem Auslande gelöst und auf lange Zeit, womöglich für immer, von den fremden Gästen befreit habe. Ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die Wohlfahrt des Vaterlands mit dem Gedeihen des Erzhauses allemal aufs engste verknüpft sei!

Es war in der That das alte Lied, das sich hier noch einmal in starken Tönen vernehmen ließ. Auf die Nachwelt kann es wenig Eindruck machen, da sie weiß, daß es nun zum letztenmal mit einigem Sinn erklang, daß noch die damalige Generation eine totale Umwandlung der deutsch-europäischen

Parteiverhältnisse mit anschauen sollte, daß nur vierzehn Jahre nachher dieselbe Tochter vom Erzhause die nämlichen fremden Gäste und andere, schlimmere dazu in das gleiche Vaterland einlud. Der deutsche Patriot von 1742 aber vermochte diese künftige Enttäuschung nicht zu ahnen; und sehr unzulänglich mußte ihm erscheinen, was man von bayerischer Seite gegen jene bitteren Vorwürfe einwandte. Da hieß es: Frankreich begehre nichts für sich; es habe ohne Kränkung oder Nachteil des Reichs, dessen Sicherheit dabei ausdrücklich gewährleistet worden, dem Kaiser vertragsmäßige Nachbarhilfe gebracht. Aus einer anderen, unerträglichen Dienstbarkeit gelte es dagegen die deutsche Freiheit zu erretten; besser ein Gleichgewicht der Kräfte bei gutem Einverständnis zwischen Haupt und Gliedern, als eine innere Übermacht, die ewiglich nichts als Mißtrauen und Unruhe stifte. Auch von drüben habe man fremdes Volk, und wie unbändiges gar! hereingezogen; welch ein Abstand zwischen der Mannszucht der Franzosen und dem Räubertum der Ungarn und Panduren! Erst mit diesem letzten Argument, so wenig es imstande war, die bayerische Politik von der Schuld des früheren und größeren Fehltrittes zu entlasten, erreichte der publizistische Wortwechsel den Punkt, von wo aus die doppelt elende Lage der Nation aufs deutlichste zu erkennen war. Von hier aus ward zugleich verständlich, warum das Reich, abgesehen von seiner verkommenen Verfassung, auch innerlich Bedenken trug, in dem forttobenden Kampf eine entschiedene Meinung kundzuthun. Der kühnste und stärkste seiner Fürsten, den das Schicksal dazu bestimmte, dereinst Panduren und Franzosen zugleich und nebenbei die Reichsarmee selber zupaaren zu treiben, hatte seine nationale Aufgabe jetzt noch nicht mit voller Klarheit durchschaut. Er stand, nachdem er Österreich-Ungarn geschlagen und Frankreich abgedankt, eine Zeit lang mit gekreuzten Armen seitabwärts. Während jedoch das Reich in seiner Gesamtheit schwieg, gerieten in desto peinlichere Verlegenheit diejenigen seiner Teile, denen das schwierige politische Dilemma räumlich unmittelbar auf den Leib rückte, die Stände und Kreise des zersplitterten Südwestens.

Daß die kleineren Territorien des bayerischen Kreises, zum Teil geradezu auf der Grenze zwischen Bayern und Österreich gelegen, in den Streit dieser beiden hineingerissen wurden, war wohl unvermeidlich. Wie Passau aus einer Hand in die andere ging, so sahen sich bald auch Salzburg und Berchtesgaden trotz ihres Geschreis in den Kriegsschauplatz aufgenommen. Die Bistümer Regensburg und Freising wurden, weil ihr Landesherr der Bruder Karl Alberts war, die Gebiete von Neuburg und Sulzbach, weil Kurpfalz an Bayern Hilfstruppen geliehen, von den Österreichern feindlich behandelt; denn Maria Theresia wollte die indirekte Teilnahme Dritter an einem Offensivkriege als völkerrechtlich harmlos nicht gelten lassen. Die Reichsstadt Regensburg dagegen blieb auf ihren Befehl unberührt, schon damit sie die Verlegung des Reichstags als thatsächlich unmotiviert bezeichnen könne. Zu merkwürdigen Debatten kam es indessen erst über die Haltung des schwäbischen Kreises. Dieser hatte, indem er mit den Franzosen seinen Neutralitätsvertrag einging, auch die in Schwaben zerstreuten vorderösterreichischen Landesteile in Sicherheit gebracht und meinte, deshalb um so mehr sich den Einbruch der Khevenhüllerschen Scharen verbitten zu dürfen. Allein den Unterschied, den man dabei machen wollte, zwischen dem unschädlichen Durchmarsch der französischen Hilfsvölker auf festgesetzter Straße zu bestimmtem Ziel, und der Invasion der Österreicher, die in siegreicher Verfolgung begriffen den Krieg selber mit sich hereinbrächten, erkannte die Königin durchaus nicht an. Sie erklärte, sie thue schon ein übriges, wenn sie, nachdem das Reich die Gewähr ihrer Erbfolge auf sich genommen, sich mit der bloßen Neutralität ihrer Mitstände begnüge. Dabei jedoch dürfe man ihren Feinden nicht mehr Recht einräumen, als ihr; zumal da sie selbst für die Erhaltung des Reiches kämpfe, Karl Albert samt seinen Franzosen für dessen Zerstörung. Die Frage kam, da Schwaben bald durch die preußische Diversion nach Mähren und sodann durch den Nachschub des Harcourtschen Corps von Kriegsgefahr befreit ward, im Jahr 1742 nicht zu praktischer Erledigung. Nur der fränkische Kreis, der denselben Stand-

punkt, wie der schwäbische, einzuhalten suchte, mußte erfahren, daß ein Reservelager von Gepäck und Pferden, das er den Franzosen bei Fürth einzurichten gestattet, ohne weiteres von Husaren überfallen ward. Desto heftiger aber ward theoretisch darüber hin- und hergestritten, und die Kreistage von Eßlingen und Nürnberg sahen sich ihrer ängstlich proklamierten Keinseitigkeit ungeachtet um die Wette von Zuschriften und Anträgen aus Frankfurt und Wien bestürmt. Die vornehmste Absicht beider Parteien ging zuletzt dahin, womöglich die alte Association der vier vorderen Reichskreise, die in den Kriegen gegen Ludwig XIV. im engeren Bunde mit dem österreichischen Kaisertum gute Dienste geleistet, im eigenen Interesse wieder zu beleben. Allein, was damals in ein und derselben Richtung gewirkt, die antifranzösische Politik des Hauses Habsburg und die Autorität des Reichsoberhauptes, fiel jetzt auseinander. Karl VII., der die letztere für sich geltend machte, gewann zwar den kurrheinischen Zirkel für sich, da neben Köln und Pfalz auch Mainz ihm noch entschieden anhing. Doch der oberrheinische Kreis sowohl wie der schwäbische und fränkische wichen der Mainzer Einladung vorsichtig aus, ohne sich freilich deshalb von Maria Theresia fangen zu lassen, welche sich auf den österreichischen Charakter der früheren Verbindung berief [1]). Der politische Mikrokosmos am Main und Neckar blieb also, gleich dem Reich im ganzen, zwischen den beiden einander entgegenwirkenden Anziehungen vorläufig in ratloser Schwebe. Einzig von der Kraft der Waffen ließ sich eine Hebung so vieler banger Zweifel erhoffen; allein das Jahr 1742 brachte es zwar zu einer gewissen Vereinfachung, nicht aber zu einer endgültigen Entscheidung der militärischen Situation.

Nach dem Frieden zu Breslau richteten sich aller Augen vornehmlich auf Prag, wo das flüchtige Heer des Marschalls Broglie sich bald von der Übermacht der nachsetzenden Feinde umringt sah. Die französische Regierung selbst war für den Augenblick ganz erfüllt von der einzigen Sorge, diese Truppen

1) Histor. Sammlung I, 264—376. 644—716.

so schnell und so heil wie möglich aus Böhmen herauszubekommen. Eben diesen Zweck verfolgte Fleury bei seinem demütigen Friedensangebot; er war bereit, den ungehinderten Abzug derselben nicht bloß durch die Rückgabe aller Besitzungen Österreichs, sondern im schlimmsten Falle selbst durch den Verzicht auf die anfangs geforderte Gegenkonzession der Räumung Bayerns zu erkaufen [1]). Nachdem jedoch die Königin jegliche Verständigung stolz, ja höhnisch von der Hand gewiesen, mußte man darauf denken, um jeden Preis Entsatz herbeizuschaffen. Das in Bayern aufgestellte Corps, in dessen Kommando jetzt Graf Moritz von Sachsen den unfähigen Harcourt ablöste, ward, schwach wie es war, durch Khevenhüller in Schach gehalten. Es blieb somit nichts übrig, als der folgenreiche Entschluß, jene niederrheinische Armee unter Maillebois, durch deren Aussendung einst Hannover zur Neutralität bestimmt worden, nunmehr in Eilmärschen nach Böhmen zu dirigieren. Bevor aber diese, rhein- und mainaufwärts ziehend, den weiten Abstand durchmessen konnte, geriet das seit Ende Juni völlig eingeschlossene Heer in Prag in die äußerste Bedrängnis. Jede Zufuhr ward durch die Belagerer abgeschnitten, an deren Spitze der Großherzog Franz in eigener Person erschien. Bald fing man drinnen an, täglich eine Anzahl Pferde zu schlachten, um zugleich das Futter zu sparen und die Leute zu nähren. Neben Broglie führte Belleisle den Befehl und verlieh der Verteidigung etwas von dem Schwunge seines Wesens, soweit nicht der alte Hader der beiden Marschälle auch jetzt noch allerlei Hemmnis schuf. Im August begannen die Österreicher die ernsthafte Beschießung. Die Franzosen begegneten ihr durch tapfere Ausfälle, wobei sie dem Feinde blutigen Verlust zufügten. Allein im großen ward dadurch nichts geändert; und da allmählich auch der Pulvervorrat auf die Neige ging, so schien eine Katastrophe unabwendbar, wäre nicht gerade noch zu rechter Zeit, Mitte September, das Heer Maillebois' wirk-

1) Belleisle an Amelot, 4. Sept. 1742 bei Ranke a. a. O. V, 26; genauer bei Droysen a. a. O. II, 19; vgl. Adelung, Staatsgesch. III, 1. S. 242 f.

lich in der Oberpfalz eingetroffen. Denn auf diese Kunde wandten sich die Österreicher, indem sie nur ein paar tausend Mann leichter Truppen vor Prag zurückließen, mit ihrer Hauptmacht nach Westen, um den neuen Gegner abzuwehren. Auch Khevenhüller ward deshalb mit dem größten Teil seiner Mannschaft übers Gebirge herangezogen, nachdem Trencks Panduren durch die Einnahme von Cham, das auf die schauderhafteste Weise verbrannt und ausgemordet ward, den Paß eröffnet hatten. Auf der anderen Seite vereinigte sich Maillebois mit Moritz von Sachsen, so daß die in jenen Gegenden gesammelte französische Macht gleichfalls auf mehr als 60000 Mann anwuchs. Alle Welt erwartete daher von den gegen einander konzentrierten Streitkräften eine durchschlagende Waffenthat und war nicht wenig erstaunt, als sie dennoch ausblieb.

So weit nämlich war es bereits mit der französischen Politik und Kriegführung gediehen, daß man weder in Versailles noch im Felde selbst zu einem rettenden Wagnisse mehr den Mut besaß. Den Weg nach Prag über den Leib des Feindes zu nehmen, dazu fühlte sich Maillebois, der sich überdies mit Moritz ebenso wenig vertrug wie Broglie mit Belleisle, weder äußerlich noch innerlich berufen. Statt dessen versuchte er wochenlang umsonst bald auf dieser, bald auf jener Straße an den Österreichern vorbeizukommen, die sich ebenfalls halb zaghaft, halb unentschlossen des für ihre Sache freilich weit minder gebotenen Angriffs enthielten. Das Ergebnis war, daß die stattliche Entsatzarmee nach einigen unbedeutenden Zusammenstößen Ende Oktober unverrichteter Dinge von Eger aus umkehrte, um in Bayern Winterquartiere zu beziehen. Auch der Großherzog lagerte sich darauf beobachtend an der Grenze und entsandte nur ein verhältnismäßig geringes Corps unter Lobkowitz wiederum gegen Prag. Von dort war Broglie, nachdem er seinerseits eine Zeit lang vergeblich die Verbindung mit Maillebois herzustellen gesucht, zuletzt mit einiger Begleitung durch Sachsen entkommen, um an Stelle jenes in Bayern den Oberbefehl zu übernehmen. Belleisle, des lästigen Gesellen entledigt, harrte dagegen in der böhmischen Hauptstadt aus in der Hoff-

nung, daselbst im Notfall einer abermaligen Einschließung Trotz bieten zu können. Allein als diese jetzt zur Thatsache ward, trat der frühere Mangel verstärkt durch den Einbruch eines ungewöhnlich harten Winters, bald in ähnlichem Maß hervor. Die in der Zwischenzeit zur Erbeutung von Lebensmitteln in die Umgegend unternommenen Züge hatten bei dem gründlich verheerten Zustande des Landes kein genügendes Resultat geliefert. Die durch Broglie in Aussicht gestellten Zusendungen aus Sachsen ferner blieben gänzlich aus, zumal da die von jenem in Leitmeritz zurückgelassene Besatzung durch Lobkowitz gefangen ward. Das zunehmende Elend und zugleich der ausdrückliche Befehl seiner Regierung nötigten daher Belleisle endlich, mit den 14000 gesündesten seiner Soldaten den Ausmarsch zu wagen; und er wußte alle Vorbereitungen so geschickt und so heimlich zu treffen, daß Lobkowitz, vollkommen überrascht, den Vorsprung von über 24 Stunden, den der Gegner gewonnen, nicht wieder einzuholen vermochte. Der berühmte Rückzug, von den Zeitgenossen prahlerisch als xenophontische Leistung gepriesen und allerdings ein Beweis für die Thatkraft Belleisles, begann in der Nacht zum 17. Dezember und führte in zehn Tagen bis nach Eger. Bald rechts, bald links von der geraden Straße, auf Umwegen durch Schnee und Eis, über Berg und Thal, nicht selten im Mondlicht, bei furchtbarer Kälte, eilten die durch Hunger längst entkräfteten Franzosen scheu dahin. Der zehnte Mann etwa sank ermattet zur Erde und ward, wenn er nicht zuvor erfroren war, von Husaren aufgegriffen oder von Bauern erschlagen. Viele andere erlagen noch hinterher in Eger oder auf dem weiteren Heimzuge nach Frankreich. Kurz vor Jahresschluß kapitulierte Prag mit dem meist aus Kranken bestehenden Rest der französischen Armee auf ehrenvolle Bedingungen. Eger allein, das am spätesten von den Franzosen erobert worden, blieb als letztes Stück von Böhmen noch bis zum nächsten Herbst in ihrer Gewalt. Maria Theresia brachte es doch nicht über sich, die durch Lobkowitz eigenmächtig versprochene politische Amnestie vollständig gutzuheißen, doch hielt sie in der Bestrafung der Untreue immerhin Maß.

Im Mai erschien sie zur prächtigen Krönungsfeier persönlich in Prag. Belleisle, aufs neue von Hüftweh gepeinigt, empfing indessen in Frankfurt als Schmerzensgeld von Spanien das goldene Vlies und vom Kaiser gar den Reichsfürstentitel; daheim aber wartete sein der Spott der Pariser und die Verlegenheit des Hofes. Man berechnete, daß Frankreich in den anderthalb Jahren des deutschen Krieges bisher im ganzen etwa 70 000 Mann zugesetzt habe, nicht zu gedenken des vergeudeten Geldes und des verlorenen Rufs. Von solchen Bildern umdüstert, schloß Ende Januar 1743 beinah neunzigjährig der vormals glückliche Fleury die müden Augen [1]).

Wie unendlich viel mehr auch die Österreicher bei eigener Anstrengung solchen Feinden gegenüber hätten erreichen können, so hätte in der Rückerwerbung Böhmens an sich trotzdem ein auch für den Ausgang des ganzen Kriegs bedeutender Erfolg gelegen, wäre derselbe nicht an einer anderen Stelle durch einen entsprechenden Nachteil beinah wieder aufgewogen worden. Gerade das nämlich, worum es ihnen am wenigsten zu thun gewesen, hatten die Franzosen indirekt durch den Mailleboisschen Zug bewirkt: die Befreiung Bayerns. Doch hatten dazu noch andere Momente beigetragen. Auch der Kaiser hatte sich neu zu rüsten versucht, indem er die unbeschäftigten Regimenter einzelner Reichsfürsten gegen Erteilung von Privilegien oder Anwartschaften, sowie gegen Besoldung aus französischen Mitteln in seinen Dienst zu übernehmen anbot. Die wenigsten der kleinen Höfe freilich hatten Lust, darauf einzugehen; doch bildeten schon die 6000 Mann streitbarer Hessen, die ihm in Kassel bewilligt wurden, eine höchst erwünschte Ergänzung seines dürftigen Heeres [2]). Noch wichtiger war der Wechsel im Kom-

1) Vgl. Arneth, Maria Theresia II, 90 ff. 220 ff. Histor. Sammlung I, 523 ff. und Addenda; Hist. d. m. temps, p. 283; „Leben und Thaten C. L. A. Fouquets von Belleisle" (Bremen 1743), S. 638 ff. Österr. militär. Zeitschr. 1828 IV, 278. Denkschr. Maria Theresias, S. 331.

2) Droysen a. a. O. I, 482. Polit. Korresp. II, 64. 129. 131; vgl. C. Frhr. v. Beaulieu Marconnay, „Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach" (Leipzig 1872), S. 134.

mando. Törring ward an den Hof zurückberufen und durch den Grafen Seckendorff ersetzt, der unter minder auffallenden Umständen, als Schmettau, jedoch ebenfalls nicht ohne mit den Erinnerungen eines langen Lebens zu brechen, das ihm freilich zuletzt ziemlich undankbare Österreich verließ, um es als Reichsmarschall des bayerischen Kaisertums zu bekämpfen. Seckendorff fand viel zu klagen über die Qualität seiner zusammengewürfelten Truppen, über die Knappheit des Geldes und der Nahrung; allein er wußte die günstige Gelegenheit flugs zu ergreifen, die sich ihm durch den Abzug Khevenhüllers nach Böhmen darbot. Der mit unzureichender Mannschaft in Bayern verbliebene Bernklau mußte vor ihm hinter Isar und Inn zurückweichen und vermochte nur Passau und Schärding im östlichen Winkel des Landes zu behaupten. Mit inniger Freude begrüßte die Bevölkerung die Fahne der angestammten Herrschaft; Karl Albert brannte vor Ungeduld, nach München zurückzukehren, was ihm Seckendorff freilich zunächst noch widerriet [1]. Ein bei weitem höheres Interesse wohnte der eingetretenen Wendung jedenfalls im Hinblick auf die allgemeine Lage bei. Man hätte einzig noch Eger gegen das Hausruckviertel auszutauschen brauchen, so war der alte Zustand des Besitzes gegenseitig hergestellt. Der Friede schien also gleichsam mit Händen zu greifen für die, welche ihn ernstlich haben wollten; er ist nach Jahren ferneren Blutvergießens fast so geschlossen worden, wie er damals möglich war. Nicht so leicht jedoch waren die einmal entfesselten Leidenschaften wieder zur Ruhe zu bringen. Ein Rückschlag, nicht minder heftig als der Schlag gewesen, drohte zunächst die Gleichgewichtslage in entgegengesetzter Richtung zu stören.

Der denkwürdige Glückswechsel des Jahres 1742 rief allmählich eine ebenso vollkommene Umkehr der Gesinnung beiden streitenden Parteien in Deutschland, ja in Europa hervor. Wie der Ehrgeiz Karls VII. zur Resignation herabgestimmt worden, wie die vordem so hochfliegenden Entwürfe Frankreichs

1) Lebensbeschreibung des Feldmarschalls v. Seckendorff II, 292 ff.

mit gelähmten Schwingen als bescheidene Wünsche am Boden wandelten, so hatte nun Maria Theresia ihre Seele mit aggressiven Gedanken erfüllt, so war es jetzt England, das sich an dem Traum erletzte, den Wettlauf nach dem Ziele der Weltherrschaft ein- für allemal zu seinen Gunsten entscheiden zu können. Schon äußerlich stach gegen den kümmerlichen Zustand des Frankfurter Hofes die frohe Lebenslust gewaltig ab, in der sich fortan die Wiener Gesellschaft und an ihrer Spitze die Königin selber bewegte. Auf Karussells und Bällen glänzte sie voran; Graf Sylva-Tarouca glaubte ein Übermaß von Festlichkeiten rügen zu müssen; indessen auch unbestellte Warner nahmen an dem wilden Reiten Anstoß, an welchem das raschentwickelte Talent der mutigen Frau Geschmack gefunden [1]. Doch war es keineswegs bloß aufschäumendes Temperament, wodurch sie jetzt auch politisch spornstreichs fortgerissen ward; ihrem Eroberungsgelüste lag vielmehr eine sehr bestimmte Idee, wie sie meinte: sogar von konservativer Art, zugrunde. Das Prinzip der pragmatischen Sanktion, wie man es in Wien verstand, war im Breslauer Frieden durchbrochen worden. Maria Theresia fand sich mit diesem betrübenden Faktum ab, indem sie die buchstäbliche Auslegung jenes Prinzips mit einer freieren vertauschte. Die Erhaltung der habsburgischen Monarchie in unverstümmelter Gestalt schien ja gewissermaßen auch dann erreicht, wenn man für das verlorene Schlesien Ersatz in Bayern fand. Der große Plan, der schon in den Tagen des spanischen Erbfolgekriegs der politischen Phantasie Österreichs vorgeschwebt, den sie alsdann fast ein Jahrhundert hindurch selten völlig wieder loszuwerden vermochte, ward diesmal gleichsam von der Gerechtigkeit selbst empfohlen. Gelang es, ihn durchzuführen, das alte Stammherzogtum seinen abgezweigten Marken wieder anzugliedern und so das Donaureich stromaufwärts dem Wesen nach zu vollenden, so war für allezeit das Schicksal Süddeutschlands und mithin zum guten Teil das Geschick des Reiches

1) Karajan, Sylva-Tarouca, Anhang, S. 10; Capello bei Arneth, Relationen, S. 283; Arneth, Maria Theresia II, 192 ff.

überhaupt besiegelt. Eine Konsequenz, die gleich damals ohne Zweifel mit Bewußtsein ins Auge gefaßt ward; denn auf den Wiedergewinn der Reichsherrschaft legte die Königin den höchsten Wert. Einzig als Episode wollte sie sich allenfalls das Kaisertum Karls VII. gefallen lassen; die Wahl ihres Gatten zum römischen Könige neben jenem bildete einen weiteren Bestandteil ihres neuen Programms. Allein auch damit nicht genug. Wenn es denn einmal zur Entschädigung kam, so waren noch ältere Verluste, als der Schlesiens, wieder gut zu machen. Hatte nicht Österreich, recht eigentlich um der pragmatischen Sanktion willen, schon seit 1733 so manche Einbuße in Italien, in Lothringen, im Osten erlitten? Und hatte sich nicht soeben offenbart, wie gefährlich für die Freiheit Deutschlands und die Ruhe Europas jede solche Schwächung Österreichs sei? Diesen Grundpfeiler der politischen Weltordnung stark zu erhalten, eben das war der innerste Zweck des karolinischen Hausgesetzes gewesen. Ersatz also auch für die früheren Opfer, Ersatz natürlich aus dem Raubschatz der europäischen Störenfriede, Rückgabe von Neapel und Lothringen, und zudem Abtretung anderer bourbonischer Gebiete, um Karl Albert, sobald er in Bayern entwurzelt, auf neuer Scholle anzupflanzen![1])

Von diesen weit ausgreifenden Projekten waren indes, wie sehr dabei auch immer der Name Österreichs im Vordergrunde stand, in Wahrheit kaum die Grundlinien österreichischen Ursprungs; die vornehmste Anregung dazu hatte vielmehr im ganzen wie im einzelnen die britische Politik gegeben. Denn eben durch die Siege und Eroberungen seines alten Alliierten wollte England, das für sich selbst auf dem Kontinent keinen unmittelbaren Gewinn begehrte, sein eigenes Weltregiment zur See auf indirektem Wege begründen. Lord Carteret hatte deshalb schon beim Abschlusse des Breslauer Friedens den Wiener Hof durch die Aussicht auf anderwärtige reiche Vergütung der Cession Schlesiens zu beruhigen gesucht. Das

1) Arneth a. a. O. II, 79 f. 114 f. 201 ff. — Besonders charakteristisch der Erlaß an Khevenhüller vom 18. Januar 1743. Österr. milit. Zeitschr. 1818 II, 242 ff.

Parlament bewilligte 1742 zur Unterstützung der Königin von Ungarn aufs neue eine halbe Million Pfund. Im Sommer dieses Jahres wurden 16000 Mann englischer Hilfstruppen nach Flandern übergesetzt, und im Herbst, als durch den Abzug Maillebois' die Straße frei geworden, ebenso viele Hannoveraner nebst 6000 Hessen, beide in britischem Solde, gleichfalls nach Belgien gezogen. Überdies machte man die äußersten diplomatischen Anstrengungen, um die behutsame Schwerfälligkeit der Holländer zu entsprechenden Leistungen zu bewegen. Dafür verlangte nun aber England von Maria Theresia auch die eifrigste Fortsetzung des Kampfes gegen die Bourbonen; ja es schrieb ihr geradezu die Preise vor, die sie dabei zu erringen habe. Auch auf der pragmatischen Seite trat jetzt eine Art von Belleisle auf in der Person des fast siebzigjährigen Grafen Stair, welcher die Idee der vollständigen Niederwerfung Frankreichs von den Tagen Marlboroughs her mit der glühenden Konsequenz eines schottischen Geistes in sich gehegt hatte. Zum Befehlshaber jener in den österreichischen Niederlanden versammelten englisch-hannöverischen Hilfsarmee bestimmt, bemühte er sich zugleich als Gesandter im Haag, die Generalstaaten durch philippische Reden im Namen der Freiheit Europas gegen Frankreich aufzumahnen. Er verstieg sich zu dem Plane, dem letzteren die sämtlichen Erwerbungen, die es seit zwei Jahrhunderten im Osten gemacht, zu entreißen. Belgien sollte bis an die Somme erweitert werden; Lothringen mit den drei Bistümern, das Elsaß und die Franchecomté, zu einer neuen Barriere des Reichs vereinigt, als Ersatz für das an Österreich abzutretende Bayern dem Kaiser zufallen, der sich zu diesem Ende den Feinden Frankreichs beigesellen müsse. Auch auf Friedrichs thätigen Anteil an dem gemeinsamen Kriege zählte der sanguinische Lord und suchte ihm dazu Lust zu machen, indem er ihm eine Vergrößerung nach dem polnischen Preußen hin nahelegte. Kein einziger aber von den deutschen Höfen, auf deren Mitwirkung Stair seine politischen Luftschlösser baute, gewährte diesem in seiner Gesinnung eine zuverlässige Grundlage. Der Kaiser war bereit, sich von den Franzosen friedlich

zu trennen; ja er hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn etwa Lothringen für seinen angestammten Herzog wieder erobert werde. Er selber jedoch wollte weder diese, noch irgendwelche andere französische Provinz zueigen erhalten. Mit persönlich richtigem Ehrgefühl erklärte er sich ebenso außerstande, gegen Frankreich, seinen Wohlthäter, ohne rechtlichen Anlaß das Schwert zu ziehen, wie sein bayerisches Land und Volk für fremdes Gebiet in Tausch dahinzugeben. König Friedrich spottete, wie sich von selbst verstand, der schimärischen Natur der Stairschen Entwürfe; allein sogar in Österreich war man keineswegs durchweg erbaut davon. Bartenstein, wie immer voller Abneigung gegen die englische Vormundschaft, ließ sich zu dem übertriebenen Urteil hinreißen, die Königin sei jetzt so abhängig von England, wie Karl VII. von Frankreich. Maria Theresia selbst vermißte vor allen Dingen die zu so hochklingenden Worten im richtigen Verhältnis stehenden Thaten. Der Marsch auf Paris von Flandern aus, mit dem sich Stair getragen, unterblieb; in Holland war noch kein Ergebnis der Unterhandlung wahrzunehmen. Friedrich von Preußen schloß einen Defensivtraktat mit England, worin er sich Schlesien garantieren ließ; aber er dachte nicht daran, sich dabei gegen Frankreich engagieren zu lassen. Daß Karl Albert sich freiwillig aus den französischen Fesseln lösen werde, schien der Königin ein- für allemal undenkbar. Nicht mit ihm, sondern wider ihn glaubte sie das Stairsche Programm durchfechten zu müssen, soweit dessen Ausführung zum spezifischen Vorteil Österreichs gereichte [1]).

Die abermalige Eroberung Bayerns bildete demgemäß natürlich den nächsten Vorsatz der Wiener Politik für das Jahr 1743; daran aber sollte sich ein Feldzug direkt gegen Frankreich in der Richtung auf den Oberrhein schließen. Die seit dem vorigen Frühling vertagte Frage nach der militärischen Be-

1) Arneth, ebd. Ranke a. a. O. V, 21 f. Polit. Korresp. II, 240 f. 261 ff. Adelung, Staatsgesch. III, 1. S. 128 f. 151 ff. 186 f. 202 f. 266 f. Heigel, Korrespondenz Karls VII., Münchener Akademie, histor. Klasse XIV, 1. S. 108 ff.

handlung der übrigen süddeutschen Territorien drängte sich daher aufs neue zur Entscheidung auf, und Khevenhüller empfing im Januar deswegen eine geheime Instruktion, welche den eigensüchtigen Geist der österreichischen Ansicht der deutschen Dinge ungeniert hervorkehrte. Von der Verfassung und Haltung der Kreise als solcher war dabei nicht mehr die Rede; lediglich das Benehmen, ja die bloße Tendenz der einzelnen Reichsstände an sich ward in Betracht gezogen. Und zwar unterschied man bei diesen drei Kategorieen: widriggesinnte, wankelmütige und devote, jenachdem sie entweder Bayern offen, besonders durch Gestellung von Hilfstruppen, unterstützt, oder ihm doch unter der Hand mehr als neutrale Aufmerksamkeit erwiesen hätten, oder endlich im Herzen gut österreichisch verblieben und allein durch die feindliche Obmacht zurückgehalten wären, solches nach Wunsch an den Tag zu legen. Unter der letzten Abteilung, der durchaus kein Anlaß zu gegründeter Beschwerde gegeben werden sollte, begriff man die Masse der kleinsten, insbesondere die Reichsprälaten und Reichsstädte, außerdem namentlich Kurtrier, die Bistümer Eichstedt und Augsburg und von weltlichen Fürsten Darmstadt, Ansbach und Nassau-Dietz. Zur mittleren Klasse, der man, sei es in Hoffnung auf ihre Besserung, sei es aus notwendiger Rücksicht auf andere, mit einer gewissen Schonung begegnen wollte, zählte vor allen Mainz, wo der alte Kurfürst, seinem Ende sichtlich nah, seit kurzem eine unverkennbare Rückwendung nach der Seite Österreichs vollzog. Die bevorstehende Eventualität einer Neuwahl gebot hier doppelt, was sich übrigens den Stiftern gegenüber allgemein empfahl, auch die selbständige Bedeutung des Kapitels ins Auge zu fassen. Eben um seiner Domherren willen beschloß die Wiener Regierung auch mit Friedrich Karl von Bamberg-Würzburg noch Geduld zu haben, obwohl sie ihm im stillen, ungeachtet der Treue seines Bruders von Trier, den schädlichsten Einfluß im fränkischen Kreise, am Reichstage zu Frankfurt, ja selbst bei der römischen Kurie zutraute. Der Bischof, der größte Staatsmann unserer Zeit, wie ihn der Reichsbürger bewundernd nannte, der zweite Fleury, wie sich Belleisle ausdrückte, bekannt als bekehrungseifriger

Katholik, hatte sich fein und klug als Reichsvizekanzler weiland Karls VI. emporgearbeitet und gab sich auch jetzt noch im Vertrauen für gut österreichisch aus Erkenntlichkeit und Patriotismus. Allein die hochfahrende Behandlung, die er im Gegensatz zu den Schmeicheleien des kaiserlichen Hofes vom Wiener Ministerium erfuhr, versetzte ihn in eine Stimmung, die zuweilen über seine Grundsätze den Sieg davontrug, so daß er am Ende beiden Teilen verdächtig ward. Als Muster seines Standes, wofür er allgemein galt, lieferte er so zugleich den deutlichsten Beweis, in wie schwieriger Lage sich das Reichsfürstentum dermalen überhaupt befand. Von dem dritten der Schönbornschen Brüder, Kardinal Hugo Damian von Speyer und Konstanz, erwartete man in Wien, daß er sich einfach nach seinem Interesse richten werde. Bayreuth war leider Preußens wegen nur mit sanfter Hand anzufassen; Württemberg, das seine Prinzen zur Erziehung an den Berliner Hof geschickt, ward doch daheim während der vormundschaftlichen Regierung von Ministern gelenkt, mit deren gegenwärtiger Richtung sich Österreich allenfalls zufrieden erklärte. Ja sogar aus der Klasse der eigentlichen Helfer Karls VII., gegen die im allgemeinen die Strenge des Kriegsrechtes walten sollte, ward wenigstens Hessen-Kassel zu milder Behandlung bestimmt, einmal wegen seiner Verschwägerung mit England und sodann, weil es, abenteuerlich genug, zu der für Maria Theresia gesammelten britischen Armee die gleiche Anzahl an Mannschaft wie zur kaiserlichen geliefert hatte. Köln hoffte man noch von Bayern abziehen zu können; schon hielt die englisch-hannöverische Diplomatie der französischen am Bonner Hofe wieder die Wage, und Klemens August vermochte es überdies persönlich nicht zu verwinden, daß ihm sein kaiserlicher Bruder die Hofsitte der Kniebeugung nicht erlassen hatte. Mit ganzer Schärfe gedachte man dagegen wider Kurpfalz vorzugehen, wo der junge Karl Theodor von Sulzbach, der soeben das Regiment überkommen, keine Neigung zeigte, die gesamt-wittelsbachische Politik seines Vorgängers zu verlassen. Wie früher Neuburg, so sollten künftig auch die Kurlande mit Kontributionen heimgesucht werden, um

damit alsdann in den befreundeten Territorien die Quartiere zu bezahlen. Zudem bot der pfälzische Besitz von Jülich-Berg Gelegenheit, diesem Gegner — ebenso, wie zu besserem Antrieb auch dem Kölner Herrn — noch von einer anderen Seite wirksam beizukommen [1]).

Denn eben jetzt ward nach langem Hin- und Herhandeln zwischen Wien und London endlich der Entschluß zu einem zweiten, gemeinsamen Kriegszug ins Reich gefaßt, der von Belgien aus zunächst die niederrheinischen Gebiete treffen mußte. Zu jenem Einfall ins nördliche Frankreich, wie ihn Lord Stair vorgeschlagen, fühlte man sich nämlich nicht stark genug ohne Mitwirkung der Holländer, deren nun endlich günstiger lautende Resolutionen doch zu praktischer Ausführung noch geraume Zeit erforderten. Da jedoch Maria Theresia damit drohte, bei längerer Unthätigkeit der Engländer zu deren Beschämung ihre eigenen niederländischen Regimenter unterm Kommando des Herzogs von Arenberg allein vorgehen zu lassen, so stellte Lord Carteret, zugleich aus Scheu vor der spöttischen Kritik seiner heimischen Widersacher, die in Belgien zusammengezogenen Briten, Hannoveraner und Hessen der Königin als Hilfsvölker zur Vertreibung der Franzosen aus Deutschland zur Verfügung; ein Akt, zu dem nach der Entfernung Maillebois' von den Grenzen Hannovers kein großer Wagemut gehörte. Die pragmatische Armee, wie die unter Arenberg und Stair vereinigten Kontingente nunmehr genannt wurden, erhob sich also im Februar 1743, zwischen 40- und 50000 Mann an Zahl, aus

1) Die Beilage 2 des Erlasses an Khevenhüller vom 18. Januar 1743, welche dies für die deutsche Geschichte interessante Detail enthält, ist in der Österreichischen militär. Zeitschrift a. a. O. als „wenig bedeutend" nicht mit abgedruckt worden; sie findet sich unter Kopieen aus dem Wiener Kriegsministerialarchiv, welche das Staatsarchiv zu Breslau besitzt. Die Charakteristik des Bischofs von Würzburg stammt größtenteils aus einem Berichte des englischen Gesandten Villiers an das hannöverische Ministerium, d. d. Mainz, 14. April 1743 (Hann. Arch.). Vgl. Loen a. a. O. II, 273; Heigel, Österr. Erbfolgestreit, S. 63; Ennen, Stadt und Kurstaat Köln II, 228 f.

den Winterquartieren, welche die Hannoveraner bereits ohne Rücksicht auf die Klagen des Bischofs im Lütticher Gebiete genommen hatten, und lagerte sich vorerst auf einige Wochen von der Eifel bis zum linken Rheinufer. Im preußischen Geldern und Cleve trat man leise auf, und die für den Durchlaß liquidierten Summen wurden voll bezahlt; auch die Reichsstadt Aachen erfuhr noch glimpfliche Behandlung. Aber im Kölnischen wurden mancherlei Übergriffe den Mannschaften um so eher nachgesehen, als man dadurch den Erzbischof einschüchtern und zum mindesten bei strikter Neutralität erhalten mochte. Die englischen Soldaten, stattliche Figuren in Scharlach, wohlversehen mit Waffen und Geld, von einem erstaunlichen Troß von Weibern und Kindern begleitet, trieben sogar mit den katholischen Institutionen allerhand ketzerischen Mutwillen, was sich an Hilfstruppen des Wiener Hofes gar sonderbar ausnahm. Mit wahrem Vergnügen indes versetzte man das Land Jülich in Drangsal; und dabei hatten die Österreicher selbst die formelle Anzeige des Einmarsches durch ein Requisitionsschreiben an den Kurfürsten von der Pfalz geflissentlich unterlassen. Die Geschädigten erfüllten natürlich sofort das Reich mit ihrem Wehgeschrei. Allein auch die mittleren und oberen Gegenden des westlichen Deutschlands zeigten sich aufs tiefste aufgeregt durch das Vorgefühl ähnlicher oder schlimmerer Bedrängnisse. Denn auch ihnen verkündete Maria Theresia den künftigen Besuch ihres Hilfsheeres; und da man ebenso von Frankreich neue Anstrengungen gewärtigte — es hieß, dieser Staat werde im Frühjahr außer seiner bayerischen Armee 160000 Mann zum Schutze seiner Ostgrenzen auf die Beine bringen —, so schienen gerade die vorderen Reichskreise zum Schauplatz eines nun erst recht unabsehbaren Krieges der Fremden von hüben und drüben bestimmt zu sein [1]).

1) Hierfür wie im folgenden für 1743 überhaupt sind vornehmlich die Reichsakten des hannöverischen Archivs benutzt worden. Vgl. Ennen a. a. O. II, 236 ff.; Loen a. a. O. II, 292 ff.; Hist. Sammlung II, 795 ff.

In der That erstieg mit der Eröffnung dieses pragmatischen Feldzugs, noch bevor es selbst zu den befürchteten blutigen Konflikten kam, die politische Verwirrung in Deutschland den höchsten Gipfel. Die Masse von diplomatischen Lügen und scheinrechtlichem Dunst, womit nun beide Parteien um die Wette gleichsam die Luft verfinsterten, war nicht imstande, diese Thatsache zu verhüllen. Was hatte die nationale Meinung an Karl Albert anders zu tadeln gehabt, als daß er unter dem gleißenden Namen von Hilfsvölkern die Heere des Auslands auf den Reichsboden gerufen? Selbst diejenigen indes, welche über die undeutsche Nationalität der transleithanischen Scharen Österreichs hinwegsahen, weil diese ja wirklich nur als unselbständige Diener am Streite teilnahmen, mußten jetzt mit Bestürzung Maria Theresia der nämlichen Sünde zeihen wie ihren Gegner. Auch erklärten die Minister und Gesandten, die Agenten und Lohnschreiber von Wien und London selber geradehin, daß eben, was dem einen recht, dem anderen billig sei. Habe das Reich sich den Einmarsch der Franzosen als sogenannter Auxiliartruppen gefallen lassen, so dürfe es auch nicht murren, wenn nun die Engländer und bald vielleicht die Holländer in gleicher Eigenschaft sein Gebiet verletzten. Alsdann aber fügte man selbstgerecht hinzu, daß zwischen diesen und jenen Fremdlingen denn doch ein großer Unterschied bestehe. Frankreich sei bekanntlich der geschworene Feind des Reichs, der von dessen Zergliederung lebe. Ganz anders die Seemächte; Britannien zumal sei Deutschlands geborener Freund und bewährter Schützer. Man hätte den Tag von Höchstädt aus dem Gedächtnis tilgen müssen, um diesem Satz eine gewisse historische Berechtigung abzusprechen; wiewohl auch damals wie allezeit der englische Kampf auf dem Blachfelde des Festlands in erster Reihe den Wogen des Ozeans gegolten. Allein, wie willkommen es den Deutschen hätte sein müssen, wenn England durch rechtzeitiges Auftreten in solcher Rolle anderthalb Jahr früher die französische Invasion hintertrieben oder doch in ihren Anfängen unterdrückt hätte: jetzt diente sein verspätetes Erscheinen im Gegenteil dazu, den zurückgeschlagenen Angriff

künstlich wieder aufzureizen. Es war doch wohl mehr klug als großmütig, dem Schwächeren in dem Augenblicke beizuspringen, wo er zum Stärkeren geworden. Die pragmatische Sanktion war, soweit sie einen für Deutschland heilsamen Zweck in sich schloß, bereits gerettet, ehe die pragmatische Armee sich in Bewegung setzte. Das eigentümliche Beiwort, welches diese zum Feldzeichen erkor, half in Wahrheit nur den egoistischen Ehrgeiz Georgs II. sanktionieren.

Denn dieses Fürsten Stunde war nun wirklich herbeigekommen. Die Umkehr der Dinge zu vollenden, genügte es nicht, daß Karl Albert, Fleury und Belleisle in der Offensive durch Maria Theresia, Carteret und Stair abgelöst wurden. Noch war in der gesamtdeutschen Politik ein Platz frei geworden durch den Rücktritt Friedrichs von Preußen; und eben diesen beeilte sich Georg mit seinem geliebten Hannover, so gut es anging, einzunehmen. Die ungemeinen Kontraste, welche dabei zwischen den Tendenzen und Handlungen des einen und des anderen gleichwohl ans Licht traten, schrieben sich, abgesehen von der persönlichen Verschiedenheit beider Männer, vornehmlich von der internationalen Zwitterstellung des Welfen her, wodurch die Verzerrung der damaligen politischen Lage in der seltsamsten Weise gesteigert ward. Da er früher, im Moment der Gefahr für sein Erbland, in dessen Namen Neutralität gelobt und als Kurfürst Karl VII. mit auf den Thron erhoben hatte, so erhielten seine hannöverischen Gesandten jetzt den strengsten Befehl, den Beschwerden des Kaisers wie der einzelnen Reichsstände gegenüber aufs schärfste zu betonen, daß der pragmatische Feldzug eine rein englische Angelegenheit sei und bleibe. Jene 16000 Hannoveraner dienten dabei, wie die Opposition im Parlamente mit treffendem Hohn hervorhob, als gutbezahlte Mietlinge der britischen Nation. Weder die ausgesuchte Schönheit ihrer Erscheinung und Kleidung, wogegen ihre Trunksucht und Wildheit freilich unangenehm abstach, noch der junkerhafte Dünkel ihrer Offiziere vermochten zu hindern, daß sie von den eigenen englischen Kameraden als Leute zweiter Klasse behandelt wurden. Ihr reicher Kriegssold

und die Ehre, welche ihr Landesherr nichtsdestoweniger im Felde mit ihnen einzulegen hoffte, bildeten somit fürs erste den einzigen Gewinn, der für Hannover an sich bei dem Zuge abzufallen schien. Den heißen Wunsch wenigstens nach Erweiterung seines heimischen Gebiets mußte Georg gerade jetzt vorsichtig in seinen Busen verschließen. Dennoch hat er auch von seinem kurfürstlichen Standpunkt aus eben diese deutsche Expedition mit Behagen eingeleitet und zu seinem Nutzen verwandt. Nicht die spezielle Absicht, welche man dem pragmatischen Unternehmen in gegnerischen Kreisen unterlegte, dem Reiche die römische Königswahl des Lothringers aufzunötigen, vielmehr ganz generell die halb kriegerische, halb friedliche Neuordnung Deutschlands und im Zusammenhange damit die Erhebung Hannovers zu maßgebender Stellung inmitten eines festen Anhangs ergebener Mitstände: solche Ziele schwebten zu Anfang 1743 Georg II. persönlich vor.

Auch diplomatisch wuschen zu diesem Behuf die hannöverische und die großbritannische Hand einander. Nachdem den Winter über Korrespondenz und Zuspruch der kurfürstlichen Räte und Botschafter Georgs bei den mittleren und kleineren Reichsgenossen das sogenannte gute System zu begründen versucht, begab sich zum Ausbau desselben im Frühling der englische Gesandte in Dresden, Villiers, nachdem er mit dem Wiener Hofe Rats gepflogen, auf eine Rundreise durch Franken, Schwaben und Rheinland. Für den Gang der Reichstagsgeschäfte war es von besonderem Werte, daß sich Mainz von Tag zu Tag gefügiger an Hannover angeschlossen. Mit dem Kaiser sprang man natürlich desto rücksichtsloser um. Nicht allein die im Hannöverischen selber durch seine Sendlinge angekauften Pferde wurden unterm Vorwand eigener Remonte zurückgehalten, auch den in Oldenburg, Holstein und Hildesheim erstandenen ward der Durchpaß verweigert. Den Händlern gab man den boshaften Rat, sie möchten durch Lieferung an Maria Theresia ihren Schaden wettmachen. Selbst gegen die Diktatur jener rebellischen Verwahrungsurkunden Österreichs, worauf die Königin wieder und wieder beim Reichserzkanzler

antrug, hatte Hannover nichts als Zweifel an der Zweckmäßigkeit des Schrittes einzuwerfen. Nicht lange, so vernahm man öffentlich zur Antwort auf die Rüge der Neutralitätsverletzungen der pragmatischen Armee aus dem Munde des hannöverischen Ministeriums eine Verteidigung in wahrhaft wienerischem Stil: es sei dem kaiserlichen Hofe beinah zur Gewohnheit geworden, alle und jede Gelegenheit bei den Haaren herbeizuziehen, um die Königin und ihre Alliierten mit den härtesten und gehässigsten Aufbürdungen und Verunglimpfungen unverschuldeterweise zu beladen [1]). Georg II. hielt es eben an der Seite Maria Theresias gar nicht mehr für der Mühe wert, dem Kaiser seiner allerdings unfreiwilligen Wahl die mindeste Achtung zu bezeigen, seitdem der einzige Beschützer Karls VII., den Hannover im stillen fürchtete, auf die leichteste Art von der Welt, durch Unterhandlungen und Abstimmungen, aus dem Felde geschlagen worden.

Das eine Gute nämlich hatte die Einmischung Englands in die deutschen Begebenheiten anfangs gehabt: sie brachte Friedrich II. wieder in lebendige Berührung mit ihnen. Er hatte auch nach dem Breslauer Frieden gerade dem Kaiser ein aufrichtiges Mitgefühl bewahrt; in hilfreiche Handlungen jedoch konnte er dies nicht umsetzen, wenn er sich nicht aufs neue in einen Krieg verwickeln wollte, dessen ganze Last er dann wiederum allein, und diesmal ohne das geringste Interesse seines eigenen Staates, hätte tragen müssen. Zu noch größerer Zurückhaltung bewogen ihn die fortwährenden Unfälle der französischen Waffen. Allein, wenn infolgedessen sein Respekt vor der damaligen Haltung der Vormacht des Kontinents noch tiefer sank, so war ihm doch andererseits der in Deutschland leidenschaftlich hervorbrechende Franzosenhaß, von dessen Energie er sich auf einer Aachener Badereise persönlich überzeugte, vollkommen unbegreiflich. Nicht etwa, weil er selber bei diesem

1) Adelung, Staatsgesch. III, 2. S. 10ff. Lord Mahon, Gesch. von England III, 167ff. Loen a. a. O. II, 295ff. Hist. Sammlung II, 817ff.; alles übrige aus hannöv. Akten.

Ausflug in erneutem vertraulichen Verkehr mit Voltaire den französischen Geist von seiner liebenswürdigsten Seite genoß, sondern aus dem politischen Grunde, weil er das auch ihm ärgerliche Streben Frankreichs nach der unbedingten Gewalt über Deutschland nun als vollständig gescheitert ansah. Er predigte daher überall Frieden und Ruhe, nur leider, wie er alsbald bemerkte, tauben Ohren. Im Herzen ging er dabei selbstverständlich von preußischen Gesichtspunkten aus; diesmal aber gab es zwischen ihnen und den deutschen in der That wenig Unterschied. Ob ein übermäßiges Anschwellen der Macht Österreichs für das Reich überhaupt so gefährlich sei, wie es sicherlich für den preußischen Staat war, darüber mochte man allerdings geteilter Meinung sein. Wenn jedoch Friedrich nicht die Hand dazu bieten wollte, die Krone Frankreich der englischen gegenüber bis zur Ohnmacht zu erniedrigen, wenn er zwischen ihnen ein Gleichgewicht erhalten zu sehen wünschte, damit keine von beiden ihm absolute Gesetze vorschreiben könne, so durfte man offenbar genau dasselbe Verlangen zugleich im Namen Deutschlands aussprechen. Denn was Lord Stair dem Reich als Lockspeise vorhielt, die Wiedereroberung von Elsaß, Lothringen, den belgischen und burgundischen Marken, erschien dem Könige wohl mit Recht in dermaliger Situation als bare Unmöglichkeit. Erst unter den Mauern von Paris, nachdem man ein paar Hauptschlachten, Straßburg und die vornehmsten übrigen Grenzfestungen gewonnen, möge man davon reden; vorher sei es, als wolle man den Mond mit den Zähnen auf die Erde ziehen. Friedrich war geneigt, den schottischen Hitzkopf geradezu für verrückt zu halten, und vermied, ihm in Aachen zu begegnen. Allein wie wenig auch diese Stairschen Gedankenblasen ernsthafte Beachtung verdienten, so blieb doch die britische Intervention an sich eine widerwärtige Thatsache, aus welcher Friedrich nichts als die unnötige Verlängerung des Krieges und zuletzt eine einseitig österreichische Reaktion in Deutschland hervorwinken sah [1]). Sobald daher im Winter

1) Polit. Korresp. II, 240f. 255. 260ff. 268. 327f.

der pragmatische Marsch beschlossene Sache geworden, hielt er es für seine Pflicht, auf dem einen oder anderen Wege dem hereinbrechenden Übel zu wehren.

Das Einfachste schien, zu versuchen, ob sich England durch direkte Vorstellungen Preußens von dem Zuge nach Deutschland werde abbringen lassen. So freilich war die Lage nicht, daß Friedrich dabei polternd hätte mit der Thür ins Haus fallen dürfen. Was die Zeitungen wissen wollten von Drohungen, die er ausgestoßen, daß er sofort mit so und so viel tausend Mann dagegen einschreiten werde, von einer ebenso schroffen Abweisung, die er darauf erfahren habe, war eitel Geschwätz und Erdichtung. Er verdankte der britischen Politik die Vermittelung des Breslauer Friedens; einige Monate darauf hatte ihm England den Besitz Schlesiens in einem eigenen Defensivtraktat nochmals ausdrücklich garantiert und half soeben auch die Niederlande zum Beitritt einladen. Danach durfte Georg II. verlangen, daß der von ihm der Königin von Ungarn zu leistenden Bundeshilfe vonseiten Preußens, den einzigen bewaffneten Beistand ausgenommen, weit eher jede mögliche Förderung gewährt, als irgendwelches Hemmnis bereitet werde. Wollte Friedrich nicht vertragsbrüchig erscheinen, so mußte er die gegen Frankreich und Bayern gerichteten Absichten der Pragmatiker gänzlich aus dem Spiele lassen. Nur für den Kaiser als solchen, den er ja zudem im Grunde als sein Werk ansah, nur für das gemeinsame deutsche Vaterland, die Institutionen des Reichs und seiner Kreise, für Heil und Sicherheit der Mitstände durfte er als Kur- und Reichsfürst wie als Patriot seine guten Dienste anbieten, dem Könige von England als Herrn von Hannover, Mitwähler Karls VII. und Reichsgenossen überhaupt die gemeinsamen Pflichten freundlich zu Gemüte führen. Und dies eben that er wiederholt und mit all der inneren Wärme und sachlichen Entschiedenheit, die sich irgend mit höflicher Mäßigung in der Form vereinigen ließ. Auch verwandte er sich speziell als Mitdirektor des westfälischen Kreises für Lüttich und Köln, für Kurpfalz außerdem mit Berufung auf seine besonderen Verträge über Jülich-Berg. Allein was war durch alles dies

zu erreichen, wenn Georg II. regelmäßig erwiderte, daß ihm nichts ferner liege, als die Verfassung des Reichs oder die Rechte und Freiheiten seiner Glieder im mindesten zu verletzen, daß er im Gegenteil zu deren Schutz, zur Erhaltung des deutschen Systems zu Felde ziehe, daß seine Truppen sich in den neutralen Landstrichen auf unschädlichen Durchmarsch beschränken sollten und daß, wenn Lord Stair darüber hinaus zu Beschwerden Anlaß gäbe, man ihm die genauere Einhaltung seiner Instruktionen bestens anbefehlen werde [1]? Auf welcher Seite in diesem diplomatischen Dialoge die Wahrheit zu finden sei, darüber ließ sich aus ihm selbst kein Ergebnis verhoffen; nur das Reich in seiner Gesamtheit konnte authentisch erklären, was es unter seiner Unabhängigkeit und Wohlfahrt eigentlich verstehe. Die schwache Seite in diesen Unterhandlungen Friedrichs und die Ursache ihres Mißlingens lag also darin, daß er dabei die Sache des öffentlichen Rechts in Deutschland als einzelner Reichsstand auf politischem Privatwege verfocht. Dagegen erschien der letztere höchst angemessen, um die täglich anwachsende Verwickelung in anderer Weise glücklich aufzulösen: durch die Anbahnung nämlich eines Sonderfriedens zwischen dem Kaiser und der Königin, wie ihn einst England selber zwischen Preußen und Österreich zustande gebracht.

Von Anfang an, sobald er seines eigenen Friedens habhaft geworden, hatte sich Friedrich aufrichtig bemüht, in diesem Sinne unter der Hand sowohl auf den Frankfurter Hof, als auf die britische Regierung einzuwirken. Allein es mußte zuvor auf der einen Seite das Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der französischen Schutzmacht gründlich zerstört, auf der anderen die erste Fieberhitze der Stairschen Phantasieen verflogen sein, ehe eine redliche Vermittelung hüben wie drüben williges Gehör finden konnte. Gerade jener Meinungsaustausch inbetreff des pragmatischen Feldzugs bot dann insofern Gelegenheit, der Sache näher zu treten, als König Georg unter den übrigen Beteuerungen seiner Hochachtung und Loyalität gegen den Kaiser auch die

1) Ebd. S. 289. 293 f. 297. 299 ff. u. s. w. — 357; Preuß. Staatsschr. I, 351 ff.

Neigung kundgab, bei der Aussöhnung desselben mit Maria Theresia behilflich zu sein. Er wünschte durch Friedrich über die wahren Gedanken Karls VII. unterrichtet zu werden und stellte englischerseits einzig die beiden Bedingungen auf, daß der letztere sich ernstlich und für immer von Frankreich lossage, und daß der Königin keinerlei fernere Abtretung zugemutet werde. Bedingungen, denen Friedrich im Prinzip zustimmte; nur daß er, um Karl Albert den Verzicht auf seine österreichischen Prätensionen formell zu erleichtern, ihm gern ein an sich unbedeutendes Stück des habsburgischen Erbes, etwa die schwäbischen Besitzungen des Hauses, auch das aber lediglich im Wege des Austausches, zugewandt hätte. Solch ein Austausch sollte jedoch auf keinen Fall durch Abschnitte vom bayerischen Territorium bewirkt werden, dessen unverkürzte Wiederherstellung vielmehr die eine der preußischen Grundforderungen bildete, während die andere darauf hinauslief, daß der Kaiser überdies für seine Ansprüche wie für seine Verluste durch eine Gebietsvergrößerung entschädigt werden müsse. Wie aber ließen sich die scheinbar entgegengesetzten Postulate beider Mittelsmächte, das britische der Integrität Österreichs und das preußische der Erweiterung Bayerns, praktisch mit einander vereinigen? Es blieb nichts übrig, als die kaiserliche Entschädigung auf Kosten Dritter vorzunehmen, sei es durch Säkularisation geistlicher Stifter, oder auch durch Mediatisierung kleiner weltlicher Reichsstände. Jene hatte bereits im westfälischen Frieden einer ähnlichen Schwierigkeit gegenüber als Auskunftsmittel gedient; diese war als umfassende Maßregel noch nicht in Anwendung gekommen, die eigenmächtigen Schritte Frankreichs im Elsaß entbehrten wenigstens der rechtlichen Anerkennung. Allein in der Furcht der Ritter, Grafen und Städte, im Gelüste der Fürsten war auch der Gedanke der Aufsaugung weltlicher Miniaturgebiete durch deren größere Nachbarn längst lebendig. Ja selbst das unbeteiligte Publikum betrachtete die überkommenen territorialen Verhältnisse ziemlich allgemein mit einsichtigem Mißtrauen gegen ihre Dauerhaftigkeit. Es dürfte deshalb schwerlich auszumachen sein, wer die Idee der Säkularisation oder die der Mediati-

sierung oder beide zusammen in der seit 1740 herrschenden Krisis zuerst bestimmt gefaßt; wahrscheinlich haben sich viele Köpfe zugleich an verschiedenen Orten theoretisch damit beschäftigt. Wie sehr dergleichen dem Zuge des Jahrhunderts entsprach und wie schwach andererseits der konservative Rechtssinn war, welchen die abgestorbene Gesamtverfassung dermalen der Nation noch einzuflößen vermochte, ersieht man daraus, daß sich alsbald Projektenmacher sogar in förmlichen Systemen neuer Länderverteilung ergingen, wobei in idealem Schema manches von dem vorweggenommen ward, was sechzig Jahr später beim Untergange des Reichs verwirklicht worden ist. König Friedrich nun erwarb sich das Verdienst, diese in der Luft schwebenden Gedanken der Zeit auf den festen Boden ernstgemeinter politischer Verhandlungen zu versetzen. Im Februar 1743 schlug er auf Anregung seines Podewils in London vor, dem Kaiser im Separatfrieden außer der, anstatt der böhmischen, von ihm begehrten bayerischen Königswürde eine Abrundung seines Erblandes zu gewähren, welche aus dem bisherigen Erzbistum Salzburg, den Bistümern Eichstädt, Freising, Regensburg und Augsburg, sowie den Reichsstädten Augsburg, Regensburg und Ulm bestehen sollte. Das durch seine Lage weit über seinen Umfang hinaus bedeutende Stift Passau ward dagegen zum Ausgleich jener etwaigen Cession des schwäbischen Vorderösterreichs Maria Theresia zugedacht [1]).

1) Polit. Korresp. II, 231. 249. 252 ff. 312 f. 329. Über die ersten Spuren der Säkularisationsidee vgl. Droysen, Friedrich der Große I, 175. 209; II, 23; über die öffentliche Meinung Loen a. a. O. II, 148 ff. Ein Beispiel ausschweifender Entwürfe bietet dar das Projet d'une pacification générale en Europe (1743), von einem protestantischen Regensburger, Andr. Jos. Märckel, bei Georg II. eingereicht, welcher durch dessen Ausführung den Ruhm eines Henri IV. erwerben soll. Es verlangt Säkularisation aller geistlichen Lande außer Mainz, das wegen Krönung und Erzkanzlei bestehen bleiben, ja auch noch durch Würzburg und Bamberg verstärkt werden soll; ferner Reduktion der meisten Reichsstädte, welche ebenfalls nur dazu dienen à augmenter ce grand nombre de souverainetés, qui affaiblissent si fort les forces de l'empire. Einzig Hamburg, Lübeck, Bremen, Köln, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg

Georg II. nun ward durch die preußischen Propositionen keineswegs unangenehm berührt; doch verschob er die britische Antwort so lange, bis er den Rat seiner deutschen Minister eingeholt, der nicht minder günstig ausfiel. Die volle Rückgabe der bayerischen Erblande fanden sie billig, den Königstitel bei Erhaltung des Reichsnexus unbedenklich. Kein Protestant, und am wenigsten Georg bei seinem Streben nach der Annexion von Hildesheim und Osnabrück an Hannover, könne gegen die Säkularisation jener süddeutschen Stifter etwas haben, zumal in einigen Bayern ohnedies bereits großen Einfluß besitze. Auf die Ausstattung mit anderen, den Franzosen wieder zu entreißenden Landschaften werde, wenn es überhaupt hierzu käme, doch Karl Albert nimmermehr eingehen. Von dem Gedanken indes der Auslieferung ganz oder überwiegend evangelischer Reichsstädte, wie Ulm und Augsburg, an ein so katholisches Regiment, meinten sie mit ihrem Herrn, müsse man Preußen abbringen. Eine Abtretung österreichischen Gebiets in Schwaben endlich, die sie für überflüssig erachteten, da ja der Kaiser die Stifter eben als Entgelt für seinen Erbanspruch empfange, wollten sie jedenfalls auf ein Minimum eingeschränkt wissen, weil man Österreich im Interesse des europäischen Gleichgewichts, sogar wider seinen Willen, auf Vorposten am Oberrhein gegenüber Frankreich festhalten müsse. Als Entschädigung nahmen sie eventuell, wie König Georg selber, neben

werden verschont, tant pour l'amour du commerce que pour éviter plusieurs disputes et jalousies; auch in ihnen jedoch führen einzelne Fürstenhäuser erblich die kaiserliche Statthalterschaft. Die eingezogenen Gebiete werden unter die weltlichen Kurfürsten und Fürsten nach detailliertem Plane verteilt; als Ideal schwebt das Gleichgewicht zahlreicher Mittelstaaten vor. Zum brandenburgischen Anteil wird auch Polnisch-Preußen außer Danzig geschlagen; Hessen-Kassel erhält die Kurwürde u. s. w. u. s. w. Die Gesinnung des Autors charakterisiert der Schlußsatz des deutsch geschriebenen Anhangs: „Übrigens gilt es gleich, ob die goldene Bulle oder andere altgemachte Gesetze dabei leiden, voluntas principum est lex; das allgemeine Beste zu befördern, ist, was große Fürsten bewegt, Gesetze aufzuheben, zu verändern, oder nach den Umständen der Zeit neue zu machen."

Passau noch ein Stück Salzburg für Maria Theresia in Aussicht. Differenzen im einzelnen, welche der Übereinstimmung im ganzen zwischen Preußen und Hannover nicht wesentlich Eintrag thaten; die Hauptsache war, daß in der hannöverischen Kritik das protestantische Interesse noch schärfer betont ward. Denkt man sich nun den Plan so oder so durch die Bemühung der beiden Könige in Wien und Frankfurt durchgesetzt, das neue Bayern alsdann in dankbarer Abhängigkeit von ihnen, Hannover zum Lohn für seinen Maklerdienst in der That in den Besitz jener norddeutschen Bistümer gelangt, daneben Hessen-Kassel, was insgeheim schon der Kaiser versprochen, Friedrich gebilligt hatte und Georg ohne Frage als Schwiegervater guthieß, mit einem neuen evangelischen Kurhute bedacht [1]), so erhält man, das schlesische Ereignis eingerechnet, hypothetisch ein Resultat der deutschen Umwälzung von 1740, welches zugleich eine beträchtliche Modernisierung der politischen Reichszustände, wie einen namhaften Fortschritt der Sache des Protestantismus bedeutet haben würde. Eben deshalb jedoch kann es nicht wunder nehmen, wenn der Kern der ganzen Unterhandlung, die Idee der Säkularisation, neben anderen Hindernissen auch auf den Widerstand der katholischen und beharrungssüchtigen Tendenzen stieß, in denen sogar die Wiener Regierung und der kaiserliche Hof bis zu einem gewissen Grade einander entgegenkamen.

Österreich, das nach der Einverleibung Bayerns trachtete, war natürlich ungemein weit davon entfernt, sich gar eine Vergrößerung desselben gefallen zu lassen. Aber auch an und für sich mußten ihm jene revolutionären Vorschläge widerwärtig klingen. Sein Einfluß im Reich beruhte ja seitalters gerade

1) Polit. Korresp. II, 131, vgl. Adelung, Staatsgesch. IV, 316. — Das Gutachten der hannöverischen Räte über die Säkularisation vom 5. März 1743, woraus das Obige geschöpft, bestätigt durchaus die Ansicht Rankes von der Haltung Hannovers, s. Preuß. Gesch. V, 34; für den bahnbrechenden Anteil der pfälzischen Minister an der Sache, wie er ebd. S. 30 vorausgesetzt wird, findet sich dagegen in den hannöverischen Akten kein Beleg.

auf der Ergebenheit der Geistlichen und Kleinen. Die Städte hingen ihm auch jetzt noch an; die Stifter, durch deren Stimmen es der Mehrheit im Fürstenrate mächtig war, mußten ihm, ob sie gleich augenblicklich schwankten, wieder verläßlich zufallen, sobald die kaiserliche Stellung zurückgewonnen war. Es war also vom Wiener Standpunkt aus ganz richtig, wenn man von der Verminderung gerade dieser Stände eine Störung der deutschen Harmonie, eine Zerreißung des feinen Gewebes der Reichskonstitution befürchtete. Bedenken kirchlicher Natur gegen die Säkularisation mögen wenigstens bei Maria Theresia persönlich hinzugekommen sein. Für solche war indes auf der anderen Seite Karl VII. ebenfalls empfänglich. Und zugleich fühlte er aufs lebhafteste die ungeheure moralische Schwierigkeit, als Kaiser seine Zustimmung zu Maßregeln geben zu sollen, welche, während sie seiner Hausmacht Vorteil brachten, den wesentlichsten Inhalt der feierlich beschworenen Kapitulation geradezu mit Füßen traten. Scham und Begierde kämpften daher in ihm auf und ab und ließen ihn zu keiner entschiedenen Haltung gelangen. Anstatt den Betrieb der Proposition Preußens behutsam diesem selbst zu überlassen, fuhr er mit eigenen thörichten Anträgen störend dazwischen. Zugleich pedantisch und naiv, ging er von dem äußerlichen Ansatz aus, daß die königliche Erweiterung seines Hauslandes, wodurch dasselbe zur Stütze des Kaisertums, sowie zum Unterhalt von 40000 Mann Soldaten befähigt werden sollte, Gebiete von sechs Millionen Gulden jährlichen Ertrags umfassen müsse. Dabei versicherte er auch jetzt noch, den Verzicht auf sein habsburgisches Erbrecht nur gegen einige wirklich österreichische Cessionen aussprechen zu können, und verlangte als solche außer den gesamten vorderen Landen, vornehmlich um der Deckung der Grenzen willen, die westlichen Kreise von Böhmen nebst einem Streifen von Nordtirol. Auch Neuburg und Sulzbach sollte Bayern erhalten, und Kurpfalz dafür durch Österreich in Belgien entschädigt werden. Die Ermittelung der übrigen, an dem bestimmten Wertquantum noch fehlenden Arrondierungsstücke, oder, wenn die Königin eine Beilegung des Erbfolgezwistes

durch eigene Opfer verschmähte, die Auswahl der ganzen Vergrößerungsmasse wollte Karl Albert, um nicht selber deutlich auf Säkularisation oder Mediatisierung zielen zu müssen, dem Reich und den Seemächten anheimstellen. Inzwischen aber forderte er als Hypothek die Einräumung der österreichischen Niederlande.

Dies ausgeklügelte und doch so unüberlegte Projekt, von dem selbst Friedrich mißmutig sagte, sechs Millionen Gulden Einkünfte finde man nicht auf dem Markte, sondern müsse sich erst drum schlagen, überreichte der bayerische Gesandte in London, Baron Haslang, gleichfalls im Februar dem Lord Carteret, der es nicht allein auf der Stelle nach Gebühr verwarf, sondern auch indiskret dem Wiener Hofe zu geeignetem Gebrauche mitteilte. Der jedoch hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Entwurf zu veröffentlichen und vor allem die Säkularisationsidee, welche zwischen Carteret und Haslang eigentlich nur beiläufig zur Sprache gekommen, vor der Welt ausschließlich dem Kaiser selbst in die Schuhe zu schieben. Man zückte so eine neue gefährliche Waffe gegen das anmaßliche Reichsoberhaupt, das auf die Unterdrückung so vieler Stände in Franken und Schwaben, und somit auf den Umsturz der Verfassung sinne. Zeige es sich doch auch sonst ebenso herrisch gegen die Schwächeren wie niederträchtig gegen die Mächtigen und habe selbst in Justizsachen nicht Recht und Billigkeit, sondern lediglich seine ungerechte Anständigkeit vor Augen. Auch die Königin hätte immerhin bei jener Einziehung der Stifter nicht leer ausgehen sollen; sie aber wolle ihr Gewissen nicht mit der Aneignung geistlicher Güter beschweren, vielmehr stets ihre angestammte österreichische Pietät walten lassen. Der sogenannte Säkularisationslärm, der sich infolge dieser Publikation im Reich erhob, das Zetergeschrei vornehmlich des Klerus bis hinauf zum Papste, welcher sich bereit erklärte, lieber den Märtyrertod zu erleiden, als derartigen Anschlägen Gehör zu geben, verdarb dann selbstverständlich auch jegliche Aussicht auf einen Erfolg der preußischen Unterhandlung, von der sich Friedrich bald nicht ohne gerechte Verstimmung zurückzog. Karl VII. verwahrte sich

zwar nachdrücklich dagegen, daß Gedanken und Absichten, wie man sie ihm verleumderisch beimesse, jemals von ihm hergeflossen; allein er fand damit wenig Glauben im Publikum [1]). Für eine politisch ebenso heilsame, wie rechtlich verpönte Idee, die er in seiner ungeschickten Weise halb angenommen und ganz vereitelt hatte, mußte er jetzt die volle Verantwortung tragen. Das Gespenst des Haslangschen Planes, in der Gestalt wie es durch Englands Zweideutigkeit und Österreichs Rachsucht ans Licht beschworen, focht noch lange Zeit in den Reihen seiner Feinde.

Für Preußen war, nachdem es in seiner Vereinzelung weder den pragmatischen Einmarsch durch Vorstellungen aufzuhalten, noch durch das Säkularisationsprojekt im stillen gedeihliche Friedensunterhandlungen anzuknüpfen vermocht, trotzdem noch die Hoffnung vorhanden, das erwünschte Ziel der Beendigung des Krieges in Deutschland vielleicht in Verbindung mit anderen Reichsständen zu erreichen. Die nationalpatriotischen Argumente, auf die es ja auch bei jenem isolierten Vorgehen angewiesen war, erhielten am Ende gerade so, durch eine in verfassungsmäßige Formen gehüllte Politik, erst das rechte gesamtdeutsche Gewicht; und Friedrich hatte deshalb, so fremd und unsympathisch ihm das ganze Reichswesen war, doch keinen Augenblick angestanden, auch auf diesem Wege, gleichzeitig mit den anderen Versuchen, das Werk der Ruhestiftung in Angriff zu nehmen. Gelegenheit dazu gewährte ihm das Bemühen des Kaisers, den so oft vergebens angeregten Gegenstand der öffentlichen Sicherheit im Winter von 1742 auf 1743 am Reichstage endlich zur Verhandlung zu bringen. Karl VII. und seine wenigen Freunde hatten dabei wohl schon früher an eine aktive Friedensvermittelung eben durch das Reich gedacht. Die zwischen beide kriegführende Parteien eingeklemmten süddeutschen Kleinstaaten hätten nicht minder von jeher gern die Neutralität, welche sie mit den geringen Kräften der einzelnen Kreise kaum

1) Histor. Samml. II, 271 ff. Polit. Korr. II, 318 f. 334 f. Vgl. Heigel, Korrespondenz Karls VII. a. a. O., S. 109. 121. 124.

in prekärem Zustande bewahren konnten, von Reichs wegen beschlossen und geschützt gesehen. Waren jedoch in den Tagen des Breslauer Friedens solche Gedanken notwendig fromme Wünsche geblieben, so ward die Lage plötzlich ganz anders, wenn sich eine Macht wie Preußen energisch ihrer annahm. Friedrich instruierte also seinen Komitialgesandten bereits im Dezember 1742 dahin, daß das Reich sich erbieten solle, gemeinsam mit den Seemächten die Mediation zu übernehmen; inzwischen aber habe es vollkommene Neutralität zu beobachten und zu deren Behauptung wider jedermann eine eigene Armee aufzustellen. Der König von Preußen sei als wahrer Patriot bereit, nicht bloß an allem, was für diese Zwecke dienlich erachtet werde, teilzunehmen, sondern mit gutem Beispiel darin voranzugehen. Mit großem Eifer suchte darauf die preußische Diplomatie, von der kaiserlichen sekundiert, für dies Programm in den folgenden Monaten Stimmen zu werben [1]). Fast noch lebhaftere Anstrengungen aber machte, hie und da von Österreich unterstützt, im entgegengesetzten Sinne die englisch-hannöverische Politik. In Frankfurt beim Reichstagspersonal, wie an vielen der kleinen Höfe draußen umher erhob sich alsbald ein merkwürdiges Ringen um die deutsche Hegemonie.

So nämlich legte wenigstens Hannover, um der österreichischen Entrüstung zu geschweigen, ohne weiteres die Absicht der preußischen Anträge aus. Man war dort innerlich überzeugt, daß Friedrich dadurch nichts Geringeres anstrebe, als auf den Ruinen des Hauses Habsburg die eigene Großmacht zu erbauen und sich zum wahrhaft gebietenden Vizekaiser in Deutschland aufzuwerfen. Indessen das leidige Gefühl, daß es doch gar gefährlich sei, gegen Preußen zu arbeiten, zwang zu äußerster Vorsicht. In kurfürstlichen Kreisen freilich hatte man verhältnismäßig leichtes Spiel, indem allein Pfalz, eng wie es überhaupt zu Bayern hielt, gleich diesem sich den Berliner Ideen willig anschloß. Dagegen mißlang die unter Werbegeschäfte versteckte politische Sendung eines preußischen Obersten an die

1) Polit. Korresp. II, 302 f. 308 ff. 324. 327 f. 331 f. 337 f. 360. Preuß. Staatsschr. I, 369 ff. Das Folgende aus hannöverischen Akten.

Höfe der rheinischen Erzbischöfe vollständig. Mainz stellte sich empfindlich, daß ihm Preußen in die Verwaltung seines Direktorialamts hineinsprechen wolle, während es sich doch in Wahrheit von Hannover täglich ohne Murren darüber Vorschriften machen ließ. Trier zeigte sich äußerlich schüchtern, da ihm, wie es häufig beklagte, die weltbekannte unglückliche Situation seines Landes verbiete, sich irgend an den Laden zu legen; im Herzen aber blieb es der wärmste Anhänger der guten Sache in der alten österreichischen Bedeutung des Wortes. Klemens August endlich verleugnete auch diesmal nicht seinen bodenlosen Charakter. Er ließ sich während eines Besuchs am Kaiserhofe von den Räten seines Bruders sein kölnisches Votum ganz im preußischen Sinne aufsetzen; kaum jedoch heimgekehrt nach Bonn, strich er die energischen Spitzen hinweg, so daß meist unverfängliche Phrasen nach englischem Rezepte stehen blieben. Mittlerweile nagte Sachsen heimlich am Überreste seiner selbsüchtigen Illusionen. Anstatt der Reichsfriedensvermittelung, wie sie Preußen auch in Dresden angelegentlich empfahl, träumte Brühl von einem deutsch-europäischen Kongreß, auf welchem die josephinischen Anrechte seines Herrn so gut wie die Bayerns ihre Bezahlung finden sollten. Er verlangte als solche entweder Eger, das ja weit minder fest zu Böhmen gehöre, als Glatz, ferner Stücke von Vorderösterreich, freien Handel in die Länder der böhmischen Krone hinein, sowie unbeschwerte Kommunikation für Hof und Heer zwischen Sachsen und Polen; oder zur Not vonseiten Österreichs außer diesen Verkehrsrechten nur eine reichliche Geldabfindung, alsdann jedoch Abtretung von Erfurt durch Mainz, Mediatisierung der Lande Schwarzburg, Reuß und Schönburg und zu guterletzt Anerkennung der Königswürde, von der er behauptete, daß sie Sachsen vormals angehaftet. In Wien mit einigen preußenfeindlichen Orakelsprüchen abgespeist — wie etwa: der Krieg könne wohl da enden, wo er angefangen —, verstieg er sich zwar sogleich zu der verwegenen Hoffnung, dereinst aus Österreichs Händen Niederschlesien zu erhalten, hielt es jedoch andererseits für geraten, seinen Wunschzettel vorläufig in Hannover zu präsentieren. Mit Widerwillen

nahm man dort von der schnöden Habsucht der sächsischen Politik Kenntnis. Immerhin jedoch bot sich in der unbedingten Preußenfurcht der Dresdener Regierung eine Handhabe dar, dieselbe auf die hannöverische Seite hinüberzuziehen. Sachsen empfing die Mahnung, daß es vor allem seine Sicherheit im Bunde mit England und Österreich suchen möge; von äußeren Vorteilen, die es gleichfalls einzig von der Dankbarkeit dieser Mächte zu erwarten habe, könne nachher beim Friedensschlusse die Rede sein. Warnung und Vertröstung, so unbestimmt sie klangen, genügten dennoch, um dem sächsischen Spezialgesandten die Beteuerung zu entlocken, sein König werde sich Georg II. in die Arme werfen.

Stand es so mit den Kurfürsten, so begegnete man hinwieder an den vornehmsten fürstlichen Höfen einer durchaus abweichenden Gesinnung. Hier hatten die Berliner Entwürfe im ersten Moment einen überraschend tiefen Eindruck gemacht. Nicht allein Braunschweig kroch, wie sich ein hannöverischer Minister verächtlich ausdrückte, unter die preußischen Adlersflügel; auch die thüringischen Staaten, Gotha nicht ausgenommen, schienen dazu geneigt. Hessen-Kassel, ja selbst Anspach äußerte sich verdächtig; und mit den württembergischen Staatsmännern, den Hardenberg und Keller, mußten die Herren in Hannover gar monatelang korrespondieren, um sie von so unerhörten Einfällen abzuschrecken wie dem, daß eine Anzahl Reichsstände geradezu Preußen auffordern solle, die Sache der neutralen Friedensstiftung selber in die Hand zu nehmen. Denn dort in Schwaben, und ähnlich in Franken, war der Gedanke einer deutschen Sekuritäts-, Neutralitäts- oder Unionsarmee, wie sie immer heißen mochte, kaum ausgesprochen, sofort entschieden populär. Man wollte hier weder die Fortsetzung des Krieges an sich, noch deren mögliche Ergebnisse. Man wollte die Franzosen los werden, ohne doch die Ungarn oder die Briten statt jener über den Hals zu bekommen. Man achtete den Kaiser oder vielmehr das Kaisertum, und hielt doch fest an dem Bedürfnis einer starken Stellung Österreichs; allein man wünschte nach dem Frieden weder bayerischen Druck, noch die

Erhebung Wiens zu kolossaler Übermacht. Willkommen also war, wer endlich einmal statt des Hin- und Herwogens von Gefahr und Not in diesen südwestdeutschen Strichen solide Ruhe schuf. Die erste Ahnung blitzte dort auf, daß Preußen dazu fähig und berufen sei. Vor ihm hatte Österreich Scheu und Frankreich Respekt. Gewiß, sein junger Kriegsfürst hegte kühnen Ehrgeiz. Allein er hatte ja sein Teil erworben, das er jetzt werde bewahren wollen. Man fessele ihn gerade an die gemeine Sache, sobald man seine Dienste annehme. Am Main und Neckar wuchsen schwerlich Früchte für seine Eroberungslust. Aber wenn auch: wer erbot sich denn sonst zur Hilfe, die man brauchte? Wer so steckt, schrieb ein Württemberger drastisch nach Hannover, daß er weder waten noch schwimmen kann, der schätzt sich glücklich, wenn er einen Dornbusch erhascht, um nicht gar zu Boden zu sinken! [1])

Die Herren im Rate König Georgs waren anderer Meinung. Mit dem Scharfblick parteiischer Betrachtung erspürten sie auch am Gegner die Farbe seiner Hintergedanken. Es war zwar schief, aber nicht eigentlich unwahr, wenn sie behaupteten, die sogenannte Neutralitätsarmee, welche Preußen im Schilde führe und der Kaiser anpreise, werde Frankreich zugute kommen. In der That wollte Friedrich keineswegs den Franzosen um ihrer selbst willen helfen, wohl aber um jeden Preis das bayerische Kaisertum retten, wozu eine gewisse Aktionsgemeinschaft mit Frankreich, wie die Dinge lagen, noch immer unumgänglich schien. Durchdrungen von der Wahrheit, die er Karl VII. schon vordem gepredigt, daß nur die Waffen den Unterhandlungen Gewicht verleihen könnten, hielt er es auch jetzt, wo er den Frieden so ernstlich wünschte, für nützlich, die Franzosen zu energischen Kriegsanstrengungen aufzustacheln. In der Denkschrift, die er zu diesem Ende nach dem Tode Fleurys dem

1) Geh.-Rat Christ. Diet. v. Keller an Gerl. Ad. v. Münchhausen, Stedten den 15. März 1743. Der ausführliche Briefwechsel beider Staatsmänner ist für die Kenntnis der Stimmung in Süddeutschland äußerst lehrreich; dazu der oben citierte Bericht des Gesandten Villiers vom 14. März d. J.

Marquis Valori verstohlen zuspielte, figurierte neben vier französischen Heeren in Flandern, im österreichischen Schwaben, in Bayern und an der Trierer Grenze auch die Neutralitätsarmee des Reichs; allerdings nicht um in der Reihe jener mitzustreiten, offenbar jedoch dazu bestimmt, in passivem Einvernehmen mit denselben durch ihre bloße Existenz ein bedeutendes Hemmnis der Bewegungen Österreichs und seiner Alliierten abzugeben [1]). In solchem Lichte suchte denn auch die hannöverische Diplomatie mit wachsendem Erfolge den deutschen Mitständen die der Sekuritätsrüstung zugedachte Aufgabe darzustellen und verband damit zugleich eine gewandte Polemik gegen die übrigen Punkte des preußischen Programms. Eine Reichsvermittelung sei natürlich nur unter der Bedingung statthaft, daß auch Maria Theresia darein willige. Jeglicher Zwang, wozu wahrscheinlich die bewußte Armee hätte dienen sollen, wäre dagegen völkerrechtlich ausgeschlossen. Einer ausdrücklichen Neutralitätserklärung des Reiches endlich stehe die von diesem übernommene Garantie der Erbfolge der Königin im Wege. Eine Verpflichtung, der gegenüber vollkommene Unthätigkeit allenfalls zu verzeihen, die geringste aktive Übertretung indessen, wozu wiederum die Reichsbewaffnung so leicht mißbraucht werden könne, absolut verwerflich sei.

Hannover siegte, Preußen unterlag. Georg II. übte schon deshalb den größeren Einfluß auf die Schwachen aus, weil er das Schwert bereits in der Hand hielt; während Friedrich es erst im Auftrage jener zu ziehen gesonnen war. Selbst seine diplomatischen Bemühungen erweckten diesem alsbald in Wien so viel Verdacht, daß er, um nicht die offene Feindschaft Österreichs auf sich zu lenken, eine beschwichtigende Erklärung für nötig hielt. Am 11. März 1743 kam es endlich am Reichstage zur Umfrage wegen der öffentlichen Sicherheit. Das preußische Votum lautete klar auf Anerbieten der Vermittelung, standhafte Behauptung der Neutralität und kräftigen Schutz der Freiheit des Vaterlands, wie der Ehre und Würde seines

1) Polit. Korresp. II, 268. 325 ff.

Oberhauptes. Aber einzig die Stimmen von Pfalz und Bayreuth ließen sich in gleicher Weise als Anträge auf bewaffnete Intervention deuten. Köln und Württemberg sprachen lau, die übrigen kalt, Sachsen von seinen Rechten, Hannover hartherzig gegen den Kaiser. Eigentlich allein der Wunsch nach einem Mediationsversuche ging aus der Mehrzahl der Erklärungen hervor. Weil jedoch auch jetzt noch viele Voten fehlten, so verschob man die weitere Beratung. Zehn Tage darauf starb der Kurfürst von Mainz, und da kein Reichsgesetz über die interimistische Wahrnehmung der Direktorialgeschäfte verfügte, vielmehr Trier, Köln und Sachsen je für sich darauf Anspruch machten, so entstand eine längere Pause, in der sich das allgemeine Interesse eben auf die Mainzer Neuwahl konzentrierte. Der Kaiser, schon zuvor durch Friedrich auf die hohe Wichtigkeit derselben aufmerksam gemacht, hatte gehofft, seinen jüngsten Bruder auf den dortigen Erzstuhl erhoben zu sehen. Allein das Kapitel war in weit überwiegender Majorität österreichisch gesinnt. Die Winke des gerade jetzt in Mainz vorsprechenden englischen Gesandten Villiers kamen hinzu. Ja im Publikum brachte man selbst den gleichzeitigen Rheinübergang der pragmatischen Armee, die sich sodann nach dem unteren Main wandte, mit der schwebenden Frage in Verbindung. Johann Friedrich Karl Graf von Ostein, der am 22. April zum Reichserzkanzler erkoren ward, ließ denn auch in der That im Sinne Österreichs nichts zu wünschen übrig. Die Erledigung der Sekuritätssache konnte man freilich, da der Kaiser aufs neue dazu drängte, nicht völlig verschleppen. Aber das Reichsgutachten, wie es endlich am 17. Mai, nachdem inzwischen die Feindseligkeiten im Felde wieder eröffnet worden, zustande kam, hätte kaum kläglicher ausfallen können. Der Reichstag bejahte lediglich das Ob, nicht das Wie der Vermittelung. Er beschloß eine briefliche Anfrage deswegen bei den Seemächten, um eventuell im Einverständnis mit ihnen, sowie mit Genehmigung beider kriegführender Parteien das Fernere vorzukehren. Unterdessen ward, nicht etwa für das Reich im ganzen, sondern für die bereits durch Sonderverträge dazu gelangten einzelnen

Stände oder Kreise, die bisherige Neutralität vorbehalten. Erst im Juli gingen dann die Schreiben an England und Holland ab und wurden, von den Ereignissen überholt wie sie waren, nicht einmal der Antwort gewürdigt [1]). Deutschland hatte sich vor aller Augen unfähig gezeigt, seinem verfassungsmäßigen Haupt und vorzüglich sich selber zu helfen. König Friedrich, in der Reichspolitik ebenso entschieden überwunden, wie er in seiner preußischen triumphiert hatte, hielt schweigend an sich, um zunächst den Fortgang der Kämpfe zu beobachten, die er zu schlichten nicht vermögend gewesen.

Der Frühling war erschienen und hatte den Streit vom grünen Tische der Rats- und Schreibstuben auf den grünen Plan der Schlachtfelder hinausgelockt. Selbst Karl VII. wagte Mitte April zum erstenmal das Frankfurter Exil zu verlassen und seinen Erbstaat aufzusuchen. Wie böse Zungen erklärten, weil er dem anrückenden pragmatischen Heer aus dem Wege gehen wolle; in Wahrheit jedoch vornehmlich, um Land und Leute wieder zu begrüßen und zugleich den bevorstehenden Akt des Krieges um Bayern aus der Nähe zu schauen. Sein Einzug in München geschah ohne Sang und Klang. Er vernahm die erschütternden Klagen seines Volks, machte einen wehmütigen Ritt durch den verwüsteten Nymphenburger Park, eine Bittfahrt zur schmerzhaften Mutter vom Herzogsspital und hatte soeben eine lange Konferenz mit Seckendorff beendet, welcher schlechthin zum Frieden riet, als — ungefähr drei Wochen nach seiner Ankunft — die erste Hiobspost vom Kampfplatz einlief. Am 9. Mai griffen die Österreicher unter Prinz Karl von Lothringen und dem nach Wiederherstellung seiner bayerischen Erfolge dürstenden Khevenhüller das an Braunau angelehnte Simbacher Lager der Kaiserlichen an, erstürmten es, sprengten die dort versammelten 8000 Bayern, Pfälzer und Hessen trotz ihrer tapferen Gegenwehr auseinander, machten

1) Polit. Korresp. II, 303. 330. 333. 363 f. Preuß. Staatsschr. I, 365 ff. Histor. Samml. II, 149 ff. Adelung, Staatsgesch. III, 2. S. 113 f. 144.

viele, darunter den kommandierenden General Minuzzi selbst, zu Gefangenen und eröffneten sich die Straße über den Inn. In München begann man sogleich die kaum ausgekramten Koffer wieder einzupacken; der Reichsvizekanzler Graf Königsfeld, der von Frankfurt aus hatte nachfolgen wollen, verschob seine Reise. In Prag, wo die Krönung Maria Theresias durch die Siegesbotschaft verherrlicht ward, herrschte lauter Jubel; die Minister bedeuteten Robinson, es sei ein Wink der Vorsehung, daß die Königin sich nicht mit dem begnügen solle, was ihr früher gehört. Die Hauptschuld an der Niederlage trug die unaufhörliche Entzweiung der verbündeten Heerführer. Wie dringend hatte Seckendorff die Franzosen, die in der Oberpfalz und Niederbayern lang ausgedehnte Stellungen inne hatten, um größere Konzentration nach Süden zu gebeten! Eben durch die vorhergehende Bewältigung der schwachen Posten auf dem rechten französischen Flügel war den Österreichern jetzt der Überfall von Simbach möglich geworden. Dagegen hatte selbst Moritz von Sachsen warnend die rechtzeitige Räumung der Positionen am Inn verlangt; er schrieb die Unfolgsamkeit der Bayern dem Egoismus der Törring und Genossen zu, welche ihre dortigen Landgüter nicht zum anderen Mal der feindlichen Kontribution aussetzen mochten. Der kriegerische Sachse hatte sich an Broglies Seite allmählich zu einer Art Galgenhumor hindurchgeärgert; er meinte: die Herren Österreicher hätten den Teufel im Leibe; die Franzosen aber sehnten sich noch lebhafter aus Bayern hinweg, als jene sie hinauswünschten. Der Verlauf der Begebenheit entsprach genau dieser Ansicht. Karl und Khevenhüller warfen sich zwischen die Reste der Kaiserlichen und die Franzosen, scheuchten jene links ab gegen die obere Isar und vertrieben diese in heftigem Ansturm aus Dingolfing, Landau und Deggendorf. Die Städte gingen in Flammen auf; bei der Brandstiftung wirkten die abziehenden Besatzungen mit den wütend eindringenden Kroaten und Panduren zusammen. Broglie vereinigte jetzt die Seinen unter den Mauern von Ingolstadt. Allein vergebens suchte ihn der Kaiser in einer Unterredung auf dem Jagdschlosse bei Wolnzach zum Vorrücken,

ja nur zum Ausharren zu bewegen; der Marschall verwies auf direkte Befehle von Versailles. Auch Seckendorff mußte darauf die Isarlinie verlassen; der kaiserliche Hof entwich nach Augsburg; München ward besetzt. Broglie marschierte nach Donauwörth, wo ihm 10000 Mann Verstärkungen begegneten. Er ließ sie Kehrt machen, sandte dem Kaiser einen schnöden Brief und führte seine gesamte Macht, ohne sich nach den verfolgenden Husaren umzusehen, durch Schwaben an den Oberrhein [1]).

Auf solche Weise fiel im Laufe des Juni, einige Festungen ausgenommen, von denen die letzte, Ingolstadt, sich wie Eger noch bis in den Herbst behauptete, ganz Bayern abermals in österreichische Hände; nun jedoch, nach der Wiederunterwerfung Böhmens, politisch wie militärisch unter sehr veränderten Umständen. Weit hoffnungsloser landflüchtig, sah sich Karl VII. wiederum auf die Gastfreundschaft der Reichsstädte angewiesen. Die oberdeutschen zeigten sich artiger als Frankfurt. Selbst Regensburg hatte ihm als Glückwunsch zur Rückkehr eine freiwillige Gabe nach München gesandt; Augsburg, wo er im gräflich Fuggerschen Hause Wohnung nahm, empfing ihn ehrerbietig. Der Rat versäumte nicht, die altherkömmlichen Geschenke darzubringen: einen Beutel aus Goldstoff voll neugemünzter Dukaten auf vergoldeter Silberschale, einen Zentner Aale und Forellen, drei Wagen mit mancherlei Wein, drei andere mit Hafer beladen. Man wird an Kaiser Friedrich III. in der Zeit seiner tiefsten Demütigung gemahnt. Den aber richtete die einmütige Reichsgesinnung der Kurfürsten urplötzlich aus dem Staub empor; Berthold von Henneberg wirkte dahin mit Albrecht Achill zusammen. Der jetzige Mainzer suchte dagegen zu hintertreiben, was der Brandenburger zu des Kaisers Rettung auf die Bahn gebracht. Und ungekränkt blieb Karl VII.

1) Lipowsky, Karl Albert, S. 381; Leben Seckendorffs II, 311ff. Vitzthum d'Eckstädt, Maurice de Saxe, p. 468sqq. Robinson an die hannöverischen Räte, Prag 21. Mai 1743 (Hann. Arch.) vgl. Arneth, Maria Theresia II, 214ff. 250ff. Hist. d. m. temps, p. 287sq.

auch hinter den Wällen von Augsburg nicht. Am Fronleichnamsfeste, während er mit seinem Hofstaat in Prozession durch die Gassen ging, bezwangen die Ungarn eine Stunde davon überm Lech das bayerische Friedberg und nahmen dabei weit über tausend Kaiserliche gefangen [1]). Zwei Tage darauf sah man General Nadasdy mit seinen Kameraden, einige dreißig Pferde stark, hereinsprengen, um in den Drei Mohren, wenige Schritte vom Fuggerhaus, den Sieg durch ein Gelage zu feiern. Seitdem tummelten sich häufig feindliche Reiter in der Stadt und gebärdeten sich täglich unverschämter. Nicht deshalb freilich entschloß sich Karl Albert alsbald, sein kaiserliches Bündel aufs neue zu schnüren; denn in Frankfurt harrten seiner kaum erfreulichere Bilder. Vielmehr trieb es ihn in die Nähe der Engländer, durch deren Vermittelung er jetzt den Frieden gewiß zu erhalten hoffte, da er, was jene so oft verlangt, sich von den Franzosen faktisch zu trennen im Begriff stand. Das Benehmen Broglies, der ihn und die Seinen zuletzt im Gefolge der flüchtigen französischen Fahnen durchs Reich in die Fremde hatte schleppen wollen, gab den Ausschlag. Karl VII. hinterließ Seckendorff den Befehl, das Schicksal seiner noch übrigen Truppen vielmehr durch eine Abrede mit dem siegreichen Feinde sicherzustellen. Der Konvention, die infolge dessen am 27. Juni im Kloster Niederschönfeld bei Rain zwischen Khevenhüller und Seckendorff im Namen Österreichs und Bayerns — denn vom Kaisertitel durfte nicht die Rede sein — geschlossen ward, versagte zwar Maria Theresia in wesentlichen Punkten die Bestätigung; allein die Hauptsache, die Neutralisierung der kaiserlichen Armee, kam dennoch zu thatsächlicher Durchführung und Anerkennung. Seckendorff bezog mit etwa 13 000 Mann, welche die grünen Abzeichen ihrer Gegner auf die Hüte stecken mußten, in der bayerischen Enklave Wemding auf der Scheide des schwäbischen und fränkischen Kreises Kan-

1) Lipowsky (a. a. O., S. 357 ff.) versetzt irrig, was hierher gehört, ins Jahr 1742; für das folgende Regensburger und Frankfurter Berichte der hannöv. Gesandten Hattorf und Hugo (Hann. Arch.).

tonnierungen in der Voraussicht, bei eigener Passivität auch von den Österreichern nicht behelligt zu werden. Karl VII. gab in seinem Anschreiben an die betreffenden Kreise dem wenig rühmlichen Vorgange die beschönigende Wendung: er habe seine Streitkräfte, nachdem er sie von den französischen abgesondert, zu einer eigentlich kaiserlichen und neutralen Reichsarmee erklärt. Der Anklang dieser Aussage an den vielbesprochenen Plan der Neutralitätsbewaffnung des Reichs erregte einen Augenblick die Besorgnis der kleinen Kreisstände, als könnten sie durch die Aufnahme der bayerischen Heerestrümmer doch noch in den Kampf hineingezogen werden; indes überzeugten sie sich bald von der traurigen Harmlosigkeit des kaiserlichen Herbergsgesuches [1]).

So wichtig die bayerische Begebenheit erscheinen mochte, die Augen der Welt waren dennoch weit aufmerksamer auf eine andere Stelle Deutschlands gerichtet. Gegen Ende April war die pragmatische Armee, Engländer, Hannoveraner und Österreicher — die Hessen blieben noch zurück — in der Stärke von einigen 40 000 Mann bei Frankfurt eingetroffen und verweilte wochenlang in dessen Umgegend auf dem rechten Mainufer, vorzüglich auf Mainzer, Hanauer und Nassauer Gebiet. Diese abermalige lange Unterbrechung des bereits im voraus so vielbesprochenen Kriegszuges war zum Teil das Werk der Unschlüssigkeit im Hauptquartier, wo dem hitzigen Stair die Arenberg und Neipperg dämpfend zur Seite standen; außerdem jedoch fühlte man sich durch überlegene feindliche Kräfte in Schach gehalten. Trotz des zerfahrenen Zustandes der französischen Regierung nämlich, die sich in den Händen der Diadochen Fleurys befand, nachdem der König des Entschlusses, sein eigener Premierminister zu sein, nach acht Tagen innerlich müde geworden, hatte man in Versailles die Notwendigkeit begriffen, gerade jener pragmatischen Unternehmung Englands als des eigentlichen Nationalfeindes mit ernstlicher Anstrengung zu begegnen.

1) Vgl. außer Arneth a. a. O., S. 255 ff. Histor. Sammlung III, 40 ff.

An die Spitze des dazu bestimmten Heeres von 60000 Mann trat, da Belleisle in Ungnade gefallen, der betagte, aber namhafte Marschall Herzog von Noailles. Ende April überschritt er den Oberrhein, hielt eine Zeit lang die Neckarlinie besetzt, von wo aus er zu seinem Verdruß jene beträchtliche Verstärkung an den dennoch heimziehenden Broglie abgeben mußte, und wandte sich dann, noch immer an 50000 zählend, die Bergstraße entlang ins Darmstädtische, um den Pragmatikern nahe gegenüber zu lagern.

Der deutsche Südwesten hatte derweilen Muße, über sein Schicksal reiflich nachzudenken. Diesmal traten auch die Franzosen ausdrücklich als Schützer und Befreier des Reiches selber auf. Sowohl der Kaiser wie Noailles motivierten das Eindringen des neuen Heeres mit dem Bedürfnis der Verteidigung des noch ungerüsteten neutralen Deutschlands gegen die pragmatische Überziehung. Eben deshalb aber belegte der französische Marschall nun auch ohne weiteres die Reichsstädte Speier und Wimpfen im oberrheinischen und schwäbischen Kreise, sowie das Erbacher Schloß Breuberg im fränkischen mit Besatzung. Und obwohl Offiziere wie Gemeine im Verkehr mit der Bevölkerung noch immer eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag legten, so ward doch vornehmlich die blühende Landschaft von Heidelberg bis nach Frankfurt hin den Sommer über aufs jämmerlichste verheert, sodaß die geplagten und ruinierten Bauern sich mit wildem Ingrimm gegen die Fremden erfüllten. Nicht viel besser jedoch sah es bald auf dem anderen Mainufer aus, wo die Engländer und ihre Genossen anfangs mit gutmütiger Neigung begrüßt, darauf mit neugierigem Staunen betrachtet, am Ende mit lebhaftem Unwillen von dannen gewünscht wurden. Je schlechter ihre Intendanten die Verpflegung der Truppen eingeleitet hatten, desto gewaltsamer suchte dann Lord Stair Holz- und Strohlieferungen, Zufuhr und Futter zusammenzutreiben. Mit der erhofften reichlichen Bezahlung stand es übel; ganz im Gegenteil hörte man bald über Plünderungen klagen. Eine Menge Dörfer schilderten in beweglichen Eingaben die Vernichtung ihres Wohlstandes. Selbst die politisch

so ergebene neue Mainzer Regierung beschwerte sich wiederholt und mit steigender Bitterkeit über Flurschäden und sonstigen Unfug. Mainaufwärts durch die fränkische Pfaffengasse lief das Gerücht, daß, wer den Alliierten in die Hände falle, nackt ausgezogen davongeschickt werde. Kein Katholik insbesondere wagte sich jenseit Aschaffenburg hinunter, sie reisten lieber durch die französischen Quartiere. Auch in der Presse strebte man alsbald, diesen durch die Spöttereien und Exzesse der britischen Rotröcke erweckten Gegensatz der Konfession, mit dem der pragmatische Feldzug an sich natürlich nichts zu schaffen hatte, zur Aufreizung wider das ganze Unternehmen zu benutzen. Ja in dem satirischen Schreiben eines Fränkischen von Adel an den Kurfürsten von Mainz, einer der besten Streitschriften der Zeit, welche in dem schneidenden Satze gipfelte, daß England lediglich um seines amerikanischen Handels willen Deutschland zum Tummelplatz seiner Kriegführung mache, ward sogar der Säkularisationslärm noch einmal boshaft gerade gegen Georg II. erhoben, der, ein anderer Gustav Adolf, den Dank für seine dem Reiche aufgedrungenen Retterdienste jedenfalls in der Annexion der bekannten norddeutschen Stifter suchen werde [1]). Den philiströsen welfischen Herrn mit dem fröhlichen Heldentum des Schwedenkönigs zusammenzustellen, konnte freilich nur der Einfall eines Spaßvogels sein. Dagegen erlebte Georg in der That, kurz nachdem er von Hannover persönlich bei seinen Soldaten eingetroffen, höchst unvermutet einen Tag des Ruhmes, der ihn wenigstens vorübergehend im Glanze seines eigenen großen Vorgängers, des Bourbonenbesiegers

1) Ebd. II, 811ff. Adelung, Staatsgeschichte II, 122ff. 144f. Mosers Lebensgeschichte II, 22ff. Loen, Kleine Schriften II, 290ff. 324ff. Die an letzterem Orte von Loen wiederholten „Anmerkungen über das Schreiben eines Fränkischen von Adel" erschienen zuerst gesondert als anonyme Gegenschrift Mitte Juli 1743. Der drei Wochen früher publizierte „Abdruck Schreibens e. Fr. v. A. an Ihro Churfürstl. Gnaden zu Maynz" selbst, woran sich die hannöverischen Gesandten ungemein ärgerten, ward vom Gerüchte dem Professor der Geschichte zu Heidelberg, Benno Kaspar Hauris zugeschrieben. (Hann. Archiv.)

Wilhelms III. erscheinen ließ. Dies geschah durch die sonderbare Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743.

Die pragmatische Armee hatte anderthalb Wochen früher dem französischen Marschall, der ihr von Süden her die Verproviantierung unangenehm beschränkte, durch einen Vorstoß über den Fluß umsonst den Kampf angeboten. Infolge der fortdauernden Uneinigkeit der Führer, von denen Stair für kräftige Offensive stimmte, während die übrigen zuvor den Nachschub der 6000 Hessen nebst einer gleichen Anzahl kurfürstlich besoldeter Hannoveraner abwarten wollten, kam es sodann zu einer durchaus zwecklosen Bewegung am rechten Ufer aufwärts bis Aschaffenburg, wo man indessen bald nach der Ankunft des Königs, von Mangel bedrückt, zu schleuniger Umkehr nach Hanau, der dortigen Vorräte halber, sich entschließen mußte. Zwischen dem Main und den unwegsamen Ausläufern des Spessarts zogen also die Verbündeten ahnungslos und hungrig dahin, denn die stiftischen Bauern hatten mißtrauisch gegen die Ketzer sich und ihr Vieh in die Wälder geflüchtet: als die hannöverische Vorhut beim Dorfe Dettingen plötzlich auf den Feind stieß. Noailles nämlich hatte von drüben jeden Schritt des Gegners bewacht und mit großer Kunst einen Plan entworfen, der bei richtiger Ausführung die Vernichtung oder die Kapitulation der gesamten pragmatischen Armee zur Folge haben mußte. Stromabwärts ließ er von Seligenstadt aus auf Schiffbrücken und durch Furten den Kern seines Heeres, dabei die Garden unter seinem Neffen, dem Herzog von Grammont, hinüber- und den Alliierten entgegenrücken. In der Flanke bedrohte er den Marsch derselben durch verdeckte Batterieen, die er auf dem linken Ufer errichtete. Einen Teil der Seinen endlich entsandte er stromauf nach Aschaffenburg, um sich daselbst sogleich nach dem Abzuge der Pragmatiker festzusetzen und so hinter deren Rücken die Falle zu schließen. Daß aus dem fast gewissen Siege dennoch vielmehr eine Niederlage der Franzosen ward, war vornehmlich dem leidenschaftlichen Ehrgeize Grammonts zuzuschreiben. Der alte Marschall hatte bei Dettingen eine in der Front durch einen hohlen Bachgrund treff-

lich gedeckte Stellung ausgesucht, an welcher die Angriffe der Verbündeten sich brechen sollten, ohne daß sie ihre Macht entfalten könnten. Allein gerade nur so lange hielt der junge französische Adel ruhig dort aus, bis sich der Gegner des lästigen Seitenfeuers ungeachtet notdürftig in Schlachtordnung gereiht hatte. Dann, im ungeeignetsten Augenblick, führte Grammont seine Leute über ihre feste Position hinaus zur Offensive vor. Das sogenannte Haus des Königs, eine Elitereiterei aus den vornehmsten Elementen zusammengesetzt, stürzte sich in herzhaftem Anlauf gegen die schmale und tiefe Aufstellung des Feindes und durchbrauste die Hälfte seiner zahlreichen Linien. Allein zuletzt erlahmte an immer neuen Staffeln des Widerstandes der Impuls des Angriffs. Von Geschütz- und Gewehrfeuer überschüttet, mußten die Reiter durch die selbstgebrochene Gasse unter blutigem Verlust zurück; während die französischen Batterieen jenseits des Flusses, um nicht die eigene Partei zu treffen, ihr Spiel einzustellen genötigt wurden. Alle folgenden Versuche der Franzosen, ihre Attaquen hier oder da zu erneuern, hatten kein besseres Schicksal. Grammont hoffte schließlich noch, die Alliierten in der linken Flanke fassen und vom Ufer ab gegen die Hügel drängen zu können. Indes die Garde-Infanterie, die er zu diesem Behufe vorschickte, ward, undiszipliniert wie sie war, sofort in die Flucht gejagt, wobei sich viele in jähem Entsetzen in den Main warfen und nicht wenige ertranken. Noailles kam eben rechtzeitig herbei, um seine entmutigten Truppen, die an 5000 Mann, doppelt soviel als die Gegner, eingebüßt, nach Seligenstadt zurückzuführen.

Er war überwunden worden von Leuten, die, wie König Friedrich treffend hervorhob, eine Disposition weder gemacht hatten, noch zu machen verstanden. Auch im Gefechte selbst, während dessen wohl am meisten Umsicht die österreichischen Generale bewiesen, hatte es doch an jeder höheren, geschweige denn einheitlichen Leitung gefehlt. In der That verbarg man sich in der Armee so wenig wie im Publikum, wie blindlings der Sieg gewonnen worden; englische und deutsche Offiziere haben hinterher auf die Gesundheit des Herzogs von Grammont

angestoßen. Ja, was sogleich die Natur des erstrittenen Erfolges am allergrellsten beleuchtete: die Alliierten sahen sich durch Nahrungssorge gezwungen, noch am nämlichen Abend ihren Marsch gen Hanau eiligst fortzusetzen und die eigenen Verwundeten auf der Walstatt der höflichen Großmut des zurückgeschlagenen Feindes zu überlassen. Allein je niedriger der Grad von Intelligenz gewesen, der zu dem Endergebnis des Dettinger Tages mitgewirkt, desto höher erschienen die sittlichen Kräfte, welche darauf Einfluß ausgeübt hatten. Zucht und Gehorsam erkannte Noailles selber als die entscheidenden Vorzüge der Gegner an. Er hätte noch jene hartnäckige Standhaftigkeit hinzurechnen dürfen, vor deren nachhaltiger Glut die auflodernde Flamme französischer Wagelust verhältnismäßig rasch zusammengesunken war. Und in dieser Beziehung thaten doch auch die Führer der Verbündeten durchweg ihre Schuldigkeit. Der junge Lieblingssohn des Königs, Herzog von Cumberland, bewegte sich unerschrocken mitten im Kugelregen und empfing einen Schuß in den Schenkel. Georg II. selber stellte sich, da sein Roß scheute, zu Fuß an die Spitze eines hannöverischen Bataillons. Nicht ohne geheimes Ergötzen bemerkte Prinz Ludwig von Braunschweig, der beim österreichischen Corps gleichfalls mit Auszeichnung am Kampfe teilnahm, seinen gekrönten Vetter dort in der steifen Positur eines zum Stoß der Quart ausliegenden Fechtmeisters. Aber der schlichte Soldat hatte jedenfalls seine helle Freude an der kaltblütigen Haltung seines sechzigjährigen Monarchen und gehorchte im Abwarten wie im Feuern dessen Kommando mit Begeisterung. Insofern bezeichnete der Name Dettingen mit Recht einen Ehrentag im Leben des englisch-hannöverischen Fürsten wie seiner Krieger von beiden Seiten des Meeres und verdiente immerhin, von einem der gewaltigsten Genien der Zeit, einem Deutschen auf britischer Erde, von Händel, dem Musiker der Heldengeschichte, künstlerisch verewigt zu werden.

Auch hätten sich ohne Zweifel eben aus dem moralischen Eindruck des improvisierten Sieges die bedeutendsten Konsequenzen ziehen lassen, hätte Georg II. ihn richtig zu benutzen gewußt.

Nicht bloß Lord Stair hat dies erwartet und gefordert und ist nicht lange danach in bitterer Enttäuschung zürnend und stolz zu Herd und Pflug zurückgekehrt; auch die übrige Welt befand sich kurze Zeit über in der aufgeregtesten Spannung. Für Maria Theresia gestaltete sich die Heimfahrt von Linz, wo sie die Huldigung Oberösterreichs angenommen, die Donau hinab bis Wien gerade durch die frische Kunde von Dettingen zum rauschenden Triumphzug. Sie fühlte sich so großer Gnade des Himmels persönlich kaum würdig, wohl aber nun zu den kühnsten Hoffnungen auf das fernere Gedeihen ihres gottgefälligen Hauses berechtigt. König Friedrich dagegen ließ den Wunsch verlauten, daß seinen Herrn Onkel der Teufel hole, und malte sich die Folgen des von England und Österreich in Europa wie in Deutschland errungenen Übergewichts vorsorglich in den schwärzesten Farben aus. Bald freilich ermäßigten sich auf beiden Seiten gleich sehr die entgegengesetzten Empfindungen, als man erfuhr, daß die pragmatische Armee, obwohl sie jetzt ihre Verstärkungen an sich gezogen, bei Hanau müßig stehen bleibe, während Noailles, dicht gegenüber bei Offenbach verweilend, das linke Mainufer nach wie vor behaupten zu wollen schien [1]).

Kaiser Karl VII., der am Tage nach den gleichzeitigen Ereignissen von Niederschönfeld und Dettingen von Augsburg her wieder in Frankfurt eintraf, kam so zu sagen aus dem Regen in die Traufe. Der Pöbel ließ vor seiner Thür das Haus Österreich leben; die englischen Offiziere riefen ihm im Vorbei-

1) Die Schwierigkeit, den Hergang der Schlacht bei Dettingen im einzelnen festzustellen, betont schon Loen a. a. O. II, 302 ff. Einen neuen Bericht französischer Herkunft verwertet Oncken, Zeitalter Friedrichs d. Gr. I, 381 ff. aus dem hannöverischen Archiv. Für die Würdigung der entscheidenden Momente sind die gesunden und taktvollen Bemerkungen Carlyles nicht zu übersehen: Friedrich d. Gr. (deutsche Ausgabe) III, 715 ff. Die etwas karikierte Darstellung der Hist. d. m. temps, p. 290 sqq. bedarf der Kontrolle durch Zeugnisse wie Mr. Kendals Brief in Gentlemans Magazine, benutzt bei Coxe, Pelham I, 69. Vgl. ebd. S. 470; Arneth, Maria Theresia II, 262. 517; Polit. Korresp. II, 380 ff.

reiten: armer Kaiser! zum Fenster hinauf. Daß er mit Noailles ein paar Unterredungen hatte und zur Linderung der peinlichsten Not eben damals jenen Vorschuß von ihm annahm, mußte er sich gleich darauf durch ein Wiener Zirkularreskript öffentlich als Beweis seiner fortwährenden Abhängigkeit von Frankreich vorrücken lassen. Wirklich aber versäumte er keinen Augenblick, vielmehr bei England in geheimer Unterhandlung um einen Separatfrieden anzuhalten. Und selbst in der nächsten persönlichen Sphäre Georgs II. fanden sich doch noch deutsche Fürsten, die ihrem Kaiser mit Freuden dazu behilflich sein wollten. Der Oranier Wilhelm Friso, Graf von Nassau-Dietz, Gemahl der Prinzeß Royal, welcher schon einen Monat vor der Dettinger Schlacht die Hand dazu geboten, hatte damals allerdings kein Gehör gefunden. Bessere Aussicht jedoch winkte jetzt dem Vater des anderen britischen Eidams, dem Prinzen Wilhelm von Hessen, der als Statthalter seines Bruders, des Königs von Schweden, die Landgrafschaft zu Kassel verwaltete. Als Wirt des pragmatischen Hauptquartiers — in der Grafschaft Hanau nämlich gebot er selbständig — überdies in beiden Lagern zugleich je mit einem Kontingente beteiligt, erschien er vor allen anderen zum Vermittler berufen. Sein Wunsch, für Hessen die Kurwürde zu erwerben, spornte ihn noch besonders zum Eifer; doch war es ihm daneben aus patriotischen Gründen um die Rettung des Kaisers an und für sich zu thun. Auf seine Anmahnung geschah es, daß auch Friedrich einen Spezialgesandten nach Hanau schickte, um die Unterhandlung teils zu fördern, teils zu überwachen, wodurch dann freilich die welfische Eifersucht nicht eben angenehm berührt ward [1]).

Im übrigen stieß Prinz Wilhelm anfangs auf keine erhebliche Schwierigkeit. Dem königlichen Sieger von Dettingen

1) Loen a. a. O. II, 315ff. Mosers Lebensgeschichte II, 27. Hist. Sammlung III, 65ff. Der oranische Vermittelungsversuch erhellt aus einem Schreiben des nassauischen Gesandten v. d. Lühe an die Räte zu Hannover vom 26. Mai und aus der Antwort der letzteren vom 4. Juni 1743 (Hann. Arch.). Vgl. Polit. Korresp. II, 373. 378. 389f.

war vermutlich in Stunden des Nachdenkens bei seinem eigenen Heldentum bange; und Lord Carteret lebte, ähnlich wie ehedem Stair, vornehmlich in der Idee des Kampfes gegen Frankreich. Auf der anderen Seite verstand sich Karl VII. nun endlich zu Bedingungen, welche seiner beispiellos unglücklichen Lage angemessen waren. Er erbot sich, die französischen Truppen vom deutschen Boden zu entfernen, um alsdann mit dem Reiche zusammen sich selbst an der gemeinen Sache Frankreich gegenüber zu beteiligen; er machte sich anheischig, auf seine österreichischen Prätensionen zu verzichten und der Königin von Ungarn sogar die böhmische Kurstimme zuzubilligen. Dafür verlangte er von dieser, außer einer allgemeinen Amnestie sowie der Herausgabe der Kriegsgefangenen und der Waffenbeute, die Anerkennung seines Kaisertums und die Räumung seiner Erblande; für Bayern ferner die Königswürde und eine solide, dauernde Erhöhung seiner Einkünfte, bis zu deren Ausmittelung er eine monatliche Geldunterstützung in Anspruch nahm. In allen diesen Punkten kam man Mitte Juli zu Hanau überein. Ja um Karl Albert einige Bürgschaft für den ernsten Betrieb der Angelegenheit in Wien und zugleich eine vorläufige Erleichterung zu gewähren, erklärte sich Georg zudem zur schleunigen Zahlung von 300000 Thaler bereit. Da plötzlich, im letzten Moment vor der Unterzeichnung, forderte Carteret noch einen kleinen Aufschub, bis man sich der Zustimmung der parlamentarischen Führer daheim versichert habe. Die Antwort, welche der Kurier am 1. August von London zurückbrachte, fiel verneinend aus, und die ganze Unterhandlung zerschlug sich.

Wie recht hatte nun doch jener Fränkische von Adel gehabt, wenn er versicherte, die Absicht der Engländer sei nimmermehr, das deutsche Land von französischen Völkern zu befreien, sondern lediglich den allgemeinen Krieg gegen Frankreich zu entzünden, wie ihn England für seine eigenen maritimen Entwürfe brauche! Wie richtig hatte er selbst die britischen Minister durchschaut, welche dieses Krieges bedürften, um sich bei der Nation in Kredit zu erhalten und ein wegen unnötig verschwendeter Summen aufgebrachtes Volk durch allerhand schimärische

Projekte einigermaßen zu beruhigen! Lord Carteret war der durchtriebene Betrüger nicht, als der er nach dem jähen Abbruch der Hanauer Verhandlung in den Augen des tief gekränkten Prinzen Wilhelm oder des entrüsteten Preußenkönigs dastand. Allein er gab um seiner Stelle willen ohne Widerstand den engherzig nationalen Einwänden seiner Kollegen und Parteigenossen nach. Den Gebrüdern Pelham wie den Whigs ihres Schlages aber galt schon die geringste Rücksicht auf den Kaiser für kleinhannöverische Politik, in deren Netz sie Carteret durch den persönlichen Einfluß seines Königs verstrickt wähnten. Der echt großbritannische Gesichtspunkt, aus welchem sie die deutsche Frage anschauten, war hingegen der, daß man die schwache Seite der gegenwärtigen Situation Frankreichs, die gerade in seiner thörichten, Millionen verschlingenden Verbindung mit Karl VII. zu erkennen sei, sorgfältig forterhalten müsse. Was sollte ihnen auf der anderen Seite an der Existenz eines selbständigen Bayerns gelegen sein, von welchem sich England gewiß niemals, wie wenigstens künftig vielleicht von Preußen, ausgiebigen Beistand im Streite mit den Bourbonen versprechen durfte? Weit besser doch, wenn Österreich mit gehäufter Macht in jenen süddeutschen Bezirken den Franzosen gegenüber Wache hielt und ebenso, was an kaiserlichen Befugnissen noch nutzbar sein mochte, wie vordem so auch fürder für sich und damit zugleich für die gute Sache der seemächtlichen Allianz verwendete! Und lief nicht gerade hierauf die eigene Forderung der österreichischen Regierung hinaus? Georg und Carteret hätten wahrlich auch ohne jeden Londoner Einspruch wenig Aussicht gehabt, die Königin und ihre Ratgeber, denen sie in der That kaum deutliche Kunde von den Hanauer Besprechungen zu geben wagten, zur Annahme des dort entworfenen Vergleiches gütlich zu bereden [1]).

Denn der Wiener Hof wiegte sich damals im fröhlichen Taumel der Eroberungslust. Jetzt oder nie! hieß die auf-

1) Preuß. Staatsschr. I, 623 ff. Coxe, Pelham I, 74 f. 167. Hist. d. m. temps, p. 293. Arneth, Maria Theresia II, 297 f.

fordernde Losung Maria Theresias; nur ja kein verkleisterter Friede! lautete der geschmacklose Predigttext, welchen Bartenstein unermüdlich in seinen Rundschreiben wiederholte. Und zunächst schienen auch die militärischen Errungenschaften immerhin zu so energischen politischen Vorsätzen zu berechtigen. Ohne langes Bedenken bewegte sich das Heer des Prinzen von Lothringen durch Schwaben gegen den Oberrhein und nötigte, während es die Nachzügler der Truppen Broglies vor sich herschob, zu gleicher Zeit den Marschall Noailles, sich bei Worms ebenfalls über den Strom zurückzuziehen. Wohl erwuchs aus dieser neuen Wendung des Krieges den vorderen Reichskreisen mancherlei Ungemach. Österreichische Agenten hatten zwar bisweilen hoffen lassen, die Königin werde zur Schonung der Neutralen ihre unregelmäßigen Scharen über Bayern nicht hinausschicken. Nun jedoch war von so zarter Aufmerksamkeit keine Rede mehr. Auch der friedliche Westdeutsche lernte daher jetzt aus eigener Anschauung das berühmte Bravourstück der Panduren und Husaren kennen, wie sie den Säbel zwischen den Zähnen zu Roß die Flüsse durchschwammen. Einige Tausend dieser Unholde stießen sogar, geführt von dem phantastisch aufgestutzten Menzel, zur pragmatischen Armee hinüber, weil es daselbst bisher an leichter Waffengattung gemangelt. Natürlich fielen denn unterwegs vielfältige Exzesse vor. Als aber der schwäbische Kreis dem gegenüber die von den Franzosen beobachtete Mannszucht in Erinnerung brachte, verbat sich Maria Theresia neuerdings jeden derartigen Vergleich. Auch bei der Berechnung der Lieferungen und Dienste verlangte sie für ihre Soldaten als Befreier und Freunde niedrigere Preise, als die feindlichen Unterdrücker gezahlt. Ja die österreichischen Offiziere selber fuhren ihre unbefriedigten Quartiergeber geradezu mit dem Verweise an, sie hätten sich durch französisches Gold verblenden lassen! Allein was wollten alle solche, verhältnismäßig geringe Beschwerden gegen die große Thatsache bedeuten, daß nun endlich nach zweijähriger Anstrengung wenigstens das rechtsrheinische Deutschland von französischer Invasion gesäubert war? Nur durfte man dabei nicht stehen bleiben, sondern

mußte das so weit geförderte Werk, wofern man es nicht sofort durch einen maßvollen Friedensschluß beenden mochte, durch Aufbietung aller Kraft bis an das glorreich vorschwebende Ziel hinausführen. Im Reiche freilich herrschte nicht die mindeste Begeisterung für die Idee eines Eroberungskrieges gegen Frankreich. Selbst die Freunde der Höfe von Wien und London erklärten offen Ruhe und abermals Ruhe für das einzige wahre Bedürfnis des gequälten Vaterlandes. Der Abzug der Franzosen, so wohl sie an sich damit zufrieden waren, erschien doch auch ihnen zugleich als erwünschtes Vorzeichen der baldigen Entfernung der Engländer, wie der Ungarn und Kroaten. Trotz alledem hätten die Österreicher und Hannoveraner jener Tage mit ihrer Kriegslust den Nationaldank der deutschen Nachwelt verdient, wenn sie wirklich imstande gewesen wären, die verlorenen Grenzlande des Reichs auch wider dessen Willen herbeizubringen. Aber ungeschickter, als im Herbst 1743 geschah, hätte man sich kaum dabei anstellen können.

Karl von Lothringen stattete, von Khevenhüller begleitet, einen Besuch im Hanauer Lager ab und ward gleich sehr überrascht durch die Schönheit der Truppen Georgs II. wie durch die republikanische Unordnung, die im pragmatischen Hauptquartier waltete. Nicht ohne Mühe vereinbarte man darauf einen Feldzugsplan, demzufolge Prinz Karl mit den Seinen vom Breisgau aus das Elsaß in der Front angreifen sollte, während dem Könige die Aufgabe zufiel, nachdem er bei Mainz den Rhein überschritten, von Norden her die französische Aufstellung vor den Vogesen in der Flanke zu fassen. Einer direkten Verbindung beider Armeen, wodurch man sicherlich am meisten ausgerichtet haben würde, zeigte sich der Prinz aus Eigensucht abgeneigt, weil er in diesem Falle dem britischen Monarchen den Oberbefehl hätte einräumen müssen. Mitte August ging vorüber, ehe die pragmatischen Alliierten von Biebrich aus ohne jegliches Hindernis das linke Rheinufer betraten. Noch einmal erbaute sich der diesseitige Deutsche an der ehrbaren Leutseligkeit des welfischen Fürsten und der schäkernden Galanterie seines tapferen Sohnes, noch einmal starrte er verdutzt die

ernsthaften Gesichter der Engländer und die nackten Beine der Bergschotten an; dann atmete er erleichtert bei dem Gedanken auf, daß die Last der Verpflegung dieser unerbetenen Erlöser auf die Schultern der Reichsstände da drüben abgewälzt werde. Der Sieger von Dettingen jedoch zog gen Worms, um dort abermals wochenlang in ebenso vollkommener militärischer Unthätigkeit, wie zuvor bei Hanau, zu verharren; während Noailles, der seinen Gegner kannte, nicht minder ruhig eine Strecke weiter südlich die neu errichteten Befestigungslinien an der Queich besetzt hielt. Erst als der Marschall diese Stellung freiwillig verließ, um für den Notfall am Oberrhein gegen die Österreicher bei der Hand zu sein, ermannten sich die inzwischen noch durch das langersehnte Kontingent der Holländer verstärkten Pragmatiker zu dem Entschluß, über Speyer vordringend, besagte Linien zu schleifen. Dann aber, nachdem sie solche Thathandlung vollbracht, drehten die 70000 Mann um, ohne auch nur Landau ernstlich bedroht zu haben, und entwandelten im Oktober desselbigen Weges, den sie gekommen, über den Strom zurück. Einzig und allein Oberst Menzel war mit seinen Spießgesellen auf flüchtigem Streifzug Mosel und Saar entlang in Lothringen eingebrochen. Indes die räubermäßige Spur, womit er seinen Pfad bezeichnete, und der Ton des Menschenfressers, den er auch hier, wie einst in Bayern, in seinen Proklamationen anschlug, waren natürlich am allerschlechtesten dazu geeignet, Sympathieen mit der früheren Landesherrschaft bei der Bevölkerung zu erwecken. Noch weit minder freilich wäre an solche Regungen im Elsaß zu denken gewesen, wo sich im Gegenteil Tausende bewaffneter Bauern mit Eifer des Alarmdienstes auf den von Hüningen bis Straßburg angelegten Uferschanzen annahmen. Diesen umfassenden Verteidigungsanstalten, zu denen die bequeme Langsamkeit des Prinzen Karl den Franzosen Zeit gelassen, sowie der Vorsicht des Marschalls Coigny, dem an Broglies Statt der Befehl über die Südarmee übertragen worden, war es dann zuzuschreiben, daß die Österreicher trotz mehrfacher herzhafter Versuche mit dem Übergange gar nicht zustande kamen.

Nur eine Insel südlich von Breisach brachte Prinz Karl eine Zeit lang in seine Gewalt, und Trencks Irreguläre ließen sich ein paarmal jenseits im Lande blicken, verwünschen, aufs Korn nehmen und zurückjagen. Dann ward es auch hier oben still, und alles bezog die Winterquartiere [1]).

Wohl hätte man über eine so zahme Kriegführung weidlich spotten mögen, wären nur ihre Folgen für Deutschland nicht in so hohem Grade beklagenswert gewesen. Denn je weniger der bisherige Kampf die gehoffte Entscheidung herbeigeführt, desto fester stand bei den Verbündeten, zumal bei Maria Theresia, der Vorsatz, das Versäumte künftig mit gesteigertem Kraftaufwande wieder einzubringen. Inzwischen aber ward das Reich immer tiefer in den unwürdigen Zustand einer von allen Seiten mißachteten und mißbrauchten Neutralität hineingezerrt. Unablässig zogen über dem wehrlos offenen Lande die Staubwolken der erbärmlichsten Zänkereien hin und her. Schon beim Rückmarsch der pragmatischen Truppen, von denen sich Briten und Holländer nach Belgien, die Hessen in ihre Heimat wandten, wetteiferten die zahllosen kleinen Herrschaften förmlich darin, die ortsunkundigen Fremden so rasch wie möglich, oft auf Irrwegen, den Nachbarn über den Hals zu schicken. Andererseits beschuldigte selbst das treue Darmstadt einen hannöverischen General, er habe sich durch Schikanen dafür gerächt, daß man ihm kein Wildpret geliefert. Die Hannoveraner wählten ihre Quartiere im Mainzischen sowie vornehmlich in den niederrheinischen und westfälischen Stiftslanden des Kölner Kurfürsten, den jetzt sogar der Einfluß der Damen nicht mehr von England abzuziehen vermochte; allein auch da wollten die gegenseitigen Beschwerden hernach kein Ende finden. Köln und Mainz konnten übrigens anstandshalber nicht umhin, zugleich je ein Regiment von den neutralisierten Kaiserlichen bei sich aufzunehmen, deren fernerer Unterhalt in dem schmalen Wemdinger Gebiet unmöglich geworden. Wie bettelhafte Verhand-

1) Arneth, Maria Theresia II, 263 ff. Loen a. a. O., S. 319 f. 339 ff. Adelung, Staatsgesch. III, 2. S. 192 ff. (Dazu manche Notiz aus dem Hann. Archiv.)

lungen aber mußte der Frankfurter Hof Monate hindurch fortspinnen, ehe jenes ganze Seckendorffische Corps bei den verschiedensten Reichskreisen oder -ständen vom Kocher und der Altmühl an bis hinab nach Cleve mietweise untergebracht war! Denn ängstliche Leute vermuteten in diesen lediglich aus Not zerstreuten Heeressplittern vielmehr eine politische Wintersaat, aus der im nächsten Frühling die vielbeschrieene Sekuritätsarmee doch noch hervorwachsen werde; während sich andere, natürlich insbesondere klerikale Gemüter, noch einmal von frommem Schauder ergriffen fühlten, als die alten Säkularisationsgerüchte plötzlich aufs neue, von Wien her aufgerüttelt, ins Publikum hereinschneiten. Am allerschwierigsten zeigte sich dem Quartiergesuche Karls VII. gegenüber der schwäbische Zirkel, der sich freilich ohnedies in höchst beklommener Lage befand. Denn von den Truppen des Prinzen von Lothringen, deren Hauptmasse sich nach Bayern zurückbegeben hatte, waren doch einige ungarische Abteilungen in Vorderösterreich stehen geblieben und verletzten strenggenommen durch ihre bloße Anwesenheit die so bänglich bewahrte Reinseitigkeit jenes Kreises. Daher machten sich denn auch die Franzosen kein Gewissen daraus, vom Elsaß her hie und da einen Vorstoß über den Strom zu wagen; ja sie setzten sich auf einem badischen Eiland im Rhein in der Nähe von Hüningen dauernd fest. Umsonst erhoben die Schwaben darüber beim Reichstage Lärm. Der gescheite Vorschlag Württembergs, die Oberrheingrenze unterm Schutze dort aufzustellender Kreisvölker überhaupt zu neutralisieren, fand zwar unter der Hand sogar bei Hannover Beifall; allein wie hätte Österreich sich auf solche Weise den kürzesten Weg zur Offensive gegen Frankreich versperren lassen sollen? In der damaligen militärischen Situation wenigstens wollte es nichts davon hören [1]).

Aus diesem Wuste von Kleinigkeiten, die in ihrer Summe dennoch die Größe des Jammers der nationalen Zustände sicht-

1) Adelung a. a. O. III, 2. S. 244 f. 248. 263 f.; IV, 35 ff. Histor. Sammlung II, 367 ff. Ennen, Stadt und Kurstaat Köln II, 244 ff.; im übrigen aus hannöverischen Akten.

lich darlegten, ragten zwei wirklich bedeutende Thatsachen weit hervor: die Unterwerfung Bayerns und der sogenannte Diktaturstreit, beides Früchte der Siegespolitik Maria Theresias. Kaum war im Sommer 1743 das bayerische Land durch die Waffen der Königin gründlich bezwungen worden, so fand sich dort eine Schar von österreichischen Beamten ein, um im Namen derselben die gesamte Verwaltung in die Hand zu nehmen. Auf den Herbst beraumte sodann der Präsident der neuen Administration, Graf Goes, eine allgemeine Vereidigung der Landsassen an, wodurch sie nicht allein zum Gehorsam, sondern ausdrücklich zur Unterthanentreue gegen Maria Theresia verpflichtet wurden. Karl Albert verbot die Leistung dieses Eides; aber Drucker und Verbreiter seines Erlasses wurden, der eine mit dem Strang, der andere mit Staupbesen und Brandmal bestraft. Alle Hoheitsrechte übte darauf die österreichische Obrigkeit ungehindert aus; die kriegstüchtige Jugend ward für die nach Italien bestimmten Regimenter angeworben oder auch einfach gepreßt. Dabei benahm sich die ungarische Soldateska in den bayerischen Winterquartieren so rücksichtslos, daß Freunde Österreichs aus Regensburg schrieben: man sehe, die Königin werde das Land nicht behalten, sondern ruiniert und ausgesogen zurückgeben wollen. Bald standen Tausende von Bauernhöfen leer; in den inneren Bezirken am Walde herrschte himmelschreiendes Elend. Zum Aufstande jedoch, wie ein Menschenalter früher in ähnlicher Lage, waren Mut und Kraft im Volke nun nicht mehr vorhanden. Es gereichte Karl VII. zur Ehre, daß man ihn niemals gebeugter gesehen. Allein vergebens rief er dem taubstummen Reichstage seine Klagen zu; vergebens mahnten kaisertreue Flugschriften: es scheine, Deutschland küsse seine Fesseln und wolle seine Stärke gleich einem anderen Simson einer Delila aufopfern! Wiener Zirkularreskripte spendeten dagegen den schneidenden Trost, daß die Justiz in Bayern jetzt weit besser als vorher gehandhabt werde. In dem Unterthaneneide ferner wollten sie noch keine definitive Huldigung erblicken. Ja sie stellten gar großmütig dem Kurfürsten nach dem Frieden so viel Land in Aussicht,

als er vorm Kriege besessen; nur lasse sich gegenwärtig noch nicht bestimmen, wie und wo [1]. In Wahrheit aber hatte die politische Weltweisheit der britisch-österreichischen Allianz auch hierfür im stillen Vorsorge getroffen.

Denn während in der Presse, am gediegensten wohl durch Schmauß, noch die Versetzung des Kaisers nach Belgien und den übrigen Gebieten weiland Karls des Kühnen empfohlen ward, trugen sich die Staatsmänner der pragmatischen Seite bereits mit dem sonderbaren Gedanken, Karl Albert für den Verlust seiner Erblande vielmehr in Italien zu entschädigen. König Georg nämlich hatte seine strategische Muße im Lager zu Worms wie die frühere in Hanau, diesmal jedoch mit besserem Erfolge, zu diplomatischen Geschäften benutzt, indem er daselbst im September 1743 einen Bündnisvertrag zwischen Österreich und dem von französischen Ränken gefährlich umworbenen Sardinien vermittelte. Nur mit lebhaftem Widerstreben ging Maria Theresia dabei auf das ihr wiederum von England zugemutete Opfer ein, auch jenem italienischen Preußen, wie man schon damals gesagt hat, nicht unbeträchtliche Landabtretungen in der Lombardei für künftig zu bewilligen. Dafür erhob man sich jedoch gemeinsam zu dem großen Vorhaben, das Haus Bourbon von der Halbinsel völlig zu vertreiben, worauf das Königreich Neapel an Österreich zurückfallen sollte. Und eben hierin glaubte die Wiener Regierung das erwünschte Tauschobjekt zum Behufe der Einverleibung Bayerns gefunden zu haben. Der junge Graf Kaunitz, der sich in jenen Tagen als österreichischer Gesandter in Turin die diplomatischen Sporen verdiente, hat an dieser Idee zuerst seine hochpolitische Kombinationsgabe geübt; die Piemontesen waren eifrig dafür, die Engländer keineswegs dawider. Karl VII. freilich warf sich nicht so weit weg, dergleichen Vorschlägen Gehör zu geben. Selbst wenn er wirklich minder fest mit Kopf und Herzen an

1) Adelung a. a. O. III, 2. S. 204 f. 226; IV, 54. Histor. Sammlung III, 117 ff. 258 ff. Hist. de la guerre de Bohème III, 32 (dazu Hann. Arch.).

seinem Bayern gehangen hätte, verbot ihm schon seine kaiserliche Stellung, sich nach Apulien verschicken zu lassen, wie einst zum Vorteil des Hauses Wittelsbach dessen Mündel, der Staufer Konradin. Und zielte nicht vielleicht das ganze dynastische Schacherprojekt seiner Gegner geradezu dahin, ihn unversehens mit guter Art vom Throne des Reichs herunterzuziehen? Nie wenigstens hatten sie ihm auch sonst so gröblich an die Krone getastet, wie in diesem Augenblick [1]).

Zehn Tage nach Abschluß des Wormser Vertrages, am 23. September 1743, während gleichzeitig auf dem Landshuter Rentamt die Niederbayern den erzwungenen Treuschwur ablegten, diktierte die Mainzer Direktorialgesandtschaft den übrigen Reichstagsmitgliedern zu Frankfurt die berufenen österreichischen Verwahrungsurkunden und verschaffte so der Königin den seit anderthalb Jahren vergeblich erstrebten Triumph, dem Kaiser und mit ihm der Reichsversammlung selbst den ungezügelten Ausdruck ihrer Nichtachtung ins Angesicht zu schleudern. Es hatte einer Reihe begünstigender Umstände bedurft, ehe es so weit kommen konnte. Der verstorbene Reichserzkanzler hatte sich auch in der Schwäche seiner letzten Tage, wie freundlich er sich übrigens Österreich wieder zugewandt, der verlangten Diktatur jener Proteste beständig geweigert; allerhöchstens wollte er sie stillschweigend zu den Akten legen. Eben auf eine öffentliche Demonstration aber hatte es Maria Theresia abgesehen; mochte sie bei ihrer Forderung noch so sehr die Versöhnlichkeit ihrer Gesinnung herausstreichen, mochte sie noch so lebhaft versichern, daß es sich einzig um eine unschuldige Verwahrung der Rechte ihres Erzhauses handle. In den neuen Kurfürsten von Mainz drangen deshalb Österreich und England mit vereinten Kräften und fanden ihn innerlich durchaus bereit, sich ihrem Ansinnen zu fügen. Dennoch stieß sich die Ausführung des Anschlags noch eine Weile an der Besorgnis vor dem Widerspruche anderer Kurhöfe. Obwohl nämlich sogar der brandenburgische

1) Histor. Sammlung II, 233 ff. Arneth, Maria Theresia II, 279 ff. 496. Ranke, Preuß. Gesch. V, 52 f.

in dieser Frage zuletzt ein merkwürdiges Entgegenkommen zeigte, so machte er doch dabei wiederum den Vorbehalt, daß die Protestation der Königin weder der Würde des Kaisers noch der Vollgültigkeit seiner Wahl zum Präjudiz gereichen dürfe; eine Bedingung, welche mit dem wohlbekannten Inhalt jener maßlosen Urkunden platterdings unvereinbar war. In dieser immer noch ungewissen Lage zeigte sich dem Wiener Kabinette plötzlich ein unvermuteter Ausweg.

Ende Juli, nachdem sich auch das Heer des Herzogs von Noailles auf heimatliches Gebiet zurückgezogen, übergab der Geschäftsträger Ludwigs XV. beim Reichstage, Herr de la Noue, eine Deklaration seines Monarchen, worin die geschehene Abberufung der französischen Truppen vom deutschen Boden höflich gemeldet, als ein freiwilliger Akt der Freundschaft bezeichnet und durch die Kunde von dem Vermittelungswunsche des Reiches, wie von den schwebenden Friedensverhandlungen motiviert ward. Es war eine ganz gewöhnliche politische Verlegenheitslüge, welche nur durch die artige Zierlichkeit ihres echt Versailler Kostüms einiges Aufsehen zu erregen imstande war. Auf der anderen Seite konnte man es dem Wiener Hofe schwerlich verargen, wenn er danach begierig war, sie nach Abreißung dieses Flitterputzes in voller Häßlichkeit dem deutschen Publikum vor Augen zu führen. Warum sollte daher in der von Bartenstein verfaßten Gegenerklärung Maria Theresia nicht nach Herzenslust die treulose Politik Frankreichs in unumwundener Scheltrede geißeln? Warum sollte sie dabei nicht den Streitruf: Jetzt oder nie! mit erhöhter Leidenschaft abermals ausstoßen und ihr eigenes Verlangen nach Schadloshaltung für die Vergangenheit und Sicherung für die Zukunft mit verdoppeltem Nachdruck wiederholen? Leider jedoch begnügte sich die Königin damit nicht. Die Deklaration de la Noues war, wie bei solchen Kundgebungen herkömmlich, durch Diktatur bekannt gemacht worden. Also, rechnete man in Wien, müsse auch die österreichische Antwort zur Diktatur gelangen; wiewohl die Herren von Palm und Plettenberg, welche dieselbe von Regensburg nach Frankfurt schickten, an letzterem

Orte durch Österreichs eigene Schuld in der That gar nicht als Gesandte beglaubigt waren. Dann aber hatte man ja die ersehnte Gelegenheit gefunden, am Reichstage trotz alledem zu Worte zu kommen und somit, wenn man einmal das Wort besaß, auch die alten Protestationen scheinbar beiläufig endlich an den Mann zu bringen! In das erwidernde Promemoria selbst wurden deshalb, außer einem Hinweise auf jene früheren Proteste, eine Menge von neuen, zum Teil kaum glimpflicheren Ausfällen gegen Karl VII., seine Stellung und Regierung, und also indirekt auch gegen den von ihm neu eröffneten Reichstag eingefügt, obendrein jedoch diesem schon an sich zum mindesten beleidigenden Schriftstücke die gesamten aufrührerischen Verwahrungsurkunden vom Jahre 1742, sozusagen mit Haut und Haaren, als Beilagen angehängt. Durch die Diktatur dieser Dokumente ward also die Reichsversammlung genötigt, ein schriftliches Attentat auf die Krone ihres kaiserlichen Oberherrn, auf ihre eigene Legitimität, ja fast auf den ganzen bestehenden Rechtszustand im Reich in feierlicher Form ihren Akten einzuverleiben. Zu dieser Handlung schritt das Mainzer Direktorium überdies auf eigene Faust, ohne vorgängige Anzeige an den Kaiserhof oder das Kurkollegium, ja ohne auch nur einem einzigen der kurfürstlichen Mitgesandten oder sonst irgendwelchem anderen Reichsstande vor der dazu anberaumten Zusammenkunft eine orientierende Eröffnung deswegen gemacht zu haben [1]).

1) Die obige, vielleicht etwas umständlich aussehende Darlegung der Genesis der berüchtigten Diktatur vom 23. September 1743 beruht auf zahlreichen Berichten hannöverischer Gesandter in Regensburg und Frankfurt, welche sich im Vertrauen der dortigen österreichischen, beziehungsweise Mainzer Reichsdiplomaten befanden. Eine nähere Auseinandersetzung der Art erschien indes wünschenswert gegenüber den Differenzen, welche die neueren Darstellungen dieser Vorgänge bei Arneth, Maria Theresia II, 303 ff. und Droysen, Friedrich der Große II, 183 ff. aufweisen. Wenn der letztere z. B. (ebd. S. 185, Anm. 1) bemerkt: „Arneth stellt die Dinge so dar, als handle es sich in dem sogen. Diktaturstreit um den schon 1742 veröffentlichten österreichischen Protest, nicht um das Promemoria in Antwort auf de la Noues Memorial vom 26. Juli“,

So völlig war in dem achtzigjährigen Reichstage das Leben dennoch nicht erloschen, daß er nicht hierdurch momentan in eine schwer beschreibliche innere Bewegung versetzt worden wäre.

so muß man dem entgegnen, daß es sich in der That um beides handelte, doch so, daß allerdings das neue Promemoria wesentlich als Vehikel für die Insinuation der alten Verwahrungsurkunden diente. Nicht durchweg richtig, namentlich chronologisch nicht genau genug, wird der Sachverhalt übrigens auch Preuß. Staatsschr. I, 388 ff. dargelegt. Der Kern der Meinungsverschiedenheit bei Droysen und Arneth besteht natürlich hier wie überall in der entgegengesetzten Auffassung sämtlicher Streitpunkte zwischen Preußen und Österreich, wodurch die Werke beider Forscher neben ihrer historischen Bedeutung eine so lebendige politische Frische erhalten, und wodurch demjenigen, der nach einer allgemein deutschen Anschauung unserer Geschichte strebt, in den meisten Fällen lediglich die bequeme Aufgabe zufällt, jene beiden einseitigen Ansichten durch eine Art geistiger Stereoskopie in ein Gesamtbild zu vereinigen; doch darf dabei nicht verschwiegen werden, daß alsdann das letztere gemeinhin den längst bekannten Grundlinien entspricht, wie sie Rankes sichere Hand voreinst mit unvergleichlicher Objektivität, wie immer, entworfen. Was nun die Sache selbst betrifft, so ergeben sich die entscheidenden Momente aus der Kombination der Äußerung der preußischen Minister vom 7. Oktober (Polit. Korresp. II, 439 f.) mit dem Berichte Bottas vom 8. Juni 1743 (Arneth, Maria Theresia II, 529). Danach bezog sich die preußische Zusage der Duldung der Diktatur natürlich auf die bekannten Verwahrungsurkunden selbst; sie eben waren nach österreichischem Sprachgebrauch jene protestation innocente, von der Botta redete (vgl. Polit. Korresp. II, 448 mit dem zweiten Nachtrag zu den genannten Urkunden, Histor. Samml. I, 139). Der preußische Vorbehalt andererseits, den Botta gar nicht mit nachhause berichtet hat, galt nach dem unbefangenen Schreiben der preußischen Minister dem Akte der Protestation überhaupt und bildete allerdings, wie oben angedeutet, mit deren Inhalt zusammengehalten von vornherein eine contradictio in adjecto. Durch diese widerspruchsvolle Gestalt erhielt die preußische Zusage vom Juni von Haus aus einen dilatorischen Charakter, wie er auch sonst der Situation entsprach. Auf den nachträglichen ostensiblen Erlaß Friedrichs vom 15. Oktober (Polit. Korresp. II, 448 f.) darf man dagegen nicht, wie Droysen thut, die Darstellung der früheren Vorgänge vorzugsweise gründen. Als eine empfindliche Lücke in der Polit. Korresp. ist das Fehlen aller zwischen dem 8. Juni und 8. Oktober an den preußischen Reichstagsgesandten Pollmann ergangenen Reskripte zu rügen. Wenn sich die Zurücksetzung, welche die preußische Reichspolitik in jenem großen Werke durchweg erfahren, im allgemeinen damit ent-

Am besten möchte es wohl dem Anblick eines aufgestöberten Ameisenhaufens zu vergleichen sein, wie im Verkehr der Gesandten die Äußerungen des Erstaunens, der Besorgnis, der Entrüstung hin und wieder liefen. Nur leider trifft das Bild auch darin zu, daß, nachdem eine Zeit über in eifrigem Gewimmel unzählige Meinungen durcheinandergeschoben worden, sich allgemach das Ganze wieder in den alten Zustand träger Ruhe zurückwühlte. Man will den Kaiser entthronen, der Reichsversammlung das Dasein absprechen! riefen die einen. Im Gegenteil glaubten andere, daß Österreich auf diese Weise mit Gewalt den eigenen Wiedereintritt in den Reichstag zu erzwingen denke, um zunächst das Direktorium im Fürstenrat an sich zu nehmen und alsdann für seine Zwecke weiter zu arbeiten. Gerade in den altfürstlichen Kreisen bemerkte man die höchste Aufregung, worin es wieder die Vertreter von Hessen-Kassel und Bayreuth allen übrigen zuvorthaten. In diesen Regionen war es, wo Kurmainz — der Reichsminister, der den Reichsmagister spiele — wegen der Unregelmäßigkeit, der Eigenmächtigkeit, der formlosen Überstürzung seines Verfahrens am heftigsten, wie man damals sagte: angezapft ward. Allein das Bestreben, bei solcher Gelegenheit dem ganzen kurfürstlichen Kollegium, dem man, wo nicht Mitschuld, so doch Pflichtversäumnis beimaß, im fürstlichen Interesse etwas am Zeuge zu flicken, lenkte natürlich die Aufmerksamkeit von der Hauptsache störend ab. Und so auch sonst: je gründlicher man sich nach alter, übler Gewohnheit in die tausend Fragen des formalen Reichsrechtes vertiefte, welche sich an den vorliegenden Fall anschlossen oder wenigstens anknüpfen ließen, desto mehr verlor man nach und nach den eigentlichen, hochpolitischen Kern des unerhörten Ereignisses aus den Augen. Karl VII. selber

schuldigen läßt, daß gerade an dieser Gattung von auswärtigen Dingen der König selbst persönlich den geringsten Anteil nahm, so durfte doch in Fällen wie der vorliegende nicht zum Schaden der deutschen Geschichte mit ein paar Mitteilungen gekargt werden, aus denen allein über eine auch für die allgemeine politische Haltung Friedrichs bedeutende Angelegenheit volles Licht zu gewinnen war.

trifft ein derartiger Vorwurf nicht. Er richtete vielmehr sofort ein Rundschreiben an sämtliche Reichsstände, worin er zwar auch der äußerlich begangenen Ungesetzlichkeiten rügend gedachte, vor allen Dingen jedoch den gegen das Innerste der Verfassung verübten Angriff bloßlegte und die Notwendigkeit betonte, jene ärgerlich unehrerbietigen Schriftstücke, welche von einer in ihnen selbst für illegitim erklärten Körperschaft doch unmöglich angenommen werden könnten, aus den Akten des Reichs mit Entschiedenheit wieder hinauszuwerfen.

Von den Antworten, welche auf dies kaiserliche Schreiben eingingen, fanden die der sechs Kurfürsten, denen ein Urteil über die Handlung ihres Mainzer Kollegen in erster Linie zustand, alsbald den Weg in die Öffentlichkeit. Sie waren sehr verschieden ausgefallen. Pfalz nahm vollkommen den Standpunkt des Kaisers ein, Trier ebenso bestimmt den entgegengesetzten. Köln erklärte sich, seiner sonstigen Haltung ungeachtet, in befriedigenden Wendungen zu den erforderlichen Maßregeln bereit. Sachsen verbarg seine Mißbilligung des Geschehenen nicht, hielt indes an Stelle der Remotion von den Akten die geräuschlosere Form der Annullierung der Diktatur durch einfachen Ausspruch des Kurkollegs für genügend. Am meisten Aufsehen erregten jedoch die Erwiderungen Preußens und Hannovers. König Friedrich war vom ersten Augenblick an entschlossen, einen wahren Höllenlärm wegen des abscheulichen Vorfalls aufzuschlagen. Je ängstlicher seine Minister und Botschafter an jene früheren, freilich bedingten Zugeständnisse Preußens erinnerten oder aus allerhand anderen Gründen zur Vorsicht rieten, um so gebieterischer forderte er von ihnen die stärkste Sprache, den höchsten Ton gegen Mainz und Österreich. Ohne alle Umschweife ergriff er die Angelegenheit in ihrer nationalpolitischen Substanz, indem er seinen Reichstagsgesandten eigenhändig anwies, zu erklären: so lange das Haus Brandenburg stehe, werde es niemals zugeben, daß etwas gegen die Reichskonstitutionen oder die Freiheiten und Gerechtsame deutscher Fürsten geschähe! Seine Antwort an Karl VII. aber sprühte den aufrichtigsten Zorn über den dem Kaiser und in

dessen Person dem Reiche widerfahrenen Schimpf und gab die wärmsten und bündigsten Versicherungen, zu jeglichem Schritt aufs kräftigste beitragen zu wollen, wodurch die Ehre und Würde des rechtmäßig erwählten Oberhauptes vor Anfechtung und Beleidigung behütet werde. Im grellsten Kontrast stand hierzu die Entgegnung Hannovers. Georg II. war in dem ganzen Diktaturstreite von vornherein durchaus Partei. Seit Jahr und Tag trug sein Komitialgesandter Hugo die Instruktion in der Tasche, sich der Protokollierung der Proteste Maria Theresias nicht zu widersetzen. Wenn man zudem erwog, wie der Brite Villiers in Mainz bei und nach der Wahl des Grafen von Ostein mit dem Österreicher Cobenzl stets an einem Strange gezogen, so lag der allerdings übertriebene Argwohn nahe genug, als habe sogar bei dem letzten, entscheidenden Streich eben England-Hannover dem Erzkanzler im stillen mit die Hand geführt. Kaum indes war der Schlag gefallen, so bot die hannöverische Regierung wenigstens wiederum bei Württemberg, Braunschweig, Gotha und den übrigen zugänglichen Höfen ihren ganzen Einfluß auf, um jede Regung zugunsten des so schnöde verletzten Kaisers hintanzuhalten. Und demgemäß unternahm denn auch das weitläufige Schreiben Georgs an Karl VII. nicht etwa bloß die Entschuldigung, sondern die vollständige Rechtfertigung der Handlungsweise der Königin wie des Reichsdirektors. Die juristische Gewandtheit, welche der Großvogt von Münchhausen, der Vater der Göttinger Hochschule, und die übrigen Geheimräte zu Hannover vollauf besaßen, ward hier dazu mißbraucht, die frechste Verhöhnung der Majestät von Kaiser und Reich im Licht einer harmlosen Bethätigung reichsständischer Freiheit darzustellen. Wohl hatte der landesfürstliche Partikularismus längst dafür gesorgt, daß die vornehmste Urkunde der geltenden Verfassung für solche Fälle den Ständen wider ihren Kaiser hundert gegen eine Waffe zur Verfügung stellte; und gerade inbezug auf den Brauch der Diktatur hatte man noch bei der jüngsten Umschmelzung der Wahlkapitulation die kaiserlichen Befugnisse empfindlich enger einzugrenzen gewußt. Demohnerachtet konnte von nationalem

Standpunkt aus in diesem Streite Recht oder Unrecht nimmermehr zweifelhaft sein. Auch Friedrich von Preußen freilich verfuhr dabei im Sinne seiner politischen Partei; jetzt aber war eben dies die Partei der vaterländischen Institutionen. Georg II. dagegen belud, indem er die tödliche Beschimpfung des Kaisers, den er selbst gekoren, mit heuchlerischer Schutzrede gleichsam einsegnete, in jenem Moment als deutscher Fürst den eigenen Namen mit historisch unvergänglichem Vorwurf.

Nichtsdestoweniger behauptete die welfische, reichszerstörende Politik aufs neue das Feld. Denn das war nun einmal der beste Rat, den selbst das Schicksal für die fernere Entwickelung unserer damaligen Gesamtzustände wußte, daß es die Toten ihre Toten begraben ließ. Karl VII. brachte zwar, durch den mannhaften preußischen Zuspruch nicht wenig gestärkt, seinen Antrag auf Rejektion der österreichischen Diktate im Dezember förmlich an den Reichstag. Der aber zog es vor, zu schweigen. Das Auftreten Friedrichs hatte wohl auf alle Mitstände vorübergehend Eindruck gemacht, jedoch die meisten eigentlich mehr erschreckt, als ermutigt. Nachhaltig erwies sich seine Wirkung einzig am Wiener Hofe, wo man sich seitdem vom bloßen Verdachte fast zur sicheren Überzeugung aufschwang, daß Preußen einen neuen Krieg gegen Österreich im Schilde führe. Hannover seinerseits agitierte weiter und bemerkte mit Vergnügen, wie der Kaiser, in der ehrlichen Illusion, seiner Auffassung dennoch zum Siege zu verhelfen, den offenen Briefwechsel mit Georg II. bis zur unausbleiblichen Ermüdung der Geister fortsetzte. In der Presse wälzte sich natürlich auch außerdem der Diktaturstreit noch eine Weile wie ein allmählich erkaltender Lavastrom zähflüssig mit widrigem Qualm dahin, zumal da Mainz und Österreich der eigenen Verteidigung nicht entsagten. Ja gerade von dieser Seite her ward die Sache zuletzt noch einmal in die offizielle Sphäre zurückerhoben. Maria Theresia nämlich adressierte im Frühling 1744 ein neues Memorial an den Reichstag, worin sie ihre Protestation in gewissem Sinne abschwächte, ja sie aufzugeben versprach, wofern ihr nach der bekannten Formel Genugthuung und Sicher-

stellung für Vergangenheit und Zukunft wirklich zuteil werde. Sie erließ ferner bald darauf, nachdem eine direkte Kriegserklärung von Frankreich an sie ergangen, eine Mahnung an das Reich zur Erfüllung der Pflicht, die es mit der Garantie der pragmatischen Sanktion übernommen. Die eine wie die andere Botschaft nun unterstand sich der Reichserzkanzler Anfang Juli wiederum zur Diktatur zu bringen. Diesmal aber faßte sich der Kaiser ein Herz und erklärte in einem Gegendekret die gesamten österreichischen Diktate aus eigener Machtvollkommenheit für ungültig, unzulässig, null und nichtig. Ein tadelnder Erlaß an Mainz, worauf der Kurfürst freilich dreist erwiderte, bildete Mitte August 1744 den Abschluß dieser Manifestation eines neuerwachten kaiserlichen Selbstgefühls [1]). Die eingetretene Wandlung wird durch dies Datum verständlich: gerade damals rückten die Preußen in Böhmen ein.

Von der Staub- und Aschenwelt des vermodernden Reichswesens wendet sich gern und doch nicht willkürlich der geschichtliche Blick zu den realen Gestalten wahrhaft lebendiger Staatskunst zurück. Nicht willkürlich, da die gleiche Wendung sich unaufhaltsam in der Wirklichkeit selbst vollzog: die nämlichen deutschen Zustände, die uns hier schon in der bloßen Anschauung zur Last gefallen, zeitigten in König Friedrich, der unter ihrem Drucke zu atmen hatte, von Tag zu Tag bestimmter den Entschluß, sie handelnd von sich und zugleich von den übrigen Reichsgenossen abzuschütteln. Auch die letzte Möglichkeit, dabei die besonderen preußischen von den allgemeinen deutschen Interessen zu trennen, war nun für ihn verschwunden. Schon die wegwerfende Art, wie dem von ihm vornehmlich erhobenen Kaiser begegnet ward, that wenigstens mittelbar, indem sie seine Fürstenehre verletzte, auch dem politischen Ansehen seines Thrones Eintrag. Noch ganz andere Schädigung aber hatte er mit Sicherheit von einer nahen Zukunft zu erwarten, wenn er dem

1) Für den Diktaturstreit selber genügt es, außer auf Preuß. Staatsschriften a. a. O. und Polit. Korresp. II, 438 ff. zu verweisen auf Adelung, Staatsgesch. III, 2. S. 227—263; IV, 9 ff. 44 ff. 151 f. 198 f. Vgl. P. A. Capello bei Arneth, Relationen, S. 269.

Rollen der Begebenheit fernerhin müßig zusah. Denn gelangte die von Maria Theresia mit Hilfe England-Hannovers ins Werk gesetzte Reaktion ans Ziel, so erlebte man rings in Deutschland, ähnlich wie in den Tagen Wallensteins, nicht allein die Wiederherstellung der früheren Vorherrschaft, sondern darüber hinaus die Neugründung einer ungleich gewaltigeren Obmacht der habsburgischen Monarchie. Österreich, durch Bayern abgerundet, vielleicht gar durch Elsaß-Lothringen vergrößert, jedenfalls wieder ausgestattet mit dem Kaisertum, dazu vor allem innerlich belebt durch das Bewußtsein ehedem unbekannter Kräfte, — ein solches Österreich mochte nicht etwa bloß den kleinen und mittleren Ständen nach Gefallen Gesetze vorschreiben: auch der preußische Staat wäre, seiner jüngsten Erweiterung ungeachtet, aufs leichteste von ihm, wo nicht zu abhängiger, so doch zu unwirksamer Existenz heruntergedrückt worden. Sträubte er sich schließlich einmal dagegen, so entriß man ihm überdies, je später um so wahrscheinlicher, seine schlesische Eroberung; verhielt er sich scheu und fügsam, so hatte dieselbe mit jedem Tage weniger zu bedeuten. Von dem politischen Grundgedanken des Unternehmens von 1740, von jener Idee der gleichberechtigten Aufstellung Preußens neben Österreich, wäre bald genug keine Spur mehr übrig geblieben. In dauerhafter Gestalt war dieser Gedanke — soviel erhellte schon jetzt aus allem, was inzwischen vorgefallen — im Breslauer Frieden dennoch nicht verwirklicht worden; aus keinem anderen Grunde, als weil der letztere, als Sonderfriede geschlossen, nicht zugleich die deutschen Verhältnisse überhaupt dem Bedürfnis des neuen Preußens entsprechend geordnet hatte. Eine solche Regelung hinterdrein auf dem Wege gütlicher Intervention herbeizuführen, hatte sich als unmöglich erwiesen; was also sollte anders helfen, als ein gewaltsames Dazwischentreten? Wie man dem Steppenbrande wohl durch ein Gegenfeuer Einhalt gebeut, so ward Friedrich allmählich inne, daß er den vom ersten schlesischen Kriege her im Reiche maßlos fortwütenden Kampf durch einen zweiten schlesischen Krieg zum Stillstand zwingen müsse.

Einen zweiten schlesischen — so hätte man den bevorstehenden

Krieg von Haus aus bezeichnen dürfen. Denn mit welchen national-patriotischen Gründen auch immer die bewaffnete Einmischung Preußens in den deutschen Streit sich rechtfertigen ließ: unzweifelhaft setzte Friedrich durch eine solche den Bestand des eigenen Staates und vor allen Dingen eben den Besitz der kühn errungenen Provinz aufs neue den Wechselfällen des Schlachtenglückes aus. Sehr begreiflich daher, daß er diesen Fährlichkeiten nicht anders, als in vollkommener Rüstung, entgegengehen wollte. So klar ihm schon im August 1743, sobald er die Hanauer Unterhandlung vereitelt sah, die ernste Notwendigkeit wiederholten Kampfes vor der Seele stand, so dringend ermahnte er Karl VII, sich noch bis zum nächsten Frühling in Geduld zu fassen [1]). Alsdann nämlich hoffte er selbst mit all den Vorbereitungen fertig zu sein, an die er in unbestimmter, aber weiser Voraussicht bereits unmittelbar nach dem Breslauer Frieden die erste Hand gelegt. Nicht als hätte er nicht inzwischen die sturmfreie Zeit auch nach anderen Richtungen vielthätig auszunutzen verstanden. Selbst für die Befriedigung der feinsten geistigen Bedürfnisse, für Kunst und Wissenschaft, die während des früheren Krieges noch gleichsam vor der Thür hatten harren müssen, glaubte er nun getrost die Stunde gekommen. Der Ankauf einer wertvollen Sammlung von Antiken, die Errichtung stattlicher Bauten, vornehmlich eines prächtigen Opernhauses, die Auslese der daselbst beschäftigten Künstler bis herab auf die Zierden des Balletts, machten rühmlich von sich reden. Die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften, welche sich mit dem Namen des aus Petersburg berufenen Mathematikers Leonhard Euler zu schmücken vermochte, erweckte im dankbaren Herzen der Gelehrten das schimmernde Gedächtnis Leibnizischer Tage. Natürlich aber wurden daneben die materiellen Interessen des Volkes keineswegs verabsäumt. Die Landwirtschaft erfreute sich umfassender Fürsorge; auf alle die Gegenstände, worüber das scharfe Auge des Vaters unermüdlich gewacht, erstreckte sich so-

1) Polit. Korresp. II, 404. 410 f.

fort auch die königliche Aufmerksamkeit des Sohnes: auf die Anlage neuer Kulturen und Züchte wie die Hebung der bestehenden, auf die Verbesserung und dichtere Besetzung des Bodens wie die Erleichterung der bäuerlichen Unterthanen. Ähnliche Pflege ward der Industrie zugedacht; vorzüglich die Rohproduktion und Fabrikation der Seide erfuhr die lebhafteste Ermunterung. Dem Handel endlich diente die Schöpfung des Plauenschen Kanals und die Vertiefung des Stettiner Hafens samt der Ausbaggerung der Swine.

Was jedoch so der ökonomischen Kraft des Staates für jegliche Zukunft zugute kam, zielte zugleich von vornherein auf den möglichen Notfall eines baldigen Krieges. Mit den erhöhten Erträgen beeilte sich Friedrich den Barschatz soweit wieder aufzufüllen, daß er die Kosten zweier Feldzüge zu bestreiten imstande sei; in Magazinen und Depots wurden Waffen, Munition und Vorräte aller Art in reichlicher Menge angesammelt. Ganz besonders gerade in Schlesien gingen die auf den inneren Anschluß des neuerworbenen Gebietes berechneten Bemühungen mit den Maßregeln, die zu seiner Verteidigung getroffen wurden, Hand in Hand. Während die Organisation der Verwaltung und der Justiz ergänzt, die allgemeine Katastrierung des Landes vollendet ward, während zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse unzählige Verfügungen, nützliche Anweisungen auch zur Reform des Unterrichtswesens ergingen, sah man die Ingenieure rastlos an der Verstärkung der überkommenen Festungen arbeiten, denen zugleich in dem oberschlesischen Cosel ein neuer Platz angereiht ward. Mit dem leidenschaftlichsten Eifer aber betrieb König Friedrich doch die Entwickelung der lebendigen Wehrkraft seines Staates. Zu der abermaligen Vermehrung der Armee um 18000 Mann gesellte sich die unabläßige Einübung der gesamten Truppenmacht. Die Reiterei löste die Aufgabe, die von den Ungarn erlernte Freiheit der Bewegung durch preußische Dressur zur streng militärischen Kunstleistung zu veredeln. Der König selbst, der überall durch Instruktionen eingriff, durch Revüen nachhalf, bildete das bisherige einseitige taktische Exercitium der ver-

schiedenen Waffengattungen erfinderisch zum höheren Stile kombinierter Feldmanöver um [1]). Schon als er im Frühjahr 1743 im Manuskript seiner historischen Memoiren die Schilderung des voraufgegangenen Jahres beendete, sprach er zwar seine Genugthuung darüber aus, daß inmitten des europäischen Wirrsals sein Preußen glücklicher Ruhe genieße; allein mit stolzer Freude setzte er sogleich hinzu, daß es, weit entfernt darin zu verweichlichen, den Frieden vielmehr zur beständigen Kriegsschule zu machen wisse. Schon damals erblickte er sein ganzes Heer in wetteiferndem Streben nach der vollkommenen Aneignung jener Zucht, vermöge deren die Römer einst alle anderen Völker des Erdkreises überwunden hätten [2]). Und

1) Hist. d. m. temps, p. 274. 279. 300 sqq. Vgl. R. Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur II, 253 ff. (Leipzig 1882); M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche II, 147* ff., besonders 241* f.; für das Militärische Ranke a. a. O. V, 62 f. und Droysen, Friedrich d. Gr. II, 119 ff.

1) Hist. d. m. temps, p. 276. Die Stelle bildet in der Redaktion von 1746 den Schluß des 7. Kapitels, in der von 1775, gemäß der damals beliebten Einteilung in zwei Bücher, zugleich den des ersten Buches der Zeitgeschichte Friedrichs. Daß sie wirklich schon im Frühjahr 1743 niedergeschrieben worden, bedarf allerdings des Beweises auch nach den dankenswerten, jedoch keineswegs erschöpfenden Untersuchungen M. Posners über die Entwickelung der Autohistoriographie des Königs (Miscellaneen zur Geschichte Friedrichs d. Gr., S. 207 ff. und Hist. d. m. temps, Vorwort p. 145 sqq.). Fest steht zunächst, daß von den die Jahre 1740—1745 behandelnden Memoiren des letzteren, die im Manuskript von 1746 als seconde et troisième partie de l'histoire de Brandebourg, in dem von 1775 als Histoire de mon temps bezeichnet wurden (vgl. Ranke, Abhandl. u. Versuche I, 118 f.), die erste Hälfte bereits im Winter 1742 auf 1743 verfaßt, derselben sodann nach dem Dresdener Frieden eine zweite hinzugefügt und nach deren Vollendung jene erste einer Umgestaltung unterworfen ward. Auf solche Weise entstand die Gesamtredaktion von 1746, die demnach in ihren vorderen Partieen schon nicht mehr die ursprüngliche, sondern eine revidierte Fassung darstellt. Die Frage ist nur: wo stoßen jene beiden Hälften aneinander, oder mit anderen Worten: wie weit reichte das verschollene Original der Memoiren von 1742/43? Posner spricht von diesem als von einer Geschichte oder Beschreibung des ersten schlesischen Krieges; und von vornherein sollte man freilich in dem Breslauer Frieden, d. h. am Ende des 6. Kapitels, den

dennoch schloß, genau wie es in den guten Tagen der römischen Geschichte stets der Fall gewesen, auch diese preußische Kriegsbereitschaft nicht eigentlich vordringende Kriegslust in sich.

gesuchten Grenzpunkt vermuten. Daß indes in Wahrheit auch das ganze, genau bis zum Ausgange des Jahres 1742 reichende 7. Kapitel noch mit zur Masse der ältesten Aufzeichnung gehörte, dafür zeugt eine bisher sonderbarerweise nicht verwertete Notiz in der jüngsten Redaktion von 1775. Hier nämlich liest man als Unterschrift des Tome II, am Schlusse des Ganzen, die einfach datierende Zeile: „Corrigé à Sans-Souci ce 20 juillet 1775"; dagegen unter Tome I, d. h. eben hinter Kap. 7, die lehrreichen Worte: „Corrigé à Sans-Souci sur l'original de mes Mémoires de 1741 et de 1742. Ce 1er juin 1775." (Oeuvr. II, 142. III, 180.) Damals also hatte Friedrich die fragliche Urschrift noch zur Hand und zog sie — natürlich doch, so weit sie reichte: eben bis Ende 1742 — bei der nochmaligen Umarbeitung der ersten Hälfte der Redaktion von 1746 in restaurierendem Sinne zurate. Aus dieser Thatsache ergiebt sich eine wichtige kritische Konsequenz: die Abweichungen der Ausgabe von 1775 von dem Texte von 1746, die vom 8. Kapitel an lediglich einer späteren Auffassung oder Behandlung zuzurechnen sind, können im Bereich der ersten 7 Hauptstücke ebensowohl umgekehrt auf einer Wiederherstellung der unmittelbarsten und echtesten Aufzeichnung beruhen. Daß diese Annahme nicht selten faktisch begründet ist, geht daraus hervor, daß Posner, ohne das äußerlich bestehende Verhältnis zu erkennen, zahlreichen Stellen gegenüber aus rein inneren Gründen auf die richtige Spur geraten ist (Hist. d. m. temps, p. 149). Es erwüchse somit die Aufgabe, mit ähnlichem Scharfsinne, wie er so oft an weit geringere litterarische Erzeugnisse z. B. des Mittelalters gewandt worden, durch komparative Kritik zwar nicht die Form, wohl aber den Inhalt des verlorenen Originals von 1742/43, wenn nicht im ganzen, so doch im einzelnen rückwärts zu erschließen. Hier kam es einzig darauf an, den Grenzpunkt zwischen den Memoiren von 1742/43 und denen aus dem Jahre 1746 festzulegen. Von selbst erhellt nun, warum 1775 die Einteilung in Bücher gerade diesem, innerlich kaum zu rechtfertigenden Einschnitt anbequemt worden. Nicht minder erklärt sich der Umstand, daß Kap. 8 und nicht vielmehr Kap. 7 mit einer allgemeinen Erörterung anhebt, welche der Sache nach besser gleich hinter den Breslauer Frieden, als an die Scheide der Jahre 1742 und 1743 getaugt hätte, sowie die Erscheinung, daß im Detail jener beiden aneinandergrenzenden Hauptstücke gewisse Wiederholungen und daneben auch einzelne Widersprüche begegnen. Alles entspringt daher, daß eben erst bei Kap. 8, zur Schilderung des Jahres 1743, die Feder des königlichen Autors nach längerer Pause frisch wieder angesetzt

Das Ziel, dessen Erreichung sich König Friedrich seit dem August 1743 für das folgende Jahr vorsetzte, war nämlich

ward. Irren wir nicht, so empfängt selbst der Gesamtcharakter der Autohistoriographie Friedrichs d. Gr. in diesem Zusammenhang eine schärfere Beleuchtung. Von Haus aus, bemerkt man, richtete der König sein Absehen nicht eigentlich auf Kriegsgeschichte. Freilich gab Voltaire zunächst am 29. Juni 1741 die Erwartung kund, Friedrich werde seine Feldzüge nach Art Cäsarischer Kommentarien selbst erzählen (Oeuvr. XXII, 75). Gleich darauf aber war es gerade das Muster Voltaires, welches den König antrieb, sich noch höhere Ziele zu stecken. Im Februar 1742, während der mährischen Expedition, verschlang er die Anfänge des Siècle de Louis XIV; im Herbst desselben Jahres ward er abermals aufs lebendigste angeregt durch einige Stücke des Essai sur les mœurs, bei deren Übersendung ihn der Verfasser auf den Gegensatz früherer Zeitalter zum Siècle de Frédéric hingewiesen (ebd. p. 85 sq. 117. 119). Indem sich Friedrich nun an die Abfassung eigener Denkwürdigkeiten begiebt, nimmt er diese von Anfang an im Sinne allgemeiner, wenn auch um ihn und seinen Staat herum konzentrierter Zeitgeschichte. Am 11. November 1742 ist er bereits in rüstiger Arbeit begriffen; am 6. April 1743 ist das Werk selbst zu vorläufigem Abschluß gediehen, während ihn noch die Vorrede beschäftigt, die sodann am 21. Mai dem litterarischen Meister vorgelegt wird. Die Memoiren an sich sind eben deshalb nicht mitteilbar, weil darin die Zeitgenossen überhaupt in freimütigster Weise geschildert worden (Miscell., S. 313 f.; Polit. Korresp. II, 292; Oeuvr. XXII, 119. 126. 128. 130. 139). Den erwähnten vorläufigen Haltpunkt bestimmte aus dem nämlichen Grunde nicht der Breslauer Friede; vielmehr ward sogleich rein annalistisch darüber hinausgegriffen bis ans Ende des jüngst abgelaufenen Jahres 1742. In Ermangelung eines sachlichen Marksteines bedurfte es da jedoch erst recht eines rhetorischen; darum hier jener effektvolle, an Vegetius anklingende Schlußsatz, der die Preußen den Römern vergleicht. Eine Fortsetzung der so unterbrochenen Memoiren sollte wohl alsbald im Winter 1743/44 erfolgen; da aber war schon ein neuer Krieg in Sicht. So ward denn erst nach dem Dresdener Frieden der Faden wieder aufgenommen und zunächst die Erzählung der Begebenheiten von 1743—1745 hinzugefügt. Von einer ferneren, auch die Jahre 1746 u. s. w. begleitenden Kontinuation zog den König dann zuerst der Wunsch ab, die frühere Geschichte seines Hauses den eigenen Denkwürdigkeiten als Einleitung vorauszuschicken; hernach reizten ihn die stillen Zeiten diplomatischer und administrativer Thätigkeit überhaupt nicht mehr zu historischer Darstellung. Erst am Eingange seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges holte er, nicht ohne eine Art von Entschuldigung, das Versäumte summarisch nach und ist nach Vollendung dieser anderen

noch immer dasselbe, wonach er schon im vergangenen Frühjahr getrachtet: die Herstellung des Friedens in Deutschland unter Bedingungen, welche dem Kaisertum Karls VII. ein würdiges Dasein und Preußen selber den ruhigen Genuß der gewonnenen Macht und Bedeutung verbürgten. Nur daß es nach den Tagen von Simbach und Dettingen nicht mehr den Schutz, sondern die Befreiung Bayerns und statt der Ausschließung eines möglichen vielmehr die Beseitigung des wirklichen Übergewichts von England-Hannover galt. Gab daher König Georg die Palme des Friedensstifters nicht gutwillig aus der Hand, so sollte sie ihm entrissen werden; einerlei, ob er darüber sein welfisches Stammland für immer einbüßte, und dergestalt im Reichssystem das Oberste zuunterst gekehrt ward! Wahrscheinlich lief indes alles weit glatter und glimpflicher ab. Hatten bisher Unterhandlungen ohne Waffen, wie Friedrich sich ausdrückte, ebenso wenig Eindruck gemacht, wie Noten ohne Instrumente, so genügte doch nun vielleicht — wenn wir ein anderes Scherzwort des fürstlichen Virtuosen gebrauchen dürfen — das bloße Stimmen der Flöten, um den gewünschten Effekt hervorzubringen. Eine unnötige Verschwendung preußischer Thatkraft mußte jedenfalls um so sorgfältiger vermieden werden, je gewisser von der letzteren allein im entscheidenden Augenblick ein durchschlagender Erfolg abhing. Friedrich meinte deshalb auch die Mitwirkung einverstandener Reichsgenossen zum gemeindeutschen Zwecke durchaus nicht verschmähen zu dürfen. Das Reich in seiner offiziellen Gesamtheit hatte sich freilich dem heilsamen Gedanken einer bewaffneten

Hauptpartie seiner Zeitgeschichte bekanntlich noch zweimal zur Ergänzung seiner Memoiren, wenigstens bis zum Teschener Frieden herab, geschritten. Vornehmlich jene nur ungenügend ausgefüllte Lücke zwischen den Ereignissen von 1745 und 1756, sowie in zweiter Linie der so überwiegend militärische Charakter der Historie der sieben Jahre, haben es dann bewirkt, daß uns die Memoiren Friedrichs in ihrer Summe dennoch am meisten an die Denkwürdigkeiten Cäsars erinnern, während sie, im Geiste der Anfänge von 1742/43 fortgeführt, sich zu einem Siècle de Frédéric écrit par lui-même hätten entfalten müssen.

Vermittelung versagt; allein der Kaiser selber schaffte Rat, indem er im Sommer 1743 zunächst bei Kurpfalz den Plan anregte, die Neutralitätsarmee, zu deren Aufstellung sich der Reichstag nicht entschließen mögen, auf dem Wege freiwilliger Association ins Leben zu rufen [1]). Wie häufig hatte nicht seit fünf Jahrhunderten in Deutschland auf solche Weise die verbundene Selbsthilfe der Einzelnen der Schwäche des Ganzen unter die Arme gegriffen! Ihrem Ursprunge nach in der Regel partikularistisch, war eine derartige ständische Vereinigung dennoch mitunter gerade dem Reichsoberhaupte selbst zustatten gekommen; von dem alten rheinischen Landfriedensbunde an, welcher einst Wilhelm von Holland eine Stütze darbot, bis auf die jüngsten Kreisassociationen, die sich den letzten Habsburgern zur Verfügung gestellt. In diesem Sinne griff König Friedrich den bayerisch-pfälzischen Vorschlag sofort mit lebendigem Eifer auf.

Den Abschluß der reichsfürstlichen Union wünschte er allerdings, wie das offene Handeln überhaupt, bis zum künftigen Frühling vertagt zu sehen; zu geräuschloser Vorbereitung indes glaubte er schon jetzt die Stunde gekommen. Indem er die Initiative zur eigentlichen Verabredung, wie billig, behutsam dem Frankfurter Hofe zuschob, in dessen Namen und zu dessen Vorteil ja der beabsichtigte Bund in erster Linie auftreten und wirken sollte, beschloß er doch zugleich, sich auf einem Ausfluge nach Franken, für den ein Besuch seiner Schwestern in Bayreuth und Anspach den Vorwand abgab, von der Denkart der kleinen Fürsten eine persönliche Anschauung zu erwerben. Mitte September erschien er daher am Main als patriotischer Werber für die Sache des Kaisers und der deutschen Freiheiten; eine Rolle, in der er sich selber einigermaßen sonderbar vorkam. Aber nicht, daß er sie deswegen schlecht gespielt, war schuld an dem Mißlingen seiner Bemühung; die aus den Kriegsereignissen des Sommers hervorgegangene Situation bildete die Klippe, an der seine Versuche scheiterten. So willkommen

1) Polit. Korresp. II, 401. 403 f. 409 ff. 424 f.

die Handreichung Preußens den geringeren Ständen ein paar Monat früher gewesen wäre, um die Überziehung Süddeutschlands durch die Österreicher zu verhindern: jetzt gebot die Königin militärisch bis an den Rhein; wie durfte man in Franken oder Schwaben sich unterfangen, sie zu reizen? Unwillkürlich lebte man sich dort bereits in die Vorstellung ein, als sei die alte Habsburger Reichsherrschaft nach kurzer Unterbrechung wiederhergerichtet worden. Selbst an den markgräflichen Höfen seiner Schwäger, denen das Verlangen nach freierer politischer Regung sonst nicht fremd war — seit Jahr und Tag arbeiteten sie vergeblich daran, ihre Truppen aus dem Kreisverbande zu selbständiger Formation herauszulösen — traf Friedrich auf eingeschüchtertes Wesen, wo nicht gar auf Anzeichen positiver Neigung nach der Wiener Seite. Die Herzogin-Mutter von Württemberg fand sich in Bayreuth ein, um in mißtrauischer Aufregung ihre Söhne, welche vor zwei Jahren der Obhut des Preußenkönigs übergeben worden, nunmehr — zunächst allerdings erfolglos — zurückzuverlangen. Der kluge Bischof von Bamberg-Würzburg wich einer Begegnung mit Friedrich ängstlich aus; den Gothaer Hof versetzte die bloße Ansage einer solchen in tödliche Verlegenheit. So war denn das einzige greifbare Resultat der ganzen Reise die Verständigung mit Seckendorff, der, damals noch im Wemdinger Lager verweilend, dem Eroberer Schlesiens die Trümmer des kaiserlichen Heeres zu kritischer Musterung vorführte. Eben Friedrich war es, der sodann den Rat erteilte, sie in jenen Gastquartieren bei einzelnen Reichsständen unterzubringen, wobei er selbst mit dem guten Beispiel freundlichen Erbietens voranging. In seinen Augen machten diese Regimenter in der That den idealen Kern der künftigen Neutralitätsrüstung aus [1]).

Denn ihn entmutigten die empfangenen Eindrücke nicht;

1) Polit. Korresp. II, 419 ff. 433 f. Hist. d. m. temps, p. 275. 300. 304. 316. Droysen, Friedrich d. Gr. II, 101 f. 161 ff. Die Separationsbestrebungen der fränkischen Markgrafen erhellen aus Regensburger Berichten im Hann. Archiv.

im Gegenteil: desto dringender trieb er nun, während der letzten Monate des Jahres 1743, den Kaiser an, mit eigener Anstrengung zur Errichtung des reichsständischen Wehrbundes den Grund zu legen. Allerdings aber verhoffte er einen ausgiebigen Erfolg nach den gemachten Erfahrungen eigentlich nur noch von der Überredungskraft des Goldes. Französische Subsidien sollten Karl VII. zu reichlichen Spenden an die deutschen Fürsten befähigen. Auf solche Weise sollte Kurpfalz in seiner guten Gesinnung bestärkt, Prinz Wilhelm von Hessen aus dem britischen Dienstverhältnis freigekauft, in Stuttgart und Gotha das Herz der fürstlichen Damen gewonnen werden. Im Hinblick auf Württemberg, das um so wichtiger erschien, weil man meinte, es werde den gesamten schwäbischen Kreis nach sich ziehen, führte Friedrich noch einen zweiten Pfeil in seinem Köcher. Er ging damit um, dem jungen Herzog Karl Eugen, der sich noch in seiner persönlichen Nähe befand, beim Kaiser vor der Zeit die Volljährigkeitserklärung zu erwirken, um ihn so, überdies verlobt mit einer Prinzessin von Bayreuth, in jedem Betracht zu Dank verpflichtet nachhause zu entlassen. Auch anderen kleinen Herren mochte Karl VII. vielleicht inbezug auf ihre besonderen Anliegen in Reichssachen freundlich entgegenkommen. Durch Bamberg-Würzburg und die Markgrafen, die er noch keineswegs aufgab, wünschte der König alsdann auch den fränkischen Zirkel als solchen herüberzubringen; denn ohne Zweifel hätten Form und Name einer Kreisassociation der bewaffneten Vermittelung den harmlosesten Anstrich verliehen. Auch in Wolfenbüttel glaubte Friedrich selbst genügenden Einfluß zu besitzen; dagegen sollte Köln durch kaiserliche, Trier durch französische Drohungen herbeigeschreckt werden. Sachsen ließ sich freilich eben jetzt von Tag zu Tag tiefer mit Österreich ein; aber bot es bei seiner bekannten Unbeständigkeit nicht gerade deshalb, wenigstens für später, entgegengesetzten diplomatischen Angriffen Aussicht auf Gelingen dar? In solchen Umrissen stand vor Friedrichs innerem Blick das Bild einer die große Mehrzahl der deutschen Reichsstände umfassenden Verbindung, die — im Winter still geknüpft, im

16*

Frühling fest zusammengezogen — hernach, sobald nur die pragmatische Partei sich in die Aufgaben ihres nächsten Feldzuges verstrickt hätte, urplötzlich in deren Rücken auf dem Plan erscheinen sollte, um in defensiver, aber gebieterischer Haltung sofort den Frieden zu erzwingen. Auch den Holländern traute er zu, daß sie einem so ersprießlichen Unternehmen aus eigenem Ruhebedürfnis beitreten würden; ja sogar vonseiten Rußlands, mit dem er in jenen Tagen vortrefflich stand, meinte er auf eine gewisse Unterstützung zählen zu dürfen. An der Spitze des Ganzen aber sah er im Geiste Preußen für immer zu einer in Deutschland maßgebenden Stellung aufsteigen. Bis zum entscheidenden Augenblick im Hintergrund harrend, wollte er dann auf den Ruf Karls VII., von dem er den bedeutsamen Titel eines beständigen Generallieutenants der Reichstruppen begehrte, sich unverzüglich der Führung des Bundes bemächtigen. Er gedachte, Kaiser und Mitfürsten in dauernder Erkenntlichkeit an sich zu fesseln und so zugleich die Lenkung künftiger Wahlen, mithin die fernere Entwickelung der deutschen Geschicke überhaupt in die Hand zu nehmen [1]).

Bei der Nachwelt erwecken diese Entwürfe insofern besonderes Interesse, als Friedrich kaum in irgend einem anderen Momente seines Lebens ein so treffendes Vorgefühl der nationalen Bestimmung seines Staates in sich getragen hat. Die militärisch-politische Sammlung und Leitung der südwestlichen Reichsgebiete durch die im deutschen Nordosten geschaffene Macht bildete in der That das notwendige Ziel einer preußischen Staatskunst, wie sie mit der Eroberung Schlesiens angehoben. Nur leider schaute das Auge des Genius den Weg zu solchem Ziel in äußerster idealer Verkürzung; nicht binnen Jahresfrist, gleichsam im Sprunge, war dasselbe zu erreichen, sondern erst in hundertjährigem mühevollen Fortschritt. Und wer wollte leugnen, daß auch in moralischer Hinsicht das Heil des Vaterlandes doch noch größere Opfer von reineren Händen verlangte? Mit einer Fürstenverschwörung in fremdem Solde war der

1) Polit. Korresp. II, 409—492 fast allerorten, bes. S. 424 f. 483 ff.

deutschen Sache nimmermehr durchzuhelfen. Ungemein rasch wurden übrigens die hochgespannten Erwartungen des Königs selber herabgestimmt; denn ausgenommen etwa Seckendorff und Belleisle, von denen der letztere soeben erst wieder zu einigem Ansehen emporkam, der erstere wenigstens keinen durchgreifenden Einfluß besaß, fanden seine Ratschläge weder in Frankfurt noch zu Versailles verständiges Gehör. Der Kaiser scheute die Mühe, das französische Ministerium die Kosten der von Friedrich vorgezeichneten Unterhandlung; beide hätten Last und Gefahr am liebsten auf Preußen abgewälzt. Frankreich schien allerdings durch die ungeheuren Ausgaben für den kaiserlichen Unterhalt an sich hart genug bedrückt. Der unfruchtbaren Einmischung in die deutschen Wirren in hohem Grade müde, hätte es deren Lösung herzlich gern einer glücklicheren Hand überlassen und suchte deshalb in Friedrich den Wunsch nach Wiederherstellung der Breslauer Allianz wachzurufen, zu welchem Ende selbst Voltaire einmal in der unpassenden Verkleidung eines diplomatischen Verführers auftrat. Karl VII. andererseits kam wiederholt auf den bequemen Ausweg zurück, statt eigenen Zuspruchs vielmehr durch vorzeitigen Hinweis auf die verheißene preußische Hilfe die Furcht oder Abneigung der übrigen für die Association in Aussicht genommenen Stände bezwingen zu wollen. Und wie er überhaupt nach all den üblen Erfahrungen, die er mit dem Reiche gemacht, sich täglich ausschließlicher als europäisches Glied der großen bourbonischen Partei betrachtete, so hatte er jetzt auch für eine Defensions- und Friedensrüstung von überwiegend nationalem Charakter keinen Sinn mehr. Er mochte die unmittelbare Gemeinschaft mit den französischen Waffen nicht aufgeben und stand nicht an, auch der sogenannten Neutralitätsarmee einen Anteil an der allgemeinen Offensive zuzudenken. Über solchen Meinungsverschiedenheiten verstrich die kostbarste Zeit des Winters. England ließ an den Höfen zu Mainz und Bonn verlockend seine Guineen blinken und beredete den Herzog von Gotha, seine Dragoner an Holland zu vermieten; dagegen traf der neue französische Gesandte Chavigny zwar mit guten Worten, aber mit leeren Händen für

die Sache der Union in Frankfurt ein. Indes der Kaiser in Ermangelung selbstbereiteter Erfolge die Wahl seines jüngsten Bruders zum Bischof von Lüttich durch ein Tedeum feierte, oder das Ableben Khevenhüllers beschaulich als ein Vorzeichen besserer Tage begrüßte, arbeitete die Wiener Diplomatie desto rühriger vorwärts. Sie gelangte in Dresden endlich ganz nach Wunsch ans Ziel, so daß Seckendorff, als er persönlich dort erschien, das bloße Nachsehen hatte; sie ward ferner durch bayerische Unverschwiegenheit in den Stand gesetzt, die Associationsverhandlungen direkt zu kreuzen, ehe sie noch wirklich in Gang gebracht worden. Österreichische Sendlinge bestärkten die vorderen Reichskreise in ihrer wohlwollenden Unthätigkeit und warnten ausdrücklich vor dem Anschluß an die Neutralitätsarmee. Die Aufregung wegen der Unionsgerüchte rings zu schüren, diente sodann vorzüglich jener gerade jetzt unredlich angezettelte abermalige Säkularisationslärm. Die geistlichen Fürsten rückten zu einer entgegengesetzten Verständigung an einander; ja der Bischof von Bamberg warf öffentlich Sekuritätsrüstung und Säkularisationsgedanken in einen Topf zusammen als Hirngespinste der Bosheit, Blendwerke der Gottlosigkeit und Aufforderungen zum Höllentanz; er erinnerte an das Beispiel Polens, welches eben durch das Institut seiner Konföderationen zugrunde gerichtet werde [1]).

König Friedrich hatte mittlerweile halb mißmutig, halb geduldig an sich gehalten; er sah den echten Geist seiner eigenen Projekte unterm Zaudern und Knausern der Genossen verdunsten, allein er dachte realistisch genug, um sich auch mit dem Bodensatze der ursprünglichen Idee zu begnügen. Denn mehr bedeutete thatsächlich das Bündnis nicht, welches, bekannt unterm Namen der Frankfurter Union, zwischen dem Kaiser, Preußen, Kurpfalz und Hessen-Kassel im März 1744 vereinbart, am 22. Mai definitiv unterzeichnet ward. Zu Anfang

1) Polit. Korresp. II, vornehmlich S. 434. 447. 453 ff. 460. 470 ff. 490 f.; ferner III, 7—25. 85 f. 107 f. Hist. d. m. temps, p. 275. 300. 305. 312. Tagebuch Karls VII. S. 317 ff. Adelung, Staatsgesch. IV, 35 ff. 42. Histor. Sammlung II, 367 ff.; III, 178 ff. 294 ff.

dieses Jahres war es nämlich Chavigny gelungen, mit Hilfe Noailles' am französischen Hofe günstigere Beschlüsse durchzusetzen, worauf er mit hinlänglichen Mitteln ausgestattet nach Deutschland zurückkehrte, um wenigstens die Truppen jener beiden westdeutschen Stände für die Seite des Kaisers in Pflicht nehmen zu können. Auch die kleineren Fürsten, zumal in Franken und Schwaben, alsbald zur Gemeinschaft heranzuziehen, fand Friedrich selber unter den dermaligen Umständen bedenklich, da er sie in ihrer Ohnmacht nicht einfach der Rache Österreichs ans Messer liefern wollte. Er beschränkte sich deshalb darauf, durch Anspach, Bayreuth und Württemberg gelegentlich der Bildung einer feindlichen Liga der Geistlichen in jenen Regionen entgegenwirken zu lassen. Den jungen Karl Eugen entsandte er überdies zum Regierungsantritt nach Stuttgart versehen mit einer schriftlichen Vermahnung, in der sich wahrhaft goldene Sprüche allgemeiner Herrscherweisheit — eine Saat, welche leider auf steinigen Boden fiel — eigentümlich mit politischen Winken, wie sie dem Moment entsprangen, verknüpft zeigten. Auch da jedoch, im tiefsten Vertrauen, forderte der königliche Lehrmeister von seinem Zögling vorderhand nichts weiter, als Reichstreue, Achtung für den Kaiser trotz seines Unglücks, unparteiische Haltung gegenüber Österreich und Frankreich, wie sie durch die geographische Lage Württembergs geboten sei, und Vorsicht gegen einige Räte, die im Verdacht einseitig habsburgischer Gesinnung standen [1]. Dagegen erschien es Friedrich noch immer höchst wünschenswert, im Laufe der Zeit eine größere Anzahl der mächtigeren Mitstände in den Frankfurter Bund aufzunehmen. Inbezug auf die übrigen Kurfürsten, wie namentlich Sachsen und Köln, ward diese Absicht im Unionstraktate selbst direkt ausgesprochen.

Vornehmlich aus diesem Grunde gab der König dem

1) Noailles LXXIII, 349 sqq. Polit. Korresp. III, 30 ff. 49 ff. 119. 148. Oeuvr. IX, 3 sqq. Hist. d. m. temps, p. 305. 312. Vgl. „Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts" (Leben Friedr. Aug.'s Frhrn. v. Hardenberg), Leipzig 1877, S. 76 ff.

ganzen Vertrag eine möglichst harmlose Gestalt. Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und Herstellung des Friedens im Vaterlande wurden als die generellen Zwecke des Bundes namhaft gemacht; speziell sollte seine Aufgabe sein, beim Wiener Hof auf Anerkennung Karls VII., Auslieferung des Reichsarchivs und vor allem auf Restitution der kaiserlichen Erblande anzutragen, während man den Streit über die österreichische Erbfolge durch reichsständische Vermittelung oder Rechtsspruch beizulegen dachte. Von Zwangsmaßregeln war in dem Traktate nirgend die Rede; einzig zur Verteidigung schien man die Waffen ergreifen zu wollen. Natürlich hatte sich Friedrich demgemäß aufs lebhafteste dem Ansinnen Chavignys widersetzt, von Haus aus Frankreich als Garanten des westfälischen Friedens unter den Teilnehmern am Bunde mit aufzuführen. Erst nach längerem Zögern unterschrieb er einen geheimen Separatartikel, in welchem diese Macht zu späterem Beitritt eingeladen ward, um alsdann durch ihr eigenes Vorgehen Ton und Takt anzugeben für das praktische Gebaren der leider nur der Theorie zufolge deutschen Föderation. Eine störende Weiterung erwuchs der werdenden Union inzwischen noch aus dem französischen Plane, den Sohn des stuartischen Prätendenten im Frühling 1744 nach England überzusetzen. Denn angesichts der Gefahr, die auf solche Weise der protestantischen Krone Georgs II. bereitet ward, überwand Prinz Wilhelm von Hessen sowohl den Unwillen, den er seit dem Abbruche der Hanauer Unterhandlung gegen diesen Verwandten gehegt, als auch das Gelüst, sich durch den Übertritt zur kaiserlichen Partei den ersehnten Kurhut und vielleicht obendrein eine Gebietsvergrößerung auf Kosten etlicher Reichsstädte zu verschaffen. Der dringenden Beschwörungen Friedrichs ungeachtet zog er seine Hand von dem Fürstenbunde ab und ward erst dadurch wieder umgestimmt, daß die auch von Karl VII. als unüberlegt mißbilligte Unternehmung der Franzosen gründlich vereitelt ward. Selbst hiermit war indes König Friedrich noch nicht jeder Schwierigkeit in Hinsicht auf das Frankfurter Bündnis enthoben. Er mußte vielmehr sogleich

nach dessen Abschluß und noch öfters nachher mit aller Entschiedenheit die unzeitige Veröffentlichung der Vertragsurkunde hintertreiben, wovon der kaiserliche Hof in seiner eingefleischten Unfähigkeit, zwischen Worten und Thaten zu unterscheiden, sich wunder welchen Eindruck auf die Gemüter der Gegner versprach. Der einzige Effekt, den das dennoch nicht völlig zu bezähmende Geplauder der wittelsbachischen Diplomaten in Wahrheit hervorbrachte, war ein verfrühter Alarm, der von ernster Bedeutung gewesen wäre, hätte es sich um eine wichtigere Angelegenheit gehandelt, als die Frankfurter Union [1]).

Denn wie es einmal mit diesem Bündnisse bestellt war und blieb: bei seinem winzigen Umfang, der Unbestimmtheit seiner Grundzüge, den Widersprüchen zwischen seinem Wesen und Anschein, konnte es an und für sich auf den stolzen Gang der Ereignisse keinen Einfluß erlangen. Verglichen mit dem großartigen Stil der preußischen Associationsidee vom Herbst 1743, erscheint es auf den ersten Blick als das, was es war: ein notdürftig angelegtes Beiwerk, dessen Natur freilich sofort begreiflich wird aus der Thatsache einer merkwürdigen Wandlung, welche sich gleichzeitig im ganzen Bereich der politischen Anschauungen und Entschlüsse König Friedrichs vollzog. Zur äußeren Wahrnehmung der fast unüberwindlichen Trägheit der Reichsverhältnisse gesellte sich ihm nämlich im Frühjahr 1744 plötzlich die innere Gewißheit einer unmittelbaren Gefährdung seines eigenen Staates, wodurch der Schwerpunkt seines Interesses mit einem Ruck gleichsam von der deutschen Seite nach der preußischen hinüber verschoben ward. Von stundan bildete die reichsfürstliche Erhebung zugunsten des Kaisers in seinen Augen materiell eine Nebensache, während sie allerdings, als schützender Vorwand benutzt, auf jeden Fall einen formellen Wert für ihn behielt [2]). Die Organisation eines deutschen Fürstenbundes erschien nunmehr als eine ver-

1) Polit. Korresp. III, 49—241 allenthalben; Tagebuch Karls VII., S. 321 ff. 325 f. 328. Noailles a. a. O. p. 352 ff. Hist. d. m. temps, p. 312.

2) Polit. Korresp. III, 72.

hältnismäßig untergeordnete und doch wiederum nicht völlig zu verabsäumende Aufgabe neben der Pflicht selbständiger Aktion, die sich ihm jetzt als unabweisbar aufdrang. Er begnügte sich deshalb für den Anfang mit einer sehr bescheidenen Einrichtung der Union und zwar desto unbedenklicher, je zuversichtlicher er darauf hoffte, seinerzeit eben durch das überwältigende Beispiel des eigenen Handelns eine ungleich stattlichere Schar von reichsständischen Genossen mit sich fortzureißen. Von einem Abfall von der nationalen Idee kann dabei insofern nicht die Rede sein, als er die deutsche Sache auch bisher einzig vom Standpunkt eines kühn vorstrebenden Partikularismus aus betrachtet hatte; diese vaterländische Perspektive seiner allezeit preußischen Politik ließ er auch jetzt nicht fahren, wohl aber ließ er sie dahingestellt.

Die Besorgnis, mit welcher Friedrich den gewaltigen Fortschritten der österreichischen Macht seit dem Breslauer Frieden zugesehen, hatte man in Wien längst mit entsprechendem Argwohn erwidert. Wechselseitige diplomatische Erörterung diente eher dazu, denselben zu steigern, als ihn zu vermindern. Unaufhörlich betonte der König dabei warnend seine Reichspflicht gegen den Kaiser; allein gerade dies empfand Maria Theresia als weitere Feindseligkeit, daß er ihr nun auch bei dem berechtigten Bestreben, anderwärts Ersatz für Schlesien zu gewinnen, mißgünstig im Wege stehe. An britisch-hannöverischen Äußerungen, die den Frieden zu Breslau und seine Festsetzungen als provisorisch behandelten, war kein Mangel. Vorwitz und Lüge der gewerbsmäßigen Bangemacher und Geheimniskrämer im Publikum kamen hinzu. Kurzum, im Herbst 1743, zumal nach dem Ausbruche des Diktaturstreits, hatte die Entfremdung bereits einen so hohen Grad erreicht, daß auch die Königin und ihre Berater im Vorgefühl eines neuen Konfliktes mit Preußen lebten. Sie waren nicht etwa gemeint, ihn direkt herbeizurufen; allein sie stürmten rücksichtslos geradeaus in einer Bahn, die zum Zusammenstoße führen mußte. Daß Friedrich in letzter Stunde den Vorwurf des Angriffs auf sich laden werde, war bei seinem heroischen Temperament, sowie bei der Treulosig-

keit', die ihm besonders die Königin selbst sogar in sittlicher Beziehung andichtete, durchaus wahrscheinlich. Die Eventualität, auf solche Weise Schlesien in legitimer Form zurücknehmen zu dürfen, war zu tröstlich, als daß man sie nicht bei Gelegenheit hätte mit in Anschlag bringen sollen. So geschah es, daß im zweiten Artikel jenes Wormser Traktats, in welchem sich England, Österreich und Sardinien zu energischer Fortsetzung des Krieges, allerdings hauptsächlich in Italien, verbanden, eine erneute Garantie des Länderbesitzes der Königin gemäß den bis zum Jahre 1739 einzeln aufgeführten Verträgen ausgesprochen ward, ohne daß des später erfolgten Abganges von Schlesien mit einer Silbe gedacht worden wäre. Im dreizehnten Artikel aber verpflichtete sich Sardinien, sogleich nach der Befreiung Italiens der Königin zur Besetzung der Lombardei seine Truppen zu leihen, damit sie die ihrigen in größerer Anzahl nach Deutschland ziehen könne. Ausdrücklich war sodann in einer wenige Wochen darauf hinzugefügten geheimen Nachtragskonvention, in der Lord Carteret die fernere Zahlung hoher Subsidien an Österreich für die ganze Dauer des Krieges und Bedürfnisses versprach, von dem Falle die Rede, daß der Breslauer Friede wider Erwarten vonseiten Preußens gebrochen werde. In der Defensivallianz endlich, welche die Königin im Dezember mit Sachsen einging, ward zwar äußerlich aufs sorgfältigste alles vermieden, was bei Friedrich hätte Anstoß erregen können; allein auch hier bestand die eigentliche Substanz des getroffenen Übereinkommens in der stillen Erwartung eines preußischen Losbruchs. Indem Maria Theresia dem von England befürworteten Annexionsverlangen Brühls in der Richtung auf Thüringen in reichskonservativer Gesinnung jedes Zugeständnis verweigerte, blieb für die hungrige Phantasie des Dresdener Hofes keine andere Nahrung übrig, als die Möglichkeit einer künftigen Erwerbung im gemeinsamen Kampfe wider Preußen [1]).

1) Ebd. II, 304 f. 330. 332 f. 441 f. 462 ff. 472. 477 ff. 492 ff. Preuß. Staatsschr. I, 365 ff. 411 ff. Raumer, Beiträge II, 159. 191. Ar-

Von dem Wesen dieser sächsischen Allianz hatte Friedrich keine nähere Kunde, und die notorische Charakterlosigkeit der Brühlschen Politik befugte ihn dazu, deren Bedeutung gering anzuschlagen. Jene geheime Konvention blieb ihm gänzlich unbekannt; aber der Wormser Hauptvertrag ward ihm im Februar aus britischen Zeitungen mitgeteilt und machte einen um so tieferen Eindruck auf ihn, je mehr es ihn befremden durfte, daß eine förmliche Eröffnung vonseiten König Georgs, welcher dazu verbunden gewesen wäre, unterblieben war. Wie ein Blitz durchzuckte ihn bei der Lektüre jener beiden Artikel die Überzeugung, daß Österreich auf Heimeroberung Schlesiens sinne und von England-Hannover in diesem Vorhaben bestärkt werde. Sollte er abwarten, bis die Feinde nach siegreicher Beendigung des Erbfolgekriegs für das neue Unternehmen Muße gefunden? Initiative war die Lebensregel seines Geistes: auch diesmal war er willens, den Streichen der Gegner zuvorzukommen. Daß die Minister, denen er Gutachten abforderte, einer ruhigeren Auffassung das Wort redeten, machte ihn nicht stutzig. In allumfassender Erwägung setzte er sich, wie er pflegte, selbst das Für und Wider schriftlich auf; allein je kräftiger er dabei die Sätze seiner eigenen Beweisführung erschütterte, desto felsenfester stellte sich ihm ihre Begründung dar. Mit Adlerblick überflog er zugleich im Moment das weite Feld der Bedingungen wie der Konsequenzen. Noch im laufenden Sommer mußte er die Offensive ergreifen; er mußte gegen Nordosten hin den Rücken gedeckt haben und auf der anderen Seite vertraute Fühlung und werkthätigste Verbindung mit Frankreich unterhalten. Es konnte nichts helfen, nur etwa Bayern und das Ansehen des wittelsbachischen Kaisertums wiederherzustellen; um Österreich dauernd zu schwächen, mußte diesem wenigstens auch Böhmen entrissen werden, in dessen Besitze Friedrich nicht minder, als Maria Theresia selbst, die stärkste Befestigung der habsburgischen Vormacht in Deutschland

neth, Maria Theresia II, 293 ff. 308 ff. 526 f. Droysen, Friedr. d. Gr. II, 223 ff.

erkannte [1]). Von solchen Ideen erfüllt, knüpfte er sofort nach allen Seiten hin mit Eifer und meist mit Glück ein Netz von vorbereitenden Unterhandlungen an.

In einer Hauptrichtung zumal schien von vornherein die beste Aussicht vorhanden. An Rußland scheute Friedrich die aus Natur und Lage des Landes entspringende Fähigkeit, Preußen ungestraft zu bedrohen und zu schaden; er fürchtete sich deshalb, wie Lord Hyndford zwiefach hämisch nach London berichtete, vor Rußland mehr, als vor Gott. Nun aber hatte sich Zarin Elisabeth mit Österreich heftig überworfen, weil dessen Gesandter Botta der Teilnahme an einer Verschwörung gegen sie verdächtig geworden. Sie hatte seitdem ihre Neigung Friedrich zugewandt, und dieser natürlich weder feine noch grobe Mittel unversucht gelassen, um sich fest darin zu behaupten. Wie willkommen war ihm da die Gelegenheit, für den Großfürsten-Thronfolger eine Gemahlin vorschlagen zu dürfen! Er wählte dazu, indem er eine sächsische Rivalin beiseite schob, die junge Prinzessin von Zerbst, die Tochter eines seiner Generale. Es war die künftige Katharina II., deren Herrschergeist ihm in den Tagen seines Alters das leidige Gebot, mit den Barbaren des Ostens Freundschaft zu pflegen, noch unendlich drückender nahebringen sollte. Damals jedoch bedeutete ihr Eintritt in Moskau unzweifelhaft einen namhaften Erfolg der preußischen Politik, zu welchem sich im nämlichen Augenblick ein anderer gesellte. Denn Friedrich vermählte zugleich die eigene Schwester Ulrike, deren Person er den in der dynastischen Halbwelt Rußlands üblichen Katastrophen nicht hatte aussetzen mögen, im Einverständnis mit der Zarin vielmehr dem Erben der Krone Schweden, nachdem die letztere jüngst sich um den Preis der Unterwürfigkeit einen glimpflichen Frieden von dem slavischen Nachbar erkauft hatte. Anstatt wie im ersten schlesischen Kriege von der Zwietracht der beiden nordischen Staaten bloße Sicherheit, durfte er also für den zweiten von deren Eintracht vielleicht gar positive Unterstützung verhoffen und trug sich alsbald ge-

1) Polit. Korresp. III, 26 f. 35 ff.; vgl. II, 99. Hist. d. m. temps, p. 306 sqq. Droysen a. a. O. II, 206 ff.

schäftig mit mancherlei darauf bezüglichen Entwürfen. So befeuerte er die Franzosen in dem Vorsatze, durch schwedische Hilfstruppen Hannover an der Niederelbe angreifen zu lassen, und ging mit Freuden auf den hessischen Antrag ein, den König von Schweden auch in seiner Eigenschaft als Herzog von Pommern zum Anschluß an die Frankfurter Union aufzufordern. So begehrte er von Rußland eine Demonstration berittener Steppenvölker gegen die Grenzen Ungarns, sowie andererseits noch dringender eine günstige diplomatische Einwirkung auf den Dresdener Hof. Zum mindesten aber wünschte er mit beiden baltischen Mächten noch vor seiner Schilderhebung eine defensive Tripelallianz einzugehen, um auf alle Fälle den Besitz Schlesiens von dorther zuverlässig garantiert zu erhalten. Da der Vizekanzler Bestuschew, der einflußreichste und zugleich einer der nichtswürdigsten der damaligen russischen Staatsmänner, durch wiederholte Bestechung hierfür nicht zu gewinnen war, weil er von der englischen Gegenpartei noch besser bezahlt ward, so bildete der Sturz desselben die nächste praktische Aufgabe des preußischen Gesandten in Petersburg, deren Lösung freilich trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte. Im Gegenteil führte die taktlose Unvorsichtigkeit des in gleicher Richtung arbeitenden französischen Botschafters im Juni 1744 dazu, daß Bestuschew noch höher, zum Großkanzler des Reichs, erhoben ward; und Friedrich trug zuletzt doch wieder den beunruhigenden Eindruck davon, daß die alte Unsicherheit der russischen Verhältnisse noch keineswegs überwunden sei [1]).

Was Frankreich anbetrifft, so verbarg er sich durchaus nicht, daß fast alle Chancen für das Gelingen seines Planes von der höchst gebrechlichen Voraussetzung abhingen, diese Macht werde sich aus der politischen und militärischen Schlaffheit und Saumseligkeit herauszuwinden imstande sein, an deren Folgen die frühere Waffenbrüderschaft zugrunde gegangen. Allein die stürmische Erregung seines mutigen Herzens riß seinen Verstand zum

1) Hist. d. m. temps, p. 285 sq. 297 sqq. 302 sqq. 313 sq. 322 sq. Raumer a. a. O. S. 194. Polit. Korresp. II, 405 ff.; III, 239 passim.

Glauben an das Unwahrscheinliche hin; und gewisse Wandlungen der französischen Zustände kamen ihm bald als bestätigende Anzeichen freiwillig entgegen. Was er noch kürzlich von der Hand gewiesen, ein neues Offensivbündnis direkt mit Frankreich zu schließen, dahin ging jetzt sein eigenes emsiges Bestreben. Im tiefsten Geheimnis — selbst Podewils erfuhr erst Monate nachher, als alles vollendet war, davon — ward noch im Februar Generalmajor Graf Rothenburg als Unterhändler nach Versailles geschickt, ein persönlicher Vertrauter Friedrichs und zugleich mit Menschen und Dingen drüben wohlbekannt, da ihn die Laufbahn seiner Jugend durch die französische Armee geführt. Sein soldatisches Ungestüm verband sich mit der patriotischen Scham der Noailles, Belleisle und Genossen zum Sturze Amelots, des kläglichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Frankreich ermannte sich dazu, auf die vorjährige Verletzung seines Gebietes jetzt endlich durch offene Kriegserklärung an England und Österreich zu antworten; und was beinah als das Wichtigste erschien: an dem rüstigen Aufschwung der allgemeinen Stimmung nahm König Ludwig XV. individuellen Anteil. Die Herzogin von Chateauroux, seine damalige Geliebte, Schwester und Nachfolgerin jener Madame de Vintimille, deren lebhafter Fürsprache sich einst Belleisle erfreut, steckte sich ein noch höheres Ziel des Ehrgeizes, indem sie den Monarchen selber zu dem echt französisch-ritterlichen Entschluß entflammte, den Sinnengenuß durch Heldentum zu adeln. Das Schauspiel, ihren König persönlich an der Spitze des Heeres im Felde zu sehen, war offenbar ganz dazu angethan, den gesunkenen militärischen Geist der französischen Nation aufs neue zu heben; und Friedrich fühlte sich noch jung und rücksichtslos genug, um es nicht zu verschmähen, der romantischen Maitresse seines Verbündeten seinen politischen Dank dafür in eigenhändigen Zeilen zierlich auszusprechen. Auch inbezug auf das diplomatische Geschäft jedoch war es dem preußischen Herrscher besonders angenehm, diesmal in unmittelbare Beziehung zu seinesgleichen treten zu können. Sein Briefwechsel mit Ludwig XV. ist, gegen die ehedem mit Fleury gepflogene Korrespondenz gehalten, durch

einen vornehmeren und doch auch wieder wärmeren Ton ausgezeichnet. Lob und Tadel, frei aber maßvoll, wie sie in diesen Zuschriften Friedrichs auftreten, haben hier niemals den Zweck, zu bethören oder zu verwunden, sondern einzig: bald aufzumuntern, bald anzuspornen zu der rastlosen Energie des Handelns, ohne die an eine glückliche Durchführung des gemeinsamen Unternehmens kaum zu denken war [1]).

Es war auch dem Umfange nach nicht wenig, was Preußen von Frankreich an kriegerischer Leistung verlangte. Allein Friedrich sagte die reine Wahrheit, wenn er seine Forderungen und Anweisungen einmal bei Ludwig XV. mit der Versicherung entschuldigte: auch als bezahlter Staatsrat seines Alliierten würde er nichts Besseres vorzubringen wissen; so vollständig entsprach das preußische Programm dem übereinstimmenden Interesse beider Staaten. Und so ward denn auch im wesentlichen einfach nach Friedrichs Entwurf am 5. Juni 1744, dem dritten Jahrestage der alten Breslauer Allianz, zu Paris der neue Traktat unterzeichnet, zu welchem ein mehrere Wochen später vollzogener bayerisch-preußischer Vertrag die Ergänzung bildete, indes ihm die Frankfurter Union sozusagen als Aushängeschild dienen mußte. Die Summe nun dieser Verabredungen lief inbetreff der Führung wie der Ziele des Kriegs auf folgende Bestimmungen hinaus: Frankreich selbst sollte seinen Hauptoffensivstoß gegen Belgien richten, um sich dort einige Barriereplätze als eigenen Kampfpreis zu erobern. Einer zweiten Armee fiel, wie einst dem Mailleboisschen Corps, die Rolle zu, durch ihren Vormarsch auf Hannover den König Georg an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Ein drittes französisches Heer übernahm die Pflicht, im Verein mit den durch Pfälzer und Hessen vermehrten kaiserlichen Truppen die Österreicher so lange am Oberrhein zu beschäftigen, bis Friedrich mit einer Macht von 80000 Mann, Kursachsen durch Überraschung lähmend, das Königreich Böhmen überzogen und besetzt hätte. Alsdann

1) Hist. d. m. temps, p. 312 sq. 315 sq. Polit. Korresp. III, 43 bis 131. Noailles LXXIII, 355 sqq.

lag jenen im Elsaß versammelten Streitkräften ob, dem abziehenden Feinde verderblich nachsetzend, Bayern wieder einzunehmen, um zuguterletzt an der mittleren Donau Hand in Hand mit den Preußen Sieg oder Frieden zu erzwingen. Mit Schmerzen willigte Karl VII. in die ebenso harte, wie gerechte Bedingung, das Geschenk, welches ihm Friedrich mit der Rückerstattung der verlorenen böhmischen Krone zu machen sich anschickte, durch die Abtretung der schon 1742 von Preußen begehrten nordöstlichen Kreise des Landes bis an und über den Lauf der Elbe zu vergüten. Zum Troste ließ er sich dagegen die Einräumung Oberösterreichs versprechen, falls er es mit eigener Anstrengung zu erringen vermöge; während Friedrich neben jener böhmischen Erwerbung auch den noch ausstehenden Rest von Oberschlesien für sich in Anspruch nahm [1]). Gesetzt nun, diese Zwecke wären sämtlich erreicht worden, so hätte das östliche Deutschland eine Umgestaltung erfahren, wodurch wenigstens in diesen Gegenden für die von Friedrich unlängst angestrebte preußische Hegemonie die Grundlage doch noch geschaffen worden wäre. Vorzüglich jene Aufstellung an der Südseite des Riesengebirgs hätte Preußen die Möglichkeit gewährt, das zurückgedrängte Österreich sowohl, wie das dann völlig umklammerte Sachsen im Zaum zu halten und vor allem auf das haltlos nach Prag vorgeschobene wittelsbachische Kaisertum jeden beliebigen Druck auszuüben. Hingegen wäre im deutschen Westen das Übergewicht der Franzosen, ohne deren thatkräftigste Mitwirkung der gedachte Erfolg ja niemals zu gewärtigen war, auch für die Zukunft unleugbar in gefährlichem Maße verstärkt worden. Nicht mehr eine Alleinherrschaft Frankreichs über Deutschland, deren Idee mit den Projekten Belleisles zu Falle gekommen, wäre daraus hervorgegangen; wohl aber ein preußisch-französischer Dualismus im Reich statt der Zweiheit des Einflusses von Österreich und Preußen. Vom nationalen Standpunkt aus haben wir also ein Recht, uns zu freuen, daß die

1) Ranke, Preuß. Gesch. V, 97f. Droysen a. a. O. II, 267ff. Tagebuch Karls VII., S. 343. Polit. Korresp. III, 171—208.

bourbonische Großmacht der Mahnung König Friedrichs, in den Operationen der Alliierten müsse alles Nerv sein, kein Augenblick leerer Unthätigkeit dürfe sie unterbrechen, im zweiten schlesischen Kriege so wenig wie einst im ersten nachzukommen verstand [1]).

Gleich zu Anfang der neuen Verbindung schien Friedrich in dieser Hinsicht eine ähnliche Enttäuschung erleben zu sollen, wie drei Jahr früher unmittelbar nach dem Breslauer Traktate. Noch während der letzten Unterhandlungen nämlich hatte mit der warmen Jahreszeit der Kampf begonnen und ward in den Niederlanden allerdings von den Franzosen sofort mit Nachdruck geführt. Die persönliche Anwesenheit König Ludwigs, der Ernst Noailles', das Talent des zum Marschall beförderten Moritz von Sachsen, die traditionelle Übung der Nation in der Belagerungskunst und dem allem gegenüber die Zerfahrenheit der von erbärmlichen Generalen befehligten pragmatischen Armee, brachten es dahin, daß im Juni und Juli die erste Linie der flandrischen Grenzplätze rasch in die Hände der Angreifer fiel. Ganz anders jedoch ging es am Oberrhein zu, wo Marschall Coigny noch das französische Kommando innehatte. Zwar kam auch hier zunächst die Langsamkeit der Österreicher ihren Gegnern zustatten. Karl von Lothringen, der sich im Winter nach dem Herzenswunsche Maria Theresias mit ihrer Schwester Marianne vermählt und das Gouvernement in Brüssel übernommen hatte, traf erst im Mai von dorther in Heilbronn ein, woselbst der Nachfolger Khevenhüllers, der bedächtige Feldmarschall Traun, soeben die Truppen aus den Winterquartieren versammelte. Es ward somit der Plan der Königin vereitelt, die in den vorderen Kreisen verteilten kaiserlichen Regimenter, deren Neutralisierung ja durch das Benehmen Karls VII. faktisch aufgehoben sei, überfallen zu lassen, wovon sie sich die beste Wirkung auf gut- wie übelgesinnte Reichsstände versprochen hatte. Denn Seckendorff, durch Friedrichs Scharfblick wiederholt vor dieser Eventualität

1) Ebd. S. 209 f.

gewarnt, fand Zeit, sein kleines Heer unter den Wällen der Reichsfestung Philippsburg in einem wohlgewählten, wenn auch immer noch durch Mangel heimgesuchten Lager zu vereinigen. Dann aber ließen die Franzosen den Feind unbehelligt über den Neckar bis an den Rhein herankommen, wo alsbald ein, wie der Kaiser klagte, verräterischer Angriff Nadasdys auf bayerische Vorposten der Scheinexistenz der Niederschönfelder Konvention ein verdientes Ende bereitete. Prinz Karl machte darauf eine geräuschvolle Bewegung gegen Mainz und verleitete dadurch die Gegner um so entschiedener zu dem Glauben, er werde den Übergang dort unten zu bewerkstelligen suchen, je bestimmter man darum wußte, daß der Reichs-Erzkanzler sich kürzlich, ebenso wie bald danach der Kurfürst von Köln, durch einen britischen Subsidienvertrag der pragmatischen Partei rückhaltlos verschrieben. In der That ließ sich Coigny von Speyer her stromabwärts locken; während Seckendorff, der mit Widerstreben dem dringenden Verlangen der Franzosen gehorchend aufs linke Ufer zurückgewichen, teils zu schwach, theils zu unentschlossen war, um den nun plötzlich oberhalb Philippsburg erfolgenden Übergang der Österreicher ernstlich zu hindern. Die Panduren unter Trenck, dessen würdiger Kumpan Menzel einige Tage früher durch eine französische Kugel den lang gesuchten Renommistentod gefunden, waren auch diesmal als die vordersten jenseits zu schauen. Sie zersprengten ein paar kaiserlicher Reiterregimenter und machten für das Hauptheer Platz, welches Anfang Juli, ohne irgendeinen nennenswerten Verlust erlitten zu haben, 60000 Mann stark auf französischem Boden stand. Geschwind bemächtigten sich die Österreicher der Linien an der Lauter, sodaß Coigny und Seckendorff, von denen sich jeder mit den Fehlern des anderen entschuldigte, erst durch die blutige Wiedererstürmung von Weißenburg sich überhaupt den Rückweg ins Elsaß zu bahnen vermochten. Dort fanden sie endlich an Straßburg Halt, indes der Feind das untere Land beherrschte und seine Spitzen in die nördlichen Vogesen vorschob. Die Hoffnungen vom vergangenen Jahr erwachten mit verdoppelter Stärke. König Stanislaus hielt sich in

Nancy nicht mehr für sicher, und Karl von Lothringen schien nahe daran, seinen Familiennamen in einen wirklichen Fürstentitel zurückzuverwandeln [1]).

Über Elsaß-Lothringen aber schwebte in jenem Augenblick, wie noch einmal in unseren Tagen, zugleich die Zukunft des gesamten Deutschlands. Die politische Bedeutung Karls VII. war am Verscheiden. Der bejammernswerte Fürst hatte ganz so klar, wie Seckendorff, eingesehen, daß eine kaiserliche Armee, die den Rhein überschreite, um die französischen Grenzen beschirmen zu helfen, ihre Sache in den Augen des Reiches mit eigener Hand zunichte mache. Allein als treuer Verbündeter des mächtigen Bourbonen, von dem er noch immer nächst Gott am meisten seine Erlösung erwartete, glaubte er auch diesen bittersten Kelch geduldig leeren zu müssen. Triumphierend rief ihm Maria Theresia öffentlich zu: er verteidige durch deutsches Blut den alten Raub am Reich, den ihre eigenen Truppen den Franzosen wieder abzujagen im Begriffe stünden. Und der Träger der Kaiserkrone entblödete sich nicht, in seiner Antwort die Herrschaft Frankreichs über das Elsaß als eine angemessene Vergeltung der Dienste zu bezeichnen, welche diese Krone der deutschen Fürstenfreiheit gegen die Dynastie seiner Vorgänger geleistet. Mit dem anderen Einwande hatte er freilich recht, daß die beachsichtigte Rückeroberung nicht sowohl dem Reich, als vielmehr jenem Österreich zugute kommen würde, das mit seinen hunnischen Barbaren über reindeutsche Länder hergefallen sei [2]). Denn mit dem unvergleichlichen Glanze dieser befreienden Handlung geziert, hätte Österreich jedenfalls dem ganzen übrigen Deutschland seinen Willen auferlegt und dessen

1) Arneth, Maria Theresia II, 347ff. 384ff. 547. Arneth, Bartenstein, S. 182. Polit. Korresp. III, 59f. 65. 88. 99. Tagebuch Karls VII., S. 328—345. Lebensbeschreibung Seckendorffs II, 331ff. Noailles a. a. O., p. 361sqq. Hist. d. m. temps, p. 316sqq. Adelung a. a. O. IV, 100. 105ff. 127. 138ff. 152. Ennen, Stadt und Kurstaat Köln II, 250.

2) Tagebuch Karls VII., S. 337. 346. Histor. Sammlung III, 438ff. 456ff.

wahrhaft selbständige Erhebung noch wer weiß wie lange ferngehalten. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, darf uns auch die Thatsache erträglich dünken, daß es ein deutscher Held war, der, indem er sein tapferes Schwert für den eigenen Staat zückte, jene verlorenen Reichslande noch einmal bei Frankreich erhielt. König Friedrich glich mit seiner Frankfurter Union in diesem Moment dem Kurfürsten Moritz in den Tagen des Bündnisses von Chambord, durch welches einst der Grund zu den französischen Annexionen im rheinischen Gebiete gelegt, zur nämlichen Zeit jedoch auch der deutsche Protestantismus und somit die geistige Unabhängigkeit der Nation gerettet worden. Das Preußen, um dessentwillen er damals Straßburg und Metz vor der Faust der Kroaten und Panduren sicherte, empfing durch ihn zugleich die innere Bestimmung, Straßburg und Metz zur rechten Stunde durch Deutsche für Deutschland herbeizubringen.

Noch in seinem Vertrage mit Frankreich hatte er den Abschluß jener Tripelallianz mit Rußland und Schweden ausdrücklich zur Vorbedingung seines Eintritts in den Kampf gemacht. Unter den jetzigen Umständen sah er davon ab. Die reißenden Fortschritte der österreichischen Waffen legten auf der einen Seite die Befürchtung nahe, daß Frankreich sich aller Verbindlichkeiten ungeachtet zu einem eiligen Frieden bereit finden lassen könne. Für wie kritisch man dort in der That die Lage ansah, bewies der Entschluß König Ludwigs, nicht bloß das unter Belleisle an der Mosel formierte Corps zur Verstärkung Coignys abzusenden, sondern sich auch persönlich mit 40000 Mann von der flandrischen Armee aufs schleunigste dem Prinzen Karl entgegenzuwerfen. Indessen gelang es andererseits vielleicht gerade durch diese Anstalten um so eher, den Feind in seiner vorgewagten Stellung mit Übermacht zu umringen und ihn, wo nicht drüben zu vernichten, so doch nur unter schweren Verlusten über den Strom zurückzulassen. Damit es hinfort an der nötigen Energie im französischen Lager nicht fehle, schickte Friedrich seinen schon einmal als militärischen Treiber bewährten Feldmarschall Schmettau in die Umgebung

Ludwigs XV. Er selbst ließ nicht davon ab, bald dem Könige, bald dem Herzog von Noailles die Grundzüge des gemeinsamen Kriegsplanes brieflich einzuschärfen: den Marsch durch Bayern längs der Donau, wie den Vorstoß gegen Hannover; Bewegungen, durch deren rechtzeitiges Eingreifen der Ausgang seiner eigenen böhmischen Expedition schlechthin bedingt sei. Für die pünktliche Ausführung der letzteren stand er seinerseits ein; er bestimmte den Tag seines Aufbruchs und kaum minder genau die Zeit der Ankunft seiner Heeressäulen vor Prag [1]). Was preußische Präcision vermöge, war ja soeben aufs neue der neidischen Welt durch die Besitzergreifung von Ostfriesland kund geworden, wo nach dem frühen Tode des letzten Cirksena kraft der dem Hause Brandenburg vor funfzig Jahren verliehenen Anwartschaft das Regiment König Friedrichs inmitten eingewurzelten landschaftlichen Haders augenblicklich zur Anerkennung gebracht, die Parteien versöhnt, die fremden Besatzungen entfernt, die Konkurrenten, worunter Hannover, überholt, und in wenigen Wochen ein den Herrscher wie die Unterthanen gleichmäßig befriedigendes Verfassungsabkommen mit den Ständen getroffen worden. Die Freunde des jungen Königs erkannten auch darin die unwiderstehliche Kraft seines glücklichen Sterns, der ihm zu immer größeren Dingen voranzuleuchten schien [2]).

Am 8. August 1744 erklärte der preußische Gesandte Dohna der Regierung zu Wien: sein Herr sehe sich durch deren reichsumstürzende Politik gezwungen, dem Kaiser, welchen man allen Warnungen zutrotz mit Stumpf und Stiel auszurotten suche, eine Anzahl seiner Truppen als Hilfsvölker zu überlassen. Gleichzeitig ward Kursachsen auf Grund kaiserlicher Anschreiben aufgefordert, einem Teile dieser Völker ungehemmten Durchzug nach Böhmen zu verstatten. Eine in London überreichte und

1) Hist. d. m. temps, p. 320—323. Polit. Korresp. III, 207 ff. 226 ff. 233 ff. 240 f.

2) Ebd. 153 ff. 160 ff. Adelung IV, 130 ff. 236 ff. Ranke a. a. O. V, 233 ff. Droysen a. a. O. II, 275.

alsbald veröffentlichte preußische Note berief sich sodann auf das durch die pragmatischen Kontingente der Seemächte gegebene Beispiel und verglich nicht ohne treffende Spitze die Auflehnung Maria Theresias den Unternehmungen der stuartischen Prätendenten. Dem großen Publikum endlich legte ein von dem Könige selbst in markigen Sätzen abgefaßtes Manifest die Beweggründe der preußischen Schilderhebung dar. Es ward darin lediglich der Standpunkt der Frankfurter Union eingenommen, von deren Stiftung und Bestimmung denn auch unmittelbar danach der hochaufatmende Karl VII. dem Reichstag offizielle Anzeige machte [1]. König Friedrich stellte demgemäß entschieden in Abrede, daß er eigene Streitigkeiten mit Österreich auszufechten habe, oder sonst irgendetwas für sich selbst erstrebe; nach wie vor sei er gewillt, am Breslauer Frieden ehrlich festzuhalten. Einzig als Vorkämpfer für Kaiser und Reich, um diesem die Freiheit, jenem seine Würde und zugleich Europa Ruhe wiederzugeben, warf er der Königin den Handschuh hin. Es war eine seltsame Kundgebung, behaftet mit den unerquicklichen Merkmalen einer verworrenen Übergangszeit. Die alten Beschwerden ortsfürstlichen Unabhängigkeitssinnes und die tausendmal dagegen ausgespielten Schlagworte der Reichsloyalität erschollen schrill durch einander aus einem und demselben Munde. Der deutsche Partikularismus, an erlesener Stelle zum echten Staatsgefühl herangewachsen und doch noch nicht stark genug, um die Zukunft des Vaterlandes allein auf sich zu nehmen, war einen unhaltbaren Bund eingegangen mit den blutlosen Gespenstern einer innerlich abgethanen nationalen Vergangenheit. Der Ausgang des bevorstehenden Kampfes mußte richten über Lebendiges und Totes. Das Naturrecht der Selbsterhaltung des preußischen Staates, von welchem Friedrich in diesem Moment befangen schwieg, gelangte nichtsdestoweniger auch unausgerufen zum Siege. Als verfehlt jedoch erwies sich der Versuch,

1) Preuß. Staatsschr. I, 432 ff. 465 ff. 574 ff. Polit. Korresp. III, 218 f. 223—245. Tagebuch Karls VII., S. 346. Adelung IV, 154 f.

die Lüge der vom Hause Habsburg überkommenen Reichszustände durch eine noch gröbere Lüge zu widerlegen: unrettbar verloren blieb das Kaisertum Karls VII.

Viertes Kapitel.

Zeiten des zweiten schlesischen Krieges. [1])

Politiker von Beruf mögen noch heut ihren Scharfsinn an der Frage prüfen, inwieweit die vorschauende Besorgnis, in der König Friedrich II. im August 1744 von neuem zu den Waffen griff, in den Thatsachen sicher begründet war. Sie mögen ferner erwägen, ob es nicht wenigstens klüger gewesen wäre, hätte er die Gefahr, von deren Realität er subjectiv durchdrungen war, noch dichter herankommen, seine Feinde zuvor im Angesicht der Welt sich ins Unrecht setzen lassen. Beweisen könnte man freilich hier wie dort weder das Ja noch das Nein; so wenig, als Friedrich selbst oder Podewils, sein getreuer Eckart, der erst im Juli in die geheimen Entwürfe

1) Für den zweiten schlesischen Krieg als solchen ist auf die zu Kapitel 2 erwähnten Schriften zu verweisen, für die Zeitgeschichte überhaupt zugleich auf die Quellenangaben am Eingange von Kapitel 1 und 3. Neu hinzu treten: für das Interregnum von 1745 die „Neue Sammlung von Staatsschriften nach Ableben Kaiser Karls VII.“ (3 Bde., Frankfurt 1745—1747); für den Rest des Jahres Bd. I der „Vollständigen Sammlung von Actis publicis und Staatsschriften unter Kaiser Franz“ (6 Bde., Frankfurt 1749—1752, reicht im ganzen bis Ende 1747). Eine „pragmatische Wahlgeschichte Francisci“ giebt J. J. Moser in seinem „Beitrag zum neuesten Staatsrecht und Staatshistorie Teutschlands“ (1. Teil 1746); von demselben auch „Beilagen und Anmerkungen über die Wahlkapitulation Kaiser Franz' I.“ (2 Bde., Frankfurt 1746—1747).

und Anstalten seines jungen Fürsten völlig eingeweiht ward, einander zu ihrer entgegengesetzten Ansicht herüberzuziehen vermochten [1]). Die Geschichtschreibung aber darf sich immerhin damit begnügen, den wirklichen Hergang der Begebenheit zu schildern und die Umstände, sei es persönlicher, sei es sachlicher Natur, welche darauf entscheidenden Einfluß ausgeübt, hervorzuheben. Wem also sollte da die Notwendigkeit entgehen, daß der nämliche feurig um sich blickende Genius, der die Eroberung Schlesiens vollbracht, auch die nachfolgenden Ereignisse, indem er sie wachsam ins Auge faßte, sozusagen im Widerschein seines eigenen, allezeit schlagfertigen Wesens betrachten mußte? Oder wer wollte andererseits verkennen, daß derselbe beharrliche Stolz, mit dem Maria Theresia dem Mißgeschick getrotzt, dem Verlust aufs hartnäckigste widerstrebt hatte, die Königin dann auch bei dem Bemühen beseelte, das heimgekehrte Glück für immer an sich zu ketten, den erlittenen Schaden durch überschüssigen Ersatz weit mehr als wett zu machen? Allein in dieser nachhaltigen individuellen Triebkraft der vorwaltenden Charaktere lag nicht etwa die einzige Ursache ihres wiederholten Konflikts: auch in dem faktischen Ergebnis des ersten schlesischen Krieges an sich stak allbereits der Keim eines zweiten. Denn was uns in historischer Fernsicht allerdings ungleich deutlicher entgegentritt, kam doch auch den Zeitgenossen und vorzüglich den beiden beteiligten Mächten selber bestimmt genug zum Bewußtsein: daß zwischen Österreich und Preußen nicht allein ein Wechsel im Besitz einer großen Landschaft, sondern auch im gegenseitigen Verhältnis ihrer gesamten Existenz eine Verschiebung stattgefunden, welche wieder rückgängig zu machen dem ersteren, unablässig zu befestigen dagegen dem anderen gleich sehr am Herzen liegen mußte. Hieraus entsprang die wunderliche Erscheinung, daß Maria Theresia Schlesien allenfalls entbehren zu können meinte, wenn sie Bayern für sich behielte, das Kaiser-

1) Polit. Korresp. III, 35ff. 201ff. Droysen, Friedrich d. Gr. II, 290f.; vgl. R. Koser, „Friedrich d. Gr. und der zweite schlesische Krieg", Histor. Zeitschr. XLIII, 252f.

tum zurückgewönne und Elsaß-Lothringen von Frankreich losrisse; während Friedrich umgekehrt daran verzagte, Schlesien zu behaupten: es gelänge ihm denn, gerade dies alles zu verhüten und obendrein der Gegnerin Böhmen zu entwinden. Mit einem Wort: seit dem Breslauer Frieden bestand auch draußen schon ein preußisch-österreichischer Dualismus; die schlesische Sache hatte sich als der Kern der deutschen enthüllt, und der deutsche Krieg, der als schlesischer angefangen, konnte deshalb nur als schlesischer wahrhaft enden.

Erstreckte sich nun der feindliche Gegensatz preußischer und österreichischer Politik — freilich leider noch wesentlich unterstützt durch den Wetteifer der Einflüsse von Frankreich und England — in mannigfacher Wirkung über Deutschland hin bis an die äußerste Westmark des Reichs, so ward doch vor allen übrigen Gegenden in schlechthin verhängnisvoller Weise Kursachsen davon betroffen. Noch bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein hatte neben der Scheu vorm Kaiserhause die fügsame Rücksicht auf die überlegene sächsische Kraft und Weisheit fast die einzige Richtschnur für das Verhalten Brandenburgs abgegeben. Ein hundertjähriger Aufschwung führte darauf das werdende Preußen nicht nur nah an das Niveau der Stellung Österreichs hinan, sondern zugleich noch entschiedener über die von Sachsen eingenommene Rangstufe hinaus. Erst die Frontwendung gen Süden jedoch, welche Friedrich II. durch die Eroberung Schlesiens seinem Staate gab, versetzte das überflügelte Land an der mittleren Elbe für immer in die peinlichste Zwangslage. Unvermeidlich mußte seitdem bei jedem künftigen Zerwürfnis der Höfe von Berlin und Wien der Dresdener zwischen Hammer und Amboß geraten. Wohl gebot ihm die Klugheit, sich bescheiden der aggressiven Stärke Preußens unterzuordnen; allein so lange sich noch irgend hoffen ließ, deren zermalmende Wucht an der eisernen Ausdauer österreichischen Widerstandes zerschellen zu sehen, lockten Wunsch und Sympathie desto natürlicher auf die andere Seite. So war es denn auch nicht durchweg das Werk Brühlscher Frivolität, sondern zum Teil wenigstens eine Folge der gegebenen Situation

gewesen, wenn die sächsische Staatskunst schon im ersten schlesischen Kriege sich abwechselnd in beiden möglichen Richtungen bewegt hatte. Ob sie nunmehr auf den Weg der Dresdener Verschwörung vom Frühjahr 1741, oder im Gegenteil auf den der mährischen Expedition von 1742 zurückkommen werde, konnte für den Ausgang der abermals zwischen den übermächtigen Nachbarn entbrannten Fehde nicht gleichgültig sein. Durch die Wiener Defensivallianz vom Dezember 1743, welche im folgenden Mai noch einige bekräftigende Zusätze erhielt, war Sachsen freilich im stillen zum voraus an Österreich gebunden. Immerhin aber hatte König Friedrich wenigstens die bisherige Erfahrung für sich, wenn er glaubte, der Dresdener Hof, als dessen vorherrschender Affekt ihm ohne Frage die Furcht erschien, werde sein praktisches Benehmen am Ende jedenfalls dem Erfolge anpassen [1]).

Gleich das Vorspiel des neuen Krieges ging dann, unblutig und doch nicht ohne Schrecken, auf sächsischem Boden in Scene. Strategische Gründe bestimmten Friedrich, den größten Teil seiner Invasionsarmee, etwa 60000 Mann, dazu das Belagerungsmaterial und die Proviantkolonnen, von Norden her durch Sachsen nach Böhmen zu werfen; nur 20000 führte Schwerin von Glatz aus westlich gegen Prag heran. Auch jene Hauptmacht übrigens wählte zwei verschiedene Straßen: die eine Hälfte zog unterm jungen Dessauer durch die Lausitz; die andere geleitete der König selbst durchs Meißnische aufwärts, wobei das in Magdeburg eingeschiffte schwere Geschütz sogar unter der Dresdener Elbbrücke hindurchpassieren mußte. Besonders dies empfand man in Sachsen als einen Stich ins Herz des Landes; allein überhaupt war die Aufregung ebenso groß wie die Überraschung. Brühl weilte mit seinem Herrn in Warschau, und vergebens machten die in Dresden zurückgebliebenen Minister geltend, daß sie zunächst von dorther auf die kaiserlichen Requisitionsschreiben Bescheid einholen müßten.

1) Arneth, Maria Theresia II, 431. Polit. Korresp. III, 134. 192. 345.

Die Preußen wollten von keinem Aufschub hören und überschritten am 11. August die sächsische Grenze, um nach ungefähr vierzehntägigem Marsche die böhmische zu erreichen. Ihr Betragen war, den strengen Geboten des Königs gemäß, von Anfang bis zu Ende untadelig; pünktlich bezahlten sie ihre Bedürfnisse. Auch lag in dem ganzen Ereignis durchaus keine formelle Verletzung des Herkommens im Reiche. Nichtsdestoweniger war dasselbe völlig dazu angethan, dem sächsischen Staate seine eigene Ohnmacht diesem von Waffen starrenden, an Zucht und Schlagfertigkeit unvergleichlichen Preußen gegenüber aufs schmerzlichste vor Augen zu führen. In fast spaßhafter Weise mischten sich daher in der Haltung der kurfürstlichen Behörden Bestürzung und Artigkeit, Hochmut und Vorsicht, Abneigung und Respekt [1]). Und vielleicht manch einer blickte den abziehenden Bataillonen zwar momentan erleichtert, jedoch zugleich mit dem bangen Gefühle nach, als müsse, welche Zukunft auch für Deutschland diesmal in dem alten Schicksalskessel Böhmens zurechtgebraut werde, die selbständige Bedeutung Sachsens unaufhaltsam darüber in Dampf aufgehen.

Von leidenschaftlicherer Art war die Wirkung, welche der abermalige urplötzliche Friedensbruch des Preußenkönigs, wie Bartenstein noch verhältnismäßig gelinde den Vorgang bezeichnet, aufseiten Österreichs selber hervorbrachte. In Wien hielt man für nötig, das Haus des Grafen Dohna durch Wachen vor der Erbitterung des Volkes zu sichern. In dem Briefwechsel des Großherzogs mit seinem Bruder Karl von Lothringen, welcher natürlich sofort den Befehl zur Umkehr erhielt, ward Friedrich geradezu als Ungeheuer und Teufel verschrieen, dessen Bestrafung der Himmel selbst an die Hand zu geben scheine. Graf Batthyany, der mit einem schwachen Truppencorps Bayern besetzt hielt, eilte mit Freuden über den Böhmerwald herbei, um dem Feinde des Menschengeschlechts den ersten Abbruch zu thun. Maria Theresia indes verriet persönlich ihre innere

1) Ebd. S. 240ff. 343. Hist. d. m. temps, p. 323sq.; vgl. Droysen a. a. O. II, 301ff.

Erregung höchstens durch den Ernst ihrer Anordnungen. Kein Zweifel, daß sie vor allen anderen das meineidige Verfahren, das sie dem Gegner schuldgab, als gottgesandte Verblendung hochwillkommen hieß, daß die stets ersehnte Aussicht, Ersatz für Schlesien in Schlesien selbst zu finden, nun sie wirklich eröffnet worden, ihre Pulse geschwinder schlagen machte. Allein sie erkannte auf der anderen Seite deutlich die furchtbare Gefahr, in der die gesamte Existenz ihrer Monarchie schwebte, wenn Friedrich an den Gebirgspässen Böhmens wie in der Enge des Donauthals ihrem Heere den Rückweg verlegte, oder sich gar direkt auf das unbewehrte Wien stürzte. Jeglicher Verlust im Westen erschien ihr deshalb unbedeutend gegen den mindesten Vorteil, den ihr vornehmster Feind auf dem östlichen Kriegsschauplatz erringen könnte. Noch einmal begab sie sich nach Preßburg, um eine zweite Insurrektion Ungarns heraufzubeschwören, und wiederum antwortete ihr dieselbe jubelnde Zustimmung. Die Magyaren und ihre wildwüchsigen Steppenbrüder, denen der Palatin Palffy zum abschreckenden Beispiel die preußische Herrschaft in Schlesien als ein System von Tatarengreueln schilderte, brüsteten sich dem gegenüber förmlich als Träger einer originellen Zivilisation. Sie verbaten sich die Benennung: irreguläre Mannschaft; denn auch Slavonier und Panduren folgten, mit dem gleichen Rechte wie andere Völker, ihrer eigenen nationalen Regel. Voller Verachtung schalten Jazyger und Kumanen auf Zelte und Baracken; sie meinten, in ihre Schafpelze gehüllt, den Säbel in der Faust, genau wie ihre Väter einst übers Eis des asowschen Sumpfes dahergesaust, auch heute noch dem verkommenen Europa Sitte beibringen zu dürfen. Wie vor drei Jahren, so gewährte jedoch auch jetzt der großmütige Entschluß der ungarischen Populationen erst für nahe Zukunft einigen Trost. Eine vorübergehende Besetzung Böhmens durch den Feind ließ sich diesmal so wenig wie früher dadurch verhindern. Dagegen durfte man von den Einwohnern dieses Königreichs selber erwarten, daß sie nicht, wie ehedem, dem Eindringling freundlich entgegenkommen würden. Auch die vormals geschwankt hatten aus dem Adel

oder Bürgertum, hingen nun der Königin reuig an. Der Klerus haßte die preußischen Ketzer und erfüllte das Landvolk, das der Kriegsplage bis ins Mark müde war, mit Angst und Abscheu vor der neuen Überziehung. Der Name Karl Alberts endlich, den Friedrich vor seinen Fahnen hertrug, erweckte an den Ufern der Moldau nichts, als traurige oder widerwärtige Erinnerungen [1]). Kurz: so viel war gewiß, daß allein die eigene Schneide dem Schwerte des Eroberers werde Raum schaffen müssen; und zunächst that sie allerdings ihre Schuldigkeit.

Am 2. September traf König Friedrich auf den Höhen um Prag mit Schwerin und dem Erbprinzen Leopold von Dessau zusammen. Einzig der Schiffstransport hatte beim Übertritt ins böhmische Gebiet durch eine künstliche Stromsperre vorm Schlosse Tetschen eine zweitägige Verzögerung erlitten. Hernach fand zwischen einem preußischen Detachement und der überlegenen Schar, welche Batthyany bis Beraun vorgeschoben, ein rühmliches, wenn auch eigentlich resultatloses Scharmützel statt; worauf der österreichische Befehlshaber, in seiner Stellung bei Pilsen unbehelligt, von dem nutzlosen Versuch abstand, das Geschick der umringten Hauptstadt aufzuhalten. Es war besiegelt, sobald das grobe Geschütz der Preußen herangekommen. General Graf Harsch hielt sich mit seinen 13000 Mann Besatzung, worunter zwei Drittel Landmilizen, der sechsfachen Zahl der Angreifer gegenüber zwar nicht ohne weiteres für verloren. Auch die Kanonen der Festung sprachen ein Wort mit: hart neben dem Könige ward von einer Stückkugel, die in sein Gefolge einschlug, sein Vetter, Markgraf Wilhelm, hingerafft. Nachdem aber ein paar Außenwerke erstürmt, die Stadt hie und da in Brand geschossen, zuletzt auch die Schleusen zertrümmert worden, sodaß der Fluß zu durchwaten war, ergab sich der Kommandant, da ihm andere Bedingungen nicht bewilligt wurden, am 16. September mit den Seinen in Kriegs-

1) Arneth, Bartenstein, S. 183. Arneth, Maria Theresia II, 408. 413 ff. 556 f. Denkschriften Maria Theresias, S. 331 f. Polit. Korresp. III, 347. Hist. d. m. temps, p. 329 sq. Adelung, Staatsgesch. IV, 173 ff.

gefangenschaft. In Wien war man über diesen Ausgang nicht wenig betreten. In und außerm Reiche, äußerte der Bischof von Bamberg gegen den Gesandten der Königin, werde der unvermutet schnelle Fall von Prag viel Nachdenken verursachen [1]. Karl VII., dem die Beamten in der eroberten Stadt den Treueid wiederholen mußten, war entzückt von der wohlbemessenen Energie seines Bundesgenossen. Friedrich selber freute sich des verhältnismäßig leicht gewonnenen Erfolges, spottete der düsteren Prophezeiungen seines Podewils und versah sich auch für den ferneren Verlauf seiner Unternehmung alles Guten. Schon seine nächste Handlung indessen war ein Mißgriff.

Aus der Betrachtung des jüngstvergangenen böhmischen Krieges, in welchem die Gegend von Budweis und Tabor, von den Franzosen und Bayern leichtsinnig verlassen, von den Österreichern besetzt und festgehalten, allerdings den Angelpunkt für die Wendungen des Waffenglücks gebildet hatte, schöpfte Friedrich, bestärkt durch die Reden der Belleisle, Seckendorff und Schmettau, eine übertriebene Vorstellung von dem absoluten Werte jener Position. Der Vorsatz, sich derselben nach der Einnahme von Prag unverzüglich zu bemächtigen, gehörte deshalb zu den ursprünglichsten und wesentlichsten Bestandteilen seines gegenwärtigen Operationsplanes. Im günstigsten Falle meinte er schon durch das drohende Aussehen dieser strategischen Aufstellung den rückkehrenden Prinzen Karl sogleich an Böhmen vorbei ins Erzherzogtum scheuchen und alsdann den nachsetzenden Kaiserlichen ins nahe Donauthal hinüber die Hand reichen zu können. Allein gesetzt auch, daß der Feind, was ihn doch selbst das wahrscheinlichste dünkte, vielmehr seine Schritte über den Wald nach Böhmen herein, etwa auf Pilsen zu, lenkte, so glaubte er sich dennoch jederzeit imstande, ihm zu einer sieg-

1) Bericht des Frhrn. v. Palm an Maria Theresia, datiert Bamberg, 27. Sept. 1744, in Abschrift im Hann. Archiv. Im übrigen Polit. Korresp. III, 279 f. 288. 343 ff. Hist. d. m. temps, p. 325 sqq. Arneth, Maria Theresia II, 426 ff. Tagebuch Karls VII., S. 351. Contarini bei Arneth, Relationen, S. 296.

reichen Feldschlacht entgegenzurücken und die Entscheidung so zwar mühsamer, aber vielleicht noch gründlicher herbeizuführen. In derartigen Illusionen befangen, ging er jetzt mit solcher Zuversicht zuwerke, daß er in Prag weder eine starke Garnison, noch erhebliche Vorräte, wohl aber die schwere Artillerie zurückließ und sich andererseits darüber hinwegsetzte, das kleine Corps Batthyanys zuvor nach Bayern heimzujagen. Fernab von seinen längs der Elbe angelegten Magazinen, das mindestens unberechenbare Sachsen völlig aus dem Gesichtskreise verlierend, führte er sein Heer die Moldau hinauf, über ermüdendes Wald- und Hügelterrain, wobei die Hälfte der Proviantwagen zugrunde ging, durch Dörfer, die von Menschen, Vieh und Getreide entblößt waren, gegen Ende September in den südlichen Winkel des Landes hinein. Die Hauptmacht wandte sich von Tabor nach Moldautein, die Vorhut besetzte Frauenberg und Budweis. Mittlerweile hatten sich die leichten Völker Batthyanys hervorgewagt; von den Einwohnern eifrig unterstützt, schnitten sie dem Gegner jede aufklärende Kommunikation mit Prag und der übrigen Außenwelt ab. Während Friedrich, wie im Dunkeln tappend, seine Marschälle, Schwerin und Prinz Leopold, um Rat fragte, die bei entgegengesetzter Meinung leider von Tag zu Tag in unversöhnlicheren Zwiespalt gerieten, erkannte und verehrte Maria Theresia bereits in der abermaligen Rettung Österreichs den augenscheinlichen Segen Gottes. Denn eben jetzt erschien im westlichen Böhmen als Befreier ihr Schwager von Lothringen, der, sobald er die Lage des Königs überschaut, an dessen Verstande zu zweifeln begann, ja sich keck mit der Hoffnung trug, ihn auf seinem verlorenen Posten auszuhungern [1]).

In der That — mochte Friedrichs Aufstellung unter allen Umständen wenig zweckmäßig sein: eigentlich gefährlich für ihn

1) Über Genesis und Tendenz der Idee eines Zuges auf Tabor und Budweis unterrichten ausführlich folgende Stellen: Polit. Korresp. III, 66. 72. 76. 134 ff. 174. 228 f. 256 f. 262. 275. 287 ff. Vgl. ebd. S. 345 ff. Hist. d. m. temps, p. 327 sqq. Denkschr. Maria Theresias a. a. O. Arneth, Maria Theresia II, 429.

ward sie erst durch das, was sich inzwischen, auch seine bescheidenste Erwartung Lügen strafend, im Wirkungsbereiche seiner Verbündeten begeben hatte. Kaum in Metz angelangt, war nämlich am 8. August Ludwig XV. jählings in eine Krankheit verfallen, welche jeden Augenblick seinen Tod befürchten ließ. In überschwenglichem Ausbruch der Teilnahme offenbarte sich noch einmal, gleichsam in der Aufwallung des Abschieds, die königstreue Gesinnung der französischen Nation. Doch trat auch die Schattenseite der extrem monarchischen Gewöhnung grell hervor in der Kopflosigkeit der Staatsmänner und Generale. Sogar nach der ebenso überraschenden Genesung ihres Herrn vermochten sie den lähmenden Schrecken nicht zu überwinden. Die heftige, mitunter freilich taktlose Kritik ihres preußischen Zensors Schmettau flößte zwar ihrem Dünkel Zorn, nicht aber ihrer Beschämung Ehrgeiz ein. Selbst Karl VII. urteilte, daß sie, mit 100000 kampfbegieriger Truppen auf Straßburg und die Vogesen gestützt, den vollständigsten Sieg über den um ein volles Drittel schwächeren, im Rücken durch den Rhein festgebannten Feind unfehlbar in Händen hielten. Allein Noailles, vielleicht auch hier noch durch das Andenken an die Übereilung von Dettingen verdüstert, benutzte seinen Oberbefehl lediglich dazu, durch gänzliche Versäumnis ein zweites schimpflicheres Dettingen hervorzurufen. Ein unbedeutendes Gefecht, am Abend des 23. August der Nachhut der Österreicher geliefert, worin auf beiden Seiten einige hundert Mann blieben, machte die Summe der französischen Leistung aus. Drei Stunden Tageslicht mehr, schrieb der greise Marschall, als sei ein Josua an ihm verdorben, an König Friedrich: drei Stunden Tageslicht mehr, und die Armee des Prinzen Karl wäre verloren gewesen! Statt dessen vollzog die letztere, die sich in die natürlichen Bedingungen von Raum und Zeit besser zu schicken wußte, in der Mondhelle der folgenden Nacht bei Beinheim ohne jedes weitere Hemmnis ihren Rückübergang aufs rechte Stromufer [1]).

1) Tagebuch Karls VII, S. 346ff. Noailles LXXIII, 376sqq.

Von gerechtem Selbstgefühl beschwingt, vom Staunen Europas begleitet, unterwegs von dem guten Willen der Reichsstände bedient, durchmaß das österreichische Heer binnen Monatsfrist die Strecke vom Rhein bis in die Schluchten des Böhmerwaldes. Wie lächerlich, wenn der Kaiser, um zu beschönigen, daß die nachrückenden Verbündeten mit solcher Eile nicht Schritt hielten, darin ein Zeichen der Verstörung des Feindes erkennen wollte; wenn er behauptete: das sei kein Rückzug mehr, sondern eher eine Flucht zu nennen! In Wahrheit hüteten sich die besiegten Verfolger fein, mit den flüchtigen Siegern mutig anzubinden. Umsonst kehrte Schmettau von neuem seine rauheste Seite hervor, um mit Gewalt wenigstens die ferneren Maßregeln der Alliierten seines Herrn der getroffenen Übereinkunft gemäß aufs gemeinsame Beste zu richten. Es war immer nur Belleisle, bei dem er Anklang fand, der jedoch eben dadurch in den Augen seiner Gefährten wahrlich nicht an Autorität gewann. Noailles dagegen schien als höchster politischer wie militärischer Leiter den Aufgaben des deutschen Kriegs die altersschwache Unlust Fleurys und die engherzige Behutsamkeit Broglies in einer Person entgegenzubringen. So geschah es, daß anstatt der versprochenen Diversion gegen Hannover oder eines kräftigen Vorstoßes an die mittlere Donau sich 70000 Franzosen damit begnügten, den Rest des Feldzugs, ihren König an der Spitze, vor Freiburg im Breisgau zu verliegen, das nach tapferer Verteidigung spät im November genommen und geschleift ward. Nebenher wurden die vorderösterreichischen Landstriche am Oberrhein bis Konstanz hinauf durch ein französisches Corps unterm Wehgeschrei des schwäbischen Kreises dem kaiserlichen Namen unterworfen. Eine Anzahl Regimenter endlich erhielt Seckendorff geliehen, der, bald darauf auch durch die Unionskontingente von Pfalz und Hessen verstärkt, sehr wohl in der Lage gewesen wäre, durch eine entschlossene Bewegung südlich der Donau nach Passau hin mit der böhmischen Expedition der Preußen

Hist. d. m. temps, p. 320 sqq. Memoire Schmettaus vom 12. Sept. 1744, Preuß. Staatsschr. I, 510 ff.

noch rechtzeitig wirksam zusammenzugreifen. Gerade er jedoch, der schon im Elsaß an allen Sünden der französischen Kriegführung reichlich teilgenommen, vertrödelte jetzt in unverantwortlicher Weise unersetzliche Wochen. Er machte aus Eigensinn, wo nicht gar aus Eigennutz, eine ziellose Abschweifung durch Franken in die Oberpfalz und war erst Anfang Oktober so weit, sich Donauwörths zu bemächtigen, um sodann die von Karl VII. mit lebhaftester Ungeduld verlangte Erlösung Bayerns in Angriff zu nehmen [1]).

König Friedrich hatte seinen Bundesgenossen redlich aufgeholfen. Straßburg war der französischen Krone erhalten worden; München harrte der abermaligen Heimkehr seines Landesherrn. Aufs neue jedoch und schlimmer denn zuvor sollte der Retter in der Not an sich erfahren, daß auf dieser Verbindung kein Segen ruhe. Sein Dank war, daß die Flut, die er vom Acker der Freunde weggelenkt, auf sein eigenes Feld, ohne daß ihr jemand wehrte, herüberschwoll. Am 2. Oktober vereinigten sich Prinz Karl und der alte Traun, die Seele des österreichischen Lagers, bei Mirotitz unweit Pisek mit Batthyany. Noch in bester Zuversicht ging Friedrich ihnen über die Moldau zur Schlacht entgegen; allein er sah sich durch falsche Kundschaft irregeführt und mußte nach wenigen Tagen zurück. Gleich jetzt übrigens entlud sich das beständig dichter den Horizont verfinsternde und doch unfaßbare Gewölk der leichten Truppenmassen des Feindes in einzelnen, oft verderblichen, immer lästigen Schlägen auf exponierte Spitzen der preußischen Stellungen. Wieder in Tabor angelangt, erfuhr Friedrich überdies, daß 20 000 Sachsen unterm Herzog von Weißenfels Böhmen betreten hätten, um sich der Streitmacht der Königin als Hilfstruppen anzuschließen. Vergebens also hatte er noch jüngst in Warschau den Versucher gespielt! Die solideren Argumente der britischen Subsidien — denn England war

1) Tagebuch Karls VII., S. 348 ff. Hist. d. m. temps, p. 322. Adelung, Staatsgesch. IV, 214 ff. 223 f. Schmettaus Papiere, Preuß. Staatsschr. I, 504 ff.

es, das diese Truppen bezahlte — hatten dort besser eingeleuchtet; und vor den Erfolgen der österreichischen Heeresleitung am Rhein hatte selbst die sächsische Furcht, auf die er so fest gebaut, nicht standgehalten. Hierdurch aber ward seine ganze Situation in bedenklichem Maße verwandelt. Nur noch die schlesische, die schmalste von den vier Wänden Böhmens, bot ihm im Notfall eine Pforte der Zuflucht dar. Zunächst erregte Prag seine ernste Sorge; zumal da Prinz Karl sich anschickte, nunmehr abwärts aufs rechte Moldauufer überzugehen. Friedrich verließ die Luschnitz, zog nach Norden und lagerte sich bei Beneschau nahe der Sazawa. Die Folge war, daß die zurückbleibenden Besatzungen von Budweis, Tabor und Frauenberg, 3000 Mann stark, in Gefangenschaft fielen. Budweis erstürmte Trenck; seine Panduren trugen preußische Fahnen davon. Die Österreicher, jetzt durch den Zutritt der Sachsen in entschiedener Übermacht, rückten darauf dem Könige dicht auf den Leib; aber keineswegs, wie er dringend wünschte, um mit ihm zu schlagen. Am 25. Oktober überzeugte er sich von der Unangreifbarkeit der von Traun bei Marschowitz gewählten Position. Der österreichische Marschall, den Friedrich später seinen Lehrmeister, wie diesen Feldzug überhaupt seine Schule in der Kriegskunst genannt hat, durfte sich mit Recht darauf beschränken, die allmähliche Vertreibung des Gegners den Schwierigkeiten zu überlassen, auf welche dessen bloße Existenz im feindseligen, nahrungsleeren Lande stieß. Er brauchte höchstens von Zeit zu Zeit durch eine schiefe Aufstellung gegen dessen Rückzugslinie seine weichende Bewegung zu beschleunigen. Gerade dies war der weitere Verlauf. Durch Mangel über die Sazawa gedrängt, wollte Friedrich doch vor der Elbe Halt machen; aber Traun nahm ihm Kuttenberg vorweg, und so mußte er auch hinter diesen Fluß zurück. Wenigstens dort meinte er Winterquartiere zu finden, Pardubitz und Kolin sogar noch jenseits als Brückenköpfe festhalten zu können; auch Prag hätte man dann je nach Umständen verstärken oder in Ruhe räumen mögen. Allein am 19. November erzwangen vielmehr die Österreicher mit List

und Gewalt bei Teinitz den Elbübergang. In den Gefechten, die sich darüber und danach entspannen, bewiesen einzelne Abteilungen der Preußen die heldenmütigste Bravour, ihre Führer die größte taktische Umsicht; jedoch die Fehler der Strategie waren dadurch nicht mehr auszugleichen. Anfang Dezember fanden sich die Kolonnen der preußischen Hauptmacht auf schlesischem Boden zusammen. Die Prager Garnison unter General Einsiedel kam indessen nur mit Zurücklassung der schweren Artillerie unter Straßenkampf aus der Stadt heraus. Ein verlustvoller Rückzug in weitem Bogen über Leitmeritz nach dem Isergebirge, zuletzt durch winterliche Schrecken hindurch, fast wie sie einst Belleisle erfahren, brachte auch diesen Rest am 16. Dezember kümmerlich nach Schlesien [1]).

Wie gewonnen, so zerronnen! Auf den ersten Blick möchte man diese böhmische Begebenheit dem gleich achten, was im Frühling 1741 mit Oberschlesien, ein Jahr darauf mit Mähren geschehen war. Allein wo wäre jetzt an einen unmittelbar wieder aufrichtenden Umschwung zu denken gewesen, wie ihn der Tag von Mollwitz oder Chotusitz herbeigeführt? Diesmal bildete die Niederlage das Endresultat des Feldzugs; und Friedrich mußte es sogar als ein Glück betrachten, daß der Winter wenigstens dem großen Krieg auf einige Zeit ein Ziel setzte. Denn es handelte sich keineswegs bloß um einen abgeschlagenen Angriff, den man bald zu wiederholen, eine aufgehobene Occupation, die man gelegentlich zu erneuern hoffen durfte. Was die letzten Wochen in sich schlossen, war vielmehr eine kriegerische Katastrophe, derengleichen den brandenburgischen Waffen in den hundert Jahren nicht begegnet war, seit der große Kurfürst sie zuerst vor den Augen Europas hatte funkeln lassen. Viel verderblicher, als eine einzelne verlorene Schlacht, hatte das zehrende Übel unausgesetzten Mißlingens nachgewirkt. Ungemein empfindlich war die Einbuße an jeder Gattung von Gegenständen der Ausrüstung; wahrhaft

1) Polit. Korresp. III, 347 ff. Hist. d. m. temps, p. 330 sqq.; vgl. Oeuvr. III, 76 sq.

erschreckend der Abgang an Mannschaft, den Entbehrung und Strapazen, feindliche Überfälle und als Folge von alledem die Fahnenflucht verursacht. Unter den übrigen Leuten zeigten sich Spuren von Lockerung der Zucht; selbst die Haltung des Offiziercorps schien hie und da erschüttert. Schwerin hatte, leidend und verstimmt, noch vorm Ausgang der Campagne seine Entlassung nachhause gefordert und in Ungnaden erhalten; mancher andere unter den hervorragenden Generalen, die fast ohne Ausnahme gleichfalls Krankheit davongetragen, harrte nur in gedrückter Stimmung aus. Ihr Vertrauen auf das militärische Talent des Königs begann zu wanken; während die tüchtigsten Zivilbeamten, die vertrautesten Räte bisweilen bereits das Schicksal des Staates überhaupt in trübster Beleuchtung erblickten [1]. Kein Wunder, wenn die Gegner, vor allen Maria Theresia selbst, sich zu außerordentlichen Hoffnungen und Absichten erhoben.

Daß die Heimsuchung ihres Gebiets so rasch und glänzend überstanden worden, schrieb die Königin ihrem religiösen Bedürfnis gemäß auch jetzt nicht dem Glück oder der Kunst der Waffen, sondern allein der Milde und dem Beistand Gottes zu. Diese Frömmigkeit aber stillte nicht etwa, sondern verschärfte nach der Sitte von Habsburg ihren Racheburst. In der Rückeroberung Schlesiens, auf die all ihre Gedanken fest gerichtet waren, sah sie zugleich die Ausbreitung der Glorie des Allmächtigen. Jene unbedingte moralische Verwerfung der Denk- und Handlungsweise Friedrichs, die im Munde der Männer ihrer Umgebung freilich nur als Redensart erschien, war ja in ihrem eigenen voller Ernst; das heiße Verlangen, diesen gefährlichsten Feind niederzukämpfen, stellte sich ihr daher sehr natürlich im Schimmer heiliger Pflicht dar. Der Wintersnot der preußischen Truppen versagte sie, wie ehedem den Drangsalen der Franzosen, ihr Mitleid nicht: den König allein schloß sie feierlich davon aus. Die unbewiesene An-

1) Droysen, Friedr. d. Gr. II, 366 ff. v. Schöning, Die fünf ersten Jahre Friedrichs d. Gr., S. 311. 333.

klage, daß die Prager Judenschaft es mit ihm gehalten, war ihr Grund genug, ganz Israel, in welchem sie allerdings auch sonst die schlimmste Pest des Staates verabscheute, mit der äußersten Strenge, unbekümmert um die Fürbitte Europas, auf Jahre von diesem seinem ehrwürdigen Lieblingssitz zu vertreiben. In unweiblicher Fehdelust wäre sie gern persönlich gegen Friedrich zu Rosse gestiegen, hätte nicht eben ihr Frauenlos sie körperlich beständig daran verhindert. Um den Gegner für immer unschädlich zu machen, erachtete sie es nun für geboten, ihn auch an seinen Erblanden zu verkürzen. Mit dieser Aussicht fand sie Sachsen ab, als sie dasselbe in der Warschauer Quadrupelallianz vom 8. Januar 1745 durch das Gold der Seemächte zu weiterer Unterstützung an sich fesselte. Dabei ermahnte sie jedoch dazu, den Bären, dessen Fell man teilen wolle, vor allen Dingen völlig zu erlegen. Es war ihr leid genug, daß ihr Heer den Preußen keine eigentliche Schlacht geliefert. Desto entschiedener drang sie jetzt auf unablässige Verfolgung des Sieges. Noch im Dezember rief sie einen doppelten Einfall ins obere Schlesien hervor. Während sich über das Land rechts der Oder die ungeordneten Banden der neuen ungarischen Insurrektion verheerend ergossen, mußte von der mährisch-glätzischen Seite her der Prinz von Lothringen, wie lebhaft er sich auch gegen die anstrengende Aufgabe sträubte, die Spitzen seiner ermüdeten Armee an die Neiße vorschieben. Zu gleicher Zeit forderte ein Manifest der Königin mit Berufung auf den durch Friedrichs Angriff vollzogenen Bruch des Breslauer Friedens die treugehorsamsten Bewohner von Schlesien und Glatz zur Rückkehr unter das sanftmütige Regiment Österreichs auf, dessen Wohlthaten der preußische Herrscher, ebenfalls den Friedensbestimmungen zuwider, durch Aufhebung der Landesverfassung, empörenden finanziellen Druck und die ewige Sklaverei seines Rekrutierungssystems verdrängt habe [1]). Bis zu diesem Punkt

1) Denkschr. Maria Theresias, S. 305 f. 332 f. Arneth, Maria Theresia II, 441 ff.; III, 1 ff.; IV, 41 ff. Adelung, Staatsgesch. IV, 279 ff. 307 ff.

hin hatte sich der ungeduldige Eifer Maria Theresias verstiegen, als ihm plötzlich ein energisch aufgeraffter Widerstand entgegentrat.

Den wirklichen Umfang des erlittenen Mißgeschicks ermaß auf preußischer Seite niemand genauer, als Friedrich selbst. Weder sich noch anderen machte er ein Hehl daraus, daß er sich politisch wie strategisch verrechnet habe. Am Tage nach der Einnahme der böhmischen Hauptstadt hatte er zu einem französischen Abgesandten hochfahrend von dem Phantom des Hauses Österreich und dessen bevorstehender Zerstörung geredet. Einen Monat später, im Lager bei Beneschau, gab er Podewils ruhig zu, daß es nicht so leicht sei, wie er geglaubt, dies Haus auf eine beliebige Stufe der Macht herunterzubringen. Wiederum drei Wochen hernach, als er die Elblinie noch zu behaupten hoffte, drückte er schon lebhaft den Wunsch nach Frieden aus; doch meinte er, immerhin das österreichische Schlesien als Prager Schlüsselgeld für sich, für Karl VII. außer dem befreiten Bayern die von den Franzosen besetzten vorderen Lande ansprechen zu dürfen. Nachdem Prag verloren, Böhmen völlig geräumt worden, war es einzig die durch den Sturz Lord Carterets angebahnte günstigere Wendung der britischen Politik, was ihm ähnliche Bedingungen doch nicht als aussichtslos erscheinen ließ. An seinem Wesen nahm man, als er jetzt der diplomatischen Geschäfte halber nach Berlin zurückgekehrt, eine vorteilhafte Veränderung wahr: er wußte seine Zunge besser im Zaum zu halten, er war gesetzter, rücksichtsvoller, reifer geworden. Mit ernster Ernüchterung aber verband er männliche Festigkeit der Gesinnung. Aus Schlesien, schrieb er dem alten Dessauer, dem er inzwischen dort den Oberbefehl übertragen, aus Schlesien kann ich mich ebensowenig entschließen mich herauswerfen zu lassen, wie aus der Mark! [1]) Ein schlichtes Wort, dessen unerschöpf-

1) Ranke, Preuß. Gesch. V, 127. 149f. Noailles LXXIII, 383. Polit. Korresp. III, 302. 317; IV. 21ff. Valori, Mémoires I, 219. Orlich, Schles. Kriege II, 355.

lichen Gehalt an künftigem Leid und Ruhm er selber nicht ahnte; ein Wort, das ihm dereinst eine Welt von Widersachern stehen lassen und keinen Dank dazu haben sollte; aber ein Wort, schon damals hingetürmt wie ein Fels, an dem die aufschäumende Leidenschaft Maria Theresias machtlos zerbrandete.

Dem Manifest der Königin antwortete Friedrich durch ein Patent, das von den Kanzeln Schlesiens herab verlesen ward. Es wollte wenig besagen, wenn er darin noch immer die seiner reichsständischen Obliegenheit zufolge dem Kaiser geleistete Hilfe von einer direkten, den Frieden aufhebenden Kriegshandlung zu unterscheiden trachtete. Auch seine Beschwerde über gottlose Aufwiegelung fremder Unterthanen fiel auf die Huldigung, die er im Namen Karls VII. in Böhmen erzwungen, von selbst zurück. Den tiefsten Eindruck mußte dagegen die wahrheitsgetreue Gegenüberstellung der früheren und der gegenwärtigen Zustände des schlesischen Landes machen. Daß sich die neue Herrschaft dabei der Tugenden der Duldung und Gerechtigkeit, der Vorzüge der Thätigkeit und Ordnung nicht mit Unrecht berühme, bewies die Haltung des Volks, auf welches ohne nennenswerte Ausnahme die österreichisch-ungarische Invasion keine andere, als eine abschreckende Wirkung hervorbrachte. Diese Überflutung sofort mit Gewalt zurückzudämmen, war natürlich des Königs angelegenste Sorge. Im ersten Moment hatte General Marwitz, der zur Zeit der böhmischen Expedition mit 10000 Mann Troppau und Jägerndorf in Besitz genommen, dem Andrange seinerseits weichen müssen. Ja der alte Fürst von Dessau selber zauderte in pedantischer Vorsicht so lange hinter der Neiße, bis ihn Friedrichs freundlich-gemessene Befehle unausweichlich zum Aufbruch trieben. Dann aber machte er seinem Namen rührig Ehre; ja im erfolgreichen Fortschreiten kehrte den preußischen Truppen insgesamt die gewohnte Zuversicht und Schneidigkeit wieder. Prinz Karl und Traun sahen sich nun doch auf böhmische Winterquartiere angewiesen; selbst Österreichisch-Schlesien fiel abermals den Preußen in die Hände. Bei der Einnahme des von Husaren und Panduren verteidigten

Ratibor, sowie in einem frischen Gefecht bei Habelschwerdt gegen feindliche Reguläre, trat die Überlegenheit der eben noch geringgeschätzten Waffen des Königs wiederum unzweifelhaft zutage; während von den Leuten der Königin zumal die jüngst insurgierten Ungarn sich als ebenso feiges wie landschädliches Ungeziefer zu erkennen gaben. Soweit es ihrem schleichenden Gewimmel gegenüber anging, war indes auch das südöstliche Schlesien im Februar 1745 vom Feinde gesäubert [1]); und Friedrich hätte dem nächsten Frühling dennoch vertrauensvoll entgegensehen dürfen, wäre nicht von fernher plötzlich ein Schicksalsschlag verstörend dazwischengefahren, welcher die deutschen Wirren überhaupt einer unerwarteten Lösung entgegenführte.

Auch im Reiche hatte das kühne Unternehmen Friedrichs von vornherein seines Zwecks verfehlt. Wohl eilte nach dem Falle von Prag im ersten Schrecken der Kurfürst von Mainz, der wegen seines Verhaltens im Diktaturstreit ein besonders schlechtes Gewissen hatte, persönlich an den kaiserlichen Hof, um sich nach Kräften zu entschuldigen und zu empfehlen. Allein der Aufforderung, seine Loyalität durch Beitritt zur Frankfurter Union zu beweisen, kam er darum doch nicht nach; und ebenso lehnten die übrigen Reichsstände die Einladung mehr oder weniger höflich ab [2]). Der junge Herr von Württemberg, dem nichts so sehr am Herzen lag, als das seit zwanzig Jahren willkürlich durch Frankreich sequestrierte Mömpelgard zurückzubekommen, schrieb trotzdem aufgeregt an König Friedrich: er wolle sich lieber dieser Handvoll Erde durch ungerechte Vorenthaltung beraubt sehen und einer Abhilfe durch die Vorsehung harren, als sie besitzen mit Verlust dessen, was ihm auf der Welt am teuersten sei [3]). Am weitesten von allen aber ging wohl der

1) Preuß. Staatsschr. I, 528 ff. Hist. d. m. temps, p. 344 sq. Droysen, Friedr. d. Gr. II, 410 ff. Orlich a. a. O. II, 353 ff. Arneth, Mar. Theres. II, 441 ff.

2) Adelung, Staatsgesch. IV, 241. Ranke, Preuß. Gesch. V, 136 f. Droysen, Friedr. d. Gr. II, 319.

3) Karl Eugen von Württemberg an Friedrich, 29. August 1744 (Notiz im Hann. Arch.); vgl. Polit. Korresp. III, 271 f. 276 ff.

Fürstbischof von Bamberg-Würzburg. Er, der noch unlängst das Konföderationswesen schlechthin aus kirchlichen wie staatlichen Gründen öffentlich verdammt hatte, lieh jetzt dem Vorschlage des österreichischen Agenten, Freiherrn von Palm, zu einer Gegenliga patriotischer Stände bereitwillig Gehör. Das zweizüngige Reichsorakel vom Hause Schönborn erklärte nun den eigentlich unerlaubten Sonderbund ohne weiteres für gerechtfertigt durch das Beispiel der Gegner. Man müsse nur die Reichskonstitution als Schild vorhalten und dahinter alle diejenigen sammeln, welche die preußischen und bayerischen Ungerechtigkeiten verabscheuten und sich vorm Joche der Franzosen fürchteten. Freilich dürfe Österreich als kriegführender Hauptteil nicht selbst vorangehen; vielmehr gebühre Sachsen und Hannover, den einzigen noch als neutral betrachteten namhaften Ständen, die Initiative. Sie sollten die geistlichen Kurfürsten und Fürsten an sich ziehen, von weltlichen Gotha, Braunschweig, Württemberg, Baden und Darmstadt werben; selbst die fränkischen Brandenburger seien der despotischen Herrschaft und Gesetzgeberei Preußens überdrüssig. Grafen und Städte dächten in der Mehrzahl zwar kaiserlich, aber nicht bayerisch; sei der Streit erst entbrannt, würden sie bald ihren Vorteil einsehen lernen. Ja, als käme es darauf an, zu zeigen, daß die eine Partei um kein Haar breit nationaler handle, als die andere, nahm der Frankenherzog in der Bischofsmütze auch die Einreihung der Seemächte, Polens und Rußlands in die vaterländische Liga ohne Anstand in Aussicht. Der Gesandte Maria Theresias war von so löblichen Grundsätzen höchlich erbaut und bedauerte nur, daß weitgehende Angst um Land und Leute dem geistlichen Herrn verbiete, sie offen zu bethätigen [1]). Es war gegen Ende September, und das halbe Böhmen noch in Friedrichs Händen. Wie aber dann, als die drohende preußische Macht vor dem Heere der Königin Schritt für Schritt in den entlegenen Osten zurückwich? Mit jedem Tage

1) Palm an Maria Theresia, Bamberg 27. Sept. 1744 (Kopie im Hann. Arch.).

verlor dadurch auch im deutschen Westen die von Friedrich verfochtene Sache weiter an Boden.

Streifende Husaren hatten in der Gegend von Prag eine nachlässig chiffrierte Depeschensendung Schmettaus an den König erbeutet. Sie enthielt nicht allein die indiskreteste Kritik der Zustände im französischen Lager, nach deren Veröffentlichung sich Friedrich zu sofortiger Abberufung des Marschalls genötigt sah. Weit schlimmer: sie gab die Belege dafür an die Hand, daß die Schilderhebung Preußens von Anfang an im innigsten Einvernehmen mit der offensiven Politik Frankreichs gestanden, daß der König noch jetzt unermüdlich damit beschäftigt sei, französische Armeen an die Donau und die Weser vorzuhetzen. Noch andere Dinge — wie die Äußerung: der enge Bund der Höfe von Versailles und Berlin müsse beide für alle Zeit zu Schiedsrichtern über das europäische Gleichgewicht erheben; oder die Ermahnung: der Kaiser möge sich endlich hinwegsetzen über die kleinliche Rücksicht auf Stände und Kreise von Schwaben und Franken, es könne keine Neutralität mehr im Reiche stattfinden, die Stunde sei gekommen, da es biegen oder brechen müsse — waren lediglich Eigenmächtigkeiten Schmettaus. Friedrich selbst sprach sich in jenen Tagen sehr bestimmt für sorgfältige Schonung der süddeutschen Neutralen aus und verwarf insbesondere die Idee Belleisles, die Reichsstadt Ulm mit Gewalt einzunehmen, um das dort befindliche schwere Geschütz den Kaiserlichen zuzuführen. Allein das Publikum war natürlich außerstande, solche Unterscheidung zu machen; und mit treffendem Scharfsinn griff die Königin gerade diese Stellen heraus, um in einer Zuschrift an den schwäbischen Kreis, der sie eine Kopie der aufgefangenen Depeschen beigab, die verderblichen Tendenzen ihrer Gegner an den Pranger zu stellen. Sie selber erklärte sich durchaus bereit, auch ihre eigenen vorderen Lande unter Obhut des schwäbischen Zirkels neutralisieren zu lassen, was freilich jetzt, wo dieselben von den Franzosen angegriffen und besetzt worden, einfach in ihrem Interesse lag [1]).

1) Preuß. Staatsschr. I, 495 ff. Adelung, Staatsgesch. IV, 240. Polit. Korresp. III, 271 f. 275. 277. 316 f. 322 ff.

Nicht lange, so schien es, als sollte die übelste Auslegung der Worte Schmettaus durch die That vollauf bestätigt werden. Frankreich ermannte sich gegen Ende des Jahres zu kräftigeren Entschlüssen. Der greise Noailles trat in den Hintergrund; die auswärtigen Geschäfte übernahm der Preußenfreund Argenson; Belleisle, der Mann der Reichspolitik, begann eine Rundfahrt an die Höfe der Frankfurter Unierten, um über den nächsten Feldzug Einverständnis zu erzielen. Gleich den Winter jedoch wollte man wenigstens zu einer vorbereitenden Demonstration benutzen. Marschall Maillebois erhielt den Befehl, mit 50000 Mann der vor Freiburg gelagerten Armee, sobald dieser Platz gefallen, an Mosel und Niederrhein zu rücken, um von Trier bis Bingen herüber, von Mainz bis Düsseldorf hinab in den Landen der drei geistlichen Kurfürsten Quartier zu nehmen. Es galt, die letzteren dadurch zu züchtigen oder herbeizunötigen, Hannover zum mindesten aus der Ferne über Westfalen hin nach Friedrichs Forderung in Angst zu setzen und zugleich für das kommende Jahr zu einem Hauptstoß nach der niederländischen Seite bereitzustehen. Schon am 1. November kündigte der französische Geschäftsträger dem Kurfürsten von Trier den bevorstehenden Einmarsch nachdrücklich an. Er ließ ihm die Wahl zwischen unvergüteter Quartierlast oder Anschluß an die Union; wer sich von der letzteren zurückhalte, stelle die Gerechtigkeit der Frankfurter Punkte öffentlich in Abrede und sei demnach ein Feind des Kaisers; Neutralität, was so viel heiße als Zweideutigkeit, werde Frankreich nicht dulden. Dem armen Franz Georg ward schier zumute, als thäte sich vor seinen Augen das Grab der deutschen Freiheit auf; aber auch diesmal zeigte er ehrenwerte Standhaftigkeit. Seine Neutralität, erwiderte er, wurzle in einem Reichsschlusse, den der Kaiser selbst genehmigt; gegen ihre Verletzung müsse er also das Reich anrufen. Als unschuldig Leidender werde er Gott stillhalten; allein welches Aufsehen werde es erregen, wie wenig Liebe dem Kaiser in Deutschland erwecken, wenn die drei vornehmsten Kurfürsten so behandelt würden! Unverzüglich wandte er sich an Mainz, dies setzte sich mit Hannover in

Verbindung, und ganz Westdeutschland geriet in unruhige Bewegung [1]).

Aufs neue war von der Stiftung eines reichsständischen Gegenbundes die Rede. König Friedrich hielt für geboten, groß und klein davon abzumahnen, und hatte so unrecht nicht, wenn er hervorhob, eine derartige Spaltung müsse Deutschland in einen Abgrund des Elends stürzen. Es sah in der That fast so aus, als wollte man durch Gegenüberstellung von Union und Liga die Parteien zu einem neuen dreißigjährigen Krieg organisieren. Das hannöverische Ministerium zögerte nicht, nach dem Vorbilde der preußischen Idee eines Neutralitätsheeres den Plan zu einer Schutz- und Defensionsarmee zu entwerfen, deren Grundstock die aus Belgien herbeigerufenen pragmatischen Truppen ausmachen sollten [2]). Und wenigstens die Anfänge zur Ausführung solcher Projekte ließen nicht auf sich warten. Noch im November vereinigten sich die Reichstagsgesandten der drei geistlichen Kurfürsten und Hannovers nebst einer Anzahl fürstlicher zu einer lebhaften Kollektivbeschwerde beim Kaiser wegen des unerträglichen und verderblichen Überfalls, der den ehemaligen Versicherungen Frankreichs so sehr zuwiderlaufe, und wiederholten auf die sonderbare Ausrede Karls VII., daß es dabei vorzüglich auf den Schutz der bedrängten kurpfälzischen Lande abgesehen sei, einige Wochen später ihre Vorhaltung in verstärktem Tone. Inzwischen hatte Maillebois, der hohlste und anmaßendste unter den französischen Marschällen jener Tage, seinen Zug bereits begonnen und auf

1) Extrakt Schreibens des Kurfürsten von Trier an den von Mainz, Cärlich den 2. Novbr. 1744: „Endlich ist auch das Geschwär losgebrochen" u. s. w., von Mainz an den hannöv. Reichstagsges. v. Hugo mitgeteilt (Hann. Arch.). Das Datum der franz. Erklärung ist der 1., nicht der 17. Novbr., wie Adelung a. a. O. IV, 268 angiebt. Wenn der von Droysen a. a. O. II, 319 Anm. 2, u. 387 Anm. 1 angezogene französische Text: „l'abscés est enfin crevé" etc. „einer Aufforderung zum Eintritt in die Union nicht erwähnt", so ist er eine unvollständige Übersetzung.

2) Erlaß des hannöv. Ministeriums an den Gesandten v. Hugo vom 9. Novbr. 1744 (Hann. Arch.); Polit. Korresp. III, 333. 342.

dem Wege nach der Mosel und Lahn den Gebieten von Worms und Mainz Kontributionen auferlegt. Sein Hauptziel bildeten jedoch die kölnischen Lande, deren Herrn man dafür zu strafen gedachte, daß er sich ohne jede Rücksicht auf sein Haus vollständig an England verkauft hatte. Allein Klemens August wies im Vertrauen auf diesen mächtigen Schirm nicht nur die Forderungen der Franzosen, sondern auch die Requisitionen seines kaiserlichen Bruders mit kühler Entschiedenheit rundweg ab. Und wirklich hielt es Maillebois für das Beste, seine schon bis in die Nähe von Bonn vorgeschobene Avantgarde hastig zurückzurufen, als sich im Dezember Hannoveraner, Österreicher und sogar einige tausend Holländer vom flandrischen Kriegsschauplatz unterm Herzog von Arenberg in Bewegung setzten, um gemeinsam mit den Kontingenten des Kölners Westfalen und den Niederrhein zu decken. Der französische Marschall richtete sich darauf in der Wetterau häuslich ein, während das pfälzische Jülich-Berg nun in der That die Rache der Pragmatiker zu fühlen bekam. Die Zustände doppelter Bedrückung, wie sie im Laufe der Dettinger Campagne die Maingegenden betroffen, kehrten dergestalt diesmal weiter abwärts wieder. Auf beiden Seiten erbitterten sich die Gemüter: in Dresden sprach man von der Eventualität einer Fürstenrevolution gegen den Kaiser, während Belleisle dem letzteren umgekehrt die Auflösung des Reichstags anriet. Ihm aber, dem erfahrenen Anstifter deutscher Wirren, war es nicht beschieden, noch einmal, wie er wünschte, das Werk des Unfriedens lenkend in die Hand zu nehmen. Gewarnt, jedoch in seiner theatralischen Größe erhaben über gemeine Vorsicht, schlug Belleisle, mit stattlichem Gefolge von Kassel nach Berlin eilend, die Straße über den hannöverischen Harz ein und ward am 20. Dezember in Elbingerode verhaftet, um bald darauf als Kriegsgefangener über den Kanal befördert zu werden. Es war der letzte Versuch einer kaiserlichen Thätigkeit Karls VII., daß er dem Manne, dem er vor allen seine Dornenkrone dankte, umsonst als seinem Abgesandten und Fürsten des Reichs die Freiheit zu erwirken strebte. Die abschlägige Antwort der hannöverischen Räte,

welche ironisch ihre Verwunderung darüber ausließen, daß ein Marschall von Frankreich in kaiserlichem Auftrag reise, ein deutscher Reichsfürst eine französische Charge bekleide, traf ihn, den sie kränken sollte, diesseits des Grabes nicht mehr an [1]).

Karl VII., der zu anderen Zeiten im Harren und Dulden seinesgleichen gesucht, hatte bald nach dem Einbruch der Preußen in Böhmen seiner Umgebung durch die leidenschaftlichsten Äußerungen des Heimwehs zu schaffen gemacht. Schon am 15. September verlangte er ungestüm zu seiner Armee, in sein Land; koste es, was es wolle; und wenn er daselbst sterben sollte! Mit Mühe hielt ihn die Besorgnis seiner französischen und preußischen Leiter, daß er im Felde nichts als Unheil anrichten werde, noch ein paar Wochen unterm Vorwand der Gefahr für seine geheiligte Person zurück. Als aber Seckendorff sich endlich der Donau zuwandte, als das schwächere österreichische Corps, nachdem es in Ingolstadt eine Besatzung gelassen, die bayerische Ebene bis an die Innlinie räumte, wollte der Kaiser von keinem Aufschub mehr hören. In einem Loch wie Frankfurt vor Verdruß zu sterben, dazu soll mich niemand zwingen, rief er aus; meine Geduld ist zu Ende; mein Volk und mein Vaterland sind mir das Liebste auf der Welt [2])! Am 18. Oktober in der Frühe machte er sich in Gottes Namen auf den Weg. Es that ihm wohl, daß der württembergische Hof es sich nicht nehmen ließ, ihn auf kurzer Rast in dem prächtigen Ludwigsburg ehrerbietig zu bewirten, daß ihm zum Nachtlager in der Elchinger Abtei Deputierte des schwäbischen Kreises mit Glückwünschen aufwarteten und seine Reichsstadt Augsburg ihn mit

1) Adelung a. a. O. IV, 269 ff. 285 f. 299 ff. 315 f. Ennen, Stadt u. Kurstaat Köln II, 259 ff. Droysen a. a. O. II, 388. 401.

2) Der Graf von Bayern an Argenson, Campagne de Coigny 1744 IV, 157 sqq.; V, 203 sqq. Für das Datum des zweiten Briefes ist, wie schon Adelung a. a. O. IV, 242 thut, statt 2. August zu lesen 2. Oktober (VIII verlesen aus VIIIbre, wie so häufig); mit Droysen II, 322, Anm. 2 gleich den 12. Oktober anzunehmen, liegt kein Grund vor. Vgl. Polit. Korresp. III, 293. 295. 305. Arneth, Maria Theresia II, 445 f.

Kanonendonner und Glockengeläut empfing. Im Lager bei Dachau hielt er Revue über seine Truppen, die ihn mit drei im Lauffeuer abgegebenen Salven bewillkommneten. An dem kriegsgewohnten Aussehen seiner Bayern wie der Franzosen, an dem glänzenden Anblick der hessischen Mannschaften hatte er seine stille Freude. Es war der dritte Jahrestag der Heerschau von St. Pölten, wo er einst dem äußersten seiner Ziele so nahe gewesen: Erinnerung und Hoffnung schaukelten seine Seele auf und ab. Tags darauf, am 23. Oktober, ritt er an der Spitze seines Heeres in München ein, bis ins Innerste bewegt durch den schluchzenden Zuruf seines Volks. Am Fuße der Mariensäule auf dem Schrannenplatz erwartete ihn der Klerus zu Tedeum und Fahnenweihe. Der Kaiser stieg ab und begrüßte knieend das stolze Wahrzeichen frommen Danks für den Sieg am Weißen Berge [1]). Noch hielten preußische Streitkräfte Prag für ihn besetzt; durfte auch er noch einmal Gedanken des Ehrgeizes nach dem Hradschin hinüberschweifen lassen? Wohin sein Geist auch immer wandern mochte: das Schicksal selber sorgte dafür, ihn, wenn auch unsanft, doch noch rechtzeitig zum Abschied in die Heimat zurückzubestellen.

Die Jammerberichte der Behörden hielten Karl Albert in der Residenz nicht lange auf; er erklärte durch ein Mandat alle Akte der österreichischen Landesverwaltung für nichtig und begleitete seine Truppen im November vorwärts bis Vilshofen. Bayern war nun soweit frei, daß er es wagte, seine Familie aus Frankfurt kommen zu lassen und sogar den Reichshofrat von dort nach München zu berufen. Schon wurden die Akten eingepackt; wer konnte ahnen, daß sie erst in Wien wieder ans Licht steigen sollten? Rasch zwar verdüsterten sich rings die Aussichten. Die militärische Lage blieb in hohem Maße gefährdet. Der Bischof von Passau weigerte sich, die österreichische

1) Tagebuch Karls VII., S. 355 ff. Das Datum der Abreise von Frankfurt, ebd. S. 356, erscheint bei der Ausführlichkeit der Angaben zuverlässiger, als der sonst genannte 17. Oktober. Vgl. Lipowsky, Karl Albert, S. 442.

Garnison gegen eine neutrale zu vertauschen. Das Salzburger Kapitel lud nach dem Tode des Erzbischofs Firmian, des Protestantenpeinigers, geradezu die Soldaten der Königin ins Stift, um in ihrem Schutz, aller Befehle Karls VII. spottend, den Bischof von Olmütz zum Nachfolger zu wählen. Die dringend erbetenen französischen Verstärkungen ließen sich nicht blicken. Seckendorff, durch Schmettaus Umtriebe tief verletzt, legte sein Kommando nieder und ließ sich kaum persönlich am Hofe zurückhalten. Aus dem Reich erschollen murrende Klagen. Der schwäbische und fränkische Kreis setzten sich ernsthaft in Verfassung, jeden weiteren Bruch ihrer Neutralität vonseiten der Franzosen mit Gewalt zu vertreiben. Die Haltung Sachsens ging dem Kaiser schmerzlich nah; er rechnete sich alle die Bande vor, die seinen Schwager von Polen an ihn hätten fesseln sollen, und stöhnte über die Falschheit des Jahrhunderts. Wie viel tödlicher mußte ihn erst der Verrat seines Bruders von Köln verwunden! Einzig König Friedrich versicherte ihn nach wie vor als guter Bruder und getreuer Bundesgenoß seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit; allein er meldete zugleich den Verlust Böhmens, die Überziehung Oberschlesiens und die Absicht des Feindes, auch Bayern wieder mit erhöhter Macht anzufallen. Karl VII. hatte, wie es hieß, von Maria Theresia kürzlich unter der Hand die demütigende Zusicherung empfangen, daß er selbst samt seiner Familie und seinem Hofstaat in München keine Feindseligkeit zu befahren hätte, falls ihre Leute wiederum in seinem Lande vordrängen. Soviel ist gewiß, daß sie, im Begriff, ihre ganze Anstrengung gegen Preußen zu kehren, sich unwillkürlich ihren übrigen Gegnern näherte: Bayern war ihr für Schlesien feil. Desto mehr jedoch schien ein letzter heilsamer Zwang am Platze. Zu Anfang des Jahres 1745 brachen neue Scharen aus Böhmen in die Oberpfalz, schlossen Amberg ein, schlugen Bayern und Franzosen mit bedeutendem Verlust aus dem Felde, nahmen in Neumarkt 1700 Mann gefangen und bemächtigten sich unter Mitwirkung der Ingolstädter Besatzung alsbald fast des ganzen Donaulaufes. Die Angst, vielleicht nun dennoch abermals aus seiner

Hauptstadt fliehen zu müssen, befiel den erschöpften Leib Karl Alberts. Sollte er noch einmal, wie er es ehedem in bitterem Scherze selbst genannt, zum kaiserlichen Landstreicher herabsinken und nicht haben, da er sein Haupt hinlege? In solchen Sorgen legte er sein Haupt zum Sterben hin [1]).

Zu all seinen übrigen Gebresten hatte sich seit einiger Zeit ein quälendes Geschwür am Herzen gesellt. Allein mit jeder Art Leiden längst vertraut, ward er erst wenige Tage vor seinem Ende der Bedeutung der anklopfenden Stunde gewahr. Am Abend des 20. Januar 1745 erlag inmitten seines achtundvierzigsten Lebensjahres im Schlosse seiner Väter zu München der beklagenswerte Fürst, auf dessen Haupt drei unruhvolle Jahre lang die römische Reichskrone deutscher Nation als eine für ihn wie für sein Land zu schwere Bürde gelastet. Unter den Vorgängern, die wie er mit dem Scepter zugleich den Namen des großen Karl geführt, steht diesem siebenten und letzten leider jener dritte am nächsten, der devot und liebenswürdig, aber siech und schwach, den Forderungen seines Amtes nach keiner Richtung gewachsen, durch schimpflichen Vertrag mit dem Reichsfeinde sich moralisch untergrub, bis ihn der Aufruhr eines tüchtigeren Verwandten, der von den südöstlichen Marken her die übrigen deutschen Stämme mit sich fortriß, vom Thron ins Grab stürzte. Nur von einer Seite her erscheint der Ausgang Karls VII. dennoch tröstlicher: von seinem Heimatlande Bayern, das er in äußerster Bedrängnis doch niemals hatte aufgeben wollen, in das ihn heftige Sehnsucht und gnädiges Geschick noch in zwölfter Stunde zum zweitenmal aus der Verbannung zurückgeführt, schied er in Frieden und Freundschaft. Unmittelbar nach seinem Ableben verkündeten Priester von den Kanzeln der Hauptstadt die Bitte des Entschlafenen: seine lieben

1) Lipowsky a. a. O. S. 443 ff. 448 f. Adelung, Staatsgesch. IV, 249 f. 264 ff. 276 f. 321 f. 361 f. Lebensbeschreibung Seckendorffs II, 362 ff. Tagebuch Karls VII., S. 354. Polit. Korresp. III, 372 f. IV, 71. Arneth, Maria Theresia IV, 5. 8. Karl VII. an Seinsheim, Abhandlungen der bayer. Akad., hist. Kl. XIV, 113.

und getreuen Unterthanen möchten ihm in christlichem Gebete die Drangsal verzeihen, die er über sie gebracht. Um eine Unterbrechung im Regimente zu verhüten, hatte er noch auf dem Todbette aus kaiserlicher Machtvollkommenheit seinen Sohn Maximilian Joseph vor der Zeit großjährig gesprochen. Von den politischen Ratschlägen, die er dem Erben hinterlassen, liefen, je nach den Wünschen der verschiedenen Parteien im Reich, einander widersprechende Erzählungen um. Wie jene Ermahnungen auch gelautet: eingegeben waren sie jedenfalls in erster Linie von reuiger Erinnerung an die landesherrliche Pflicht. Der bayerische Kaisertraum war ausgeträumt für immer. Karl Alberts einbalsamiertes Herz kam, wie er angeordnet, in die uralte Kapelle der Muttergottes zu Altötting, die er von Kindesbeinen an schwärmerisch verehrt [1]. Er trug also der Heiligen nicht nach, daß sie einst seinem brünstigen Flehen die Erhörung, seinem Zuge gen Österreich ihren Segen versagt. Auch die deutsche Geschichte hat keinen Grund, mit den Himmlischen darob zu rechten.

König Friedrich überwunden, Belleisle gefangen, Karl Albert gestorben und verdorben: wo waren sie hingeraten, die Bedränger der Tochter von Habsburg? Wem sich die großen Gegensätze der Zeit vornehmlich in ihren persönlichen Spitzen darstellten, der mußte in diesem Augenblicke meinen, das Walten der Nemesis gleichsam mit Händen zu greifen. Auch für eine sachlichere Auffassung jedoch enthielten die jüngsten Ereignisse, zumal der Tod des an sich so wenig bedeutenden Kaisers, eine Wendung von unermeßlicher Tragweite. Neben der Rückeroberung Schlesiens durfte Maria Theresia jetzt auch den Wiedergewinn der Reichskrone für ihr Haus als unmittelbar vorliegendes Ziel ins Auge fassen. Einer vollständigen Restauration der alten Machtstellung Österreichs in Deutschland im Sinne der pragmatischen Sanktion schien somit endlich nichts mehr im Wege zu stehen. Die nächste Aufgabe der Wiener Politik bildete natürlich die rasche Aussöhnung mit Bayern,

1) Lipowsky a. a. O. S. 461 ff. Adelung a. a. O. IV, 322 f.

in dessen Erwerb die Königin stets nur ein Surrogat für Schlesien erblickt hatte. Verzichtete der junge Kurfürst nicht bloß, wie sich von selbst verstand, auf jede thörichte Konkurrenz inbetreff des Kaisertums, sondern auch auf alle nichtigen Ansprüche hinsichtlich der Erbfolge in Österreich, so mochte man ihm ohne weiteres die volle Anerkennung seiner Landesherrschaft gewähren. Denn ein Friedensschluß auf dieser Seite deckte zugleich die verwundbarste Stelle der habsburgischen Monarchie gegen französischen Angriff; er kürzte den Pfad zum Kaiserthron und erleichterte der Königin vor allem ungemein die wirksame Anspannung ihrer offensiven Kräfte gegenüber Preußen. Eben deshalb fürchtete Friedrich nichts so sehr, wie ein Sonderabkommen zwischen Österreich und Bayern. Da ja die Heimkehr der Wittelsbacher nach München allein durch seinen böhmischen Feldzug möglich geworden, so verlangte er nicht unbillig zum mindesten einen allgemeinen Frieden in Deutschland, worin ihm selbst der ungeschmälerte Besitz Schlesiens, den übrigen Unionsgliedern, Pfalz und Hessen, die gleiche Integrität ihrer Gebiete zuerkannt werde. Weit lieber freilich wäre ihm, da er noch immer bessere Bedingungen zu erkämpfen hoffte, die energische Fortsetzung des Krieges durch sämtliche Frankfurter Bundesgenossen gewesen; zu welchem Ende er noch einmal die Franzosen zur thätigsten Unterstützung der bayerischen Sache anzuspornen suchte. Inbezug auf die Kaiserwahl dagegen machte er sich von vornherein wenig Illusionen. Von den fünf Stimmen, auf die Franz von Toskana gegenwärtig zählen durfte, den drei geistlichen, Sachsen und Hannover, glaubte Friedrich höchstens Köln um der bayerischen Hausinteressen willen zur Opposition herüberziehen zu können; so daß bei gleicher Stärke der Parteien sich wenigstens der Ausschluß des böhmischen Votums aufrecht erhalten und womöglich ein Aufschub des Wahlaktes selber bis zum Eintritt einer günstigeren Lage erzielen ließe. Auch in dieser Hinsicht jedoch erwartete er realen Erfolg vorzüglich von einem entschiedenen Vorgehen der Rheinarmee unter Maillebois [1]). Welch ein Ver-

1) Polit. Korresp. IV, 24 ff., besonders 28. 41 ff. 59 ff. 78 f. 118.

hängnis aber, daß die französische Politik von Anfang an eine ganz andere Richtung einschlug!

Sehr begreiflich, daß der Hingang Karl Alberts in den Staatsmännern zu Versailles eine peinliche Erinnerung an die ungeheure Summe von Opfern wachrief, welche Frankreich seit vier Jahren vergeblich zu dem Zwecke gebracht, die Machtstellung des Hauses Österreich in Deutschland zu erschüttern. Allein die wenigsten Köpfe erschlossen sich der von Friedrich unablässig gepredigten Wahrheit, daß an dem bisherigen Mißlingen wesentlich die Halbheit oder Verkehrtheit der eigenen Maßregeln schuld sei, und daß es daher darauf ankomme, noch einmal mit verdoppelter Anstrengung in der nämlichen Richtung vorzugehen, um doch irgendwelchen Ertrag vor Thoresschluß in Sicherheit zu bringen. Argenson stand mit dem Plan einer wuchtigen Offensive nach der deutschen Seite hin ziemlich allein. Neben der Entfernung Belleisles blieb auch der frühe Tod der Herzogin von Chateauroux nicht ohne lähmenden Einfluß. Ludwig XV. entschied sich für den verhältnismäßig bequemen belgischen Festungskrieg; Noailles, den die Zerrüttung der Finanzen mit patriotischem Schmerz erfüllte, empfahl auf allen übrigen Punkten eine sparsame Verteidigung. Man entschuldigte sich bei König Friedrich mit dem von Ludwig XIV. in der letzten Zeit des spanischen Erbfolgekriegs gegebenen Beispiel und schien zu vergessen, daß Frankreich damals zwar ebenfalls ein schwaches Bayern, aber nicht zugleich, wie jetzt, ein starkes Preußen an der Hand gehabt. So ließ es denn freilich der Gesandte Chavigny in München an Ermahnungen zum Ausharren nicht ermangeln; allein die militärischen Anstalten an der Donau blieben ungenügend, und Graf Ségur, der den Oberbefehl daselbst übernahm, hatte schon vor drei Jahren in Linz gezeigt, daß er der Mann der rettenden That in bedenklicher Situation nicht sei. Mittlerweile machte Maillebois im Februar sogar eine rückgängige Bewegung von der Lahn bis hinter den Main, so daß Hessen-Kassel in den Bereich der pragmatischen Truppen geriet, und Prinz Wilhelm, schon durch den Tod Karls VII. in seiner Unionspolitik wankend gemacht, den Entschluß faßte,

seinem in Bayern weilenden Kontingente den Befehl zur Enthaltung von jeglichem Angriff zukommen zu lassen. Während jedoch Frankreich so auf kriegerische Leistungen in Deutschland augenscheinlich verzichtete, gab es sich andererseits der schimärischen Hoffnung hin, die Kaiserwahl des Lothringers durch rein diplomatische Mittel zu hintertreiben. Ein Versuch auf das weiche Herz des Kurfürsten von Köln, dessen Stimme durch einen verheißungsvollen wittelsbachischen Familienpakt unter französischem Schirm erkauft werden sollte, blieb ohne alle Wirkung; wobei es als ein eigentümliches Mißgeschick erschien, daß Graf de Sade, der wegen seiner ehedem an Klemens August bewiesenen Hexenkünste auch diesmal zum Unterhändler ausersehen worden, auf dem Wege nach Bonn, in ähnlichem Erlebnis wie Belleisle, von einer österreichischen Freikompagnie aufgehoben ward. Ihren Haupthebel setzte die französische Staatskunst indes am Dresdener Hofe an: König August von Polen sollte nach ihrer Berechnung die Kaiserkrone für sich selbst ansprechen. Mit Vergnügen ließ sich der Marschall von Sachsen die Argumente in die Feder diktieren, mittels deren das bourbonische Kabinett seinen schwerfälligen Halbbruder auf die abschüssige Bahn Karl Alberts hinüberzulocken gedachte; selbst ein Hinweis darauf fehlte nicht, wie viel Macht dem sächsischen Kurfürsten durch den Besitz der höchsten Reichswürde im Gegensatz zum Preußenkönige zuwachsen müsse. Es war unter solchen Umständen wahrlich aller Anerkennung wert, daß Friedrich so viel über sich vermochte, der französischen Werbung in Dresden wenigstens kein Hindernis in den Weg zu legen. Viel zu tief aber durchschaute er die Gesinnung Sachsens, als daß er in dem eitlen Bemühen seiner wortreichen und thatlosen Alliierten etwas anderes als Zeitverschwendung erblickt hätte [1]).

Zwischen den geteilten Meinungen ihrer Feinde hindurch

1) Hist. d. m. temps, p. 348sq. 352sqq. Polit. Korresp. IV a. a. O., besonders S. 39ff. 102ff. 127. 158ff. u. s. w. Noailles LXXIII, 393sqq. Adelung IV, 331f. Ennen a. a. O. II, 264ff. Vitzthum, Maurice de Saxe, p, 478sqq.; vgl. Martin, Histoire de France XV, 276. 278sq.

rollte so das Glück Maria Theresias unaufgehalten weiter. Um die unerfahrene und bestimmbare Seele des jungen Max Joseph entstand allerdings eine Zeitlang ein heftiges, jedoch von Haus aus ungleiches Ringen diplomatischer Bemühungen. Für den Frieden mit der Königin traten außer Österreich selbst der Papst, die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, der Bischof von Würzburg und vor allem die Seemächte zuredend ein; Sachsen freilich nicht ganz ohne intrigante Nebenabsichten, Köln und Würzburg in dem Bestreben, trotzalledem noch eine gewisse Abfindung für die bayerischen Prätensionen, vielleicht indirekt auf Kosten Preußens, zu erwirken. Am entgegengesetzten Strange zogen neben Preußen und Frankreich nur die schwachen Arme Spaniens und der Pfalz. Dazu kam, daß von den angesehenen Personen am Hofe selber der einzige Törring hartnäckig an dem Gedanken einer Großmachtspolitik festhielt, welche ihm persönlich ebenso wenig Ehre, wie seinem Vaterlande Vorteil eingetragen. Der alte Kanzler Unertl wiederholte seine redlichen Warnungen; Seckendorff, der tiefste Kenner bayerisch-französischer Kriegsmisere, schielte zugleich in seiner Eigenschaft als Reichsgeneral bereits egoistisch nach dem künftigen Lothringer Kaisertum. Die Witwe Karls VII. hatte schon vordem allein in der Rückkehr zu ihrer habsburgischen Blutsfreundschaft das Heil Bayerns erkannt. Dem nichtsdestoweniger eine Weile fortdauernden Schwanken der Entschlüsse machten indes die Waffen ein Ende mit Schrecken. Es ging genau wie im Jahre 1743. Im März überschritten die Österreicher unter Batthyany, Browne und Bernklau den Inn und fielen bei Pfarrkirchen, Griesbach und Vilshofen über die bayerischen und hessischen Truppen her, die sich auch diesmal durch Friedrichs Mahnungen nicht zu vorsichtiger Sammlung hatten bestimmen lassen. In Vilshofen ward Browne von den eigenen Kroaten verwundet, als er sich ihrer Plünderungswut entgegenstemmte. Die Besiegten wichen hinter die Isar und Amper; bei Pfaffenhofen räumte im April auch Ségur mit Franzosen und Pfälzern nach einem unrühmlichen Treffen unter Verlust das Feld und zog, wie einst Broglie,

über Donauwörth von dannen an den Neckar. Die Bayern und Hessen suchten darauf bei Friedberg an der schwäbischen Grenze Schutz, wo sich die letzteren offen für neutral erklärten. Max Joseph floh nach Augsburg und lernte, wie sein Vater und Großvater, als vertriebener Fürst fremde Treppen steigen. Allein er hatte an dieser kurzen Probe genug; das Asyl, das man ihm in Mannheim anbot, reizte ihn nicht. Am 22. April 1745 wurden in der alten Stadt Füssen, wo sich der Lech nach letztem Alpenkampf und -sturz noch unwirsch, aber gebändigt in die Ebene schickt, die Präliminarien des Friedens zwischen Bayern und Österreich unterzeichnet. Die Königin blieb bei den ursprünglich vorgelegten Bedingungen stehen. Sie erkannte Karl VII. in der Gruft als Kaiser an und gab Bayern im Umfange von 1741 zurück. Hinwider unterwarf sich der Kurfürst der pragmatischen Sanktion und versprach die Zulassung der böhmischen Wahlstimme, sowie die Abgabe seiner eigenen für den Großherzog; er gelobte, der beabsichtigten Association der vorderen Kreise beizutreten und sich überhaupt gemeinnützigen Reichsschlüssen fürderhin zu fügen. Um seiner Finanznot abzuhelfen, erbot sich Maria Theresia zur Vermittelung eines Subsidientraktates mit den Seemächten und schoß ihm im Hinblick darauf alsbald eine namhafte Summe Geldes vor. Der geschlossene Vertrag empfing seine moralische Bestätigung durch die Freude des bayerischen Volkes [1]). Aus den verwüstenden Strudeln einer undurchführbaren europäischen Politik seines Herrschergeschlechts tauchte das wackere Land wieder empor zu einer vorerst freilich sehr bescheidenen deutschen Binnenexistenz. Ein Menschenalter über beugte sich Bayern im Reich in abhängigem Gehorsam zu den Füßen Österreichs. Erst als seine Selbständigkeit von neuem in Gefahr geriet, von dem

1) Arneth, Maria Theresia III, 8—28. Ranke, Preuß. Gesch. V, 140, leitet die militärische Entscheidung in Bayern allzu einseitig von den Verhältnissen der hessischen Truppen ab. Die Anmerkung 1 ebenda ist auch jetzt noch, namentlich in chronologischer Beziehung, nur halb verständlich, wie schon Carlyle, Friedrich II., Bd. IV, S. 102, Anm. 1 beklagt hat.

herrischen Nachbar zertreten zu werden, hat es die rettende Hand Preußens wieder angenommen, die es im Frieden von 1745 gleichmütig fahren ließ.

Die Frankfurter Union, die durch den Tod Karls VII. den Gnadenstoß erhalten hatte, ward durch den Füssener Frieden förmlich zur Ruhe bestattet. Indessen mäßigte sich die Gewaltthätigkeit der Österreicher nicht so weit, daß sie den Bestimmungen des Vertrags inbetreff der deutschen Hilfsvölker des bayerischen Kurfürsten freien Lauf gelassen hätten. Obwohl den letzteren ausdrücklich unbehinderter Abzug in die Heimat zugestanden worden, sahen sich die hessischen Truppen plötzlich bei Donauwörth aufgehalten, um bis tief in den Sommer hinein in österreichischem Gewahrsam zu verbleiben. Die Wiener Regierung fühlte sich wahrscheinlich, da Maillebois inzwischen wieder nördlich vorgedrungen war, der Gesinnung des Prinzen Wilhelm sonst nicht sicher genug. Erst als dieser durch solchen Druck dahin gebracht worden, seine Streitkräfte zur Abwechselung abermals an England zu vermieten, wurden dieselben losgelassen, um nachher in Schottland gegen die stuartische Revolution Verwendung zu finden. Auch Karl Theodor von der Pfalz, dessen Kontingent übrigens größtenteils mit den Franzosen entkommen war, konnte nicht umhin, sich in militärischer Hinsicht äußerlich der Neutralität zu befleißigen. Politisch aber war er durchaus entfernt, in die auch ihm von Österreich angetragenen Füssener Bedingungen, zumal inbezug auf die Kaiserwahl, zu willigen. Die üble Folge war, daß seine draußenliegenden Provinzen an der Naab und Donau wie am Niederrhein noch länger der feindlichen Bedrückung durch die Leute der Königin oder deren Alliierte ausgesetzt blieben. Seine unbehagliche Lage ward noch mehr verwickelt, und zugleich seine zweideutige Haltung einigermaßen entschuldigt durch den Umstand, daß die kurpfälzischen Hauptlande selbst sich umgekehrt im unmittelbaren Bereich der französischen Macht befanden. Nicht allein nahm das flüchtende Corps Ségurs, ebenso wie die bisherige Besatzung des nunmehr aufgegebenen Vorderösterreichs, auf einige

Zeit am Neckar Stellung: auch die Mailleboissche Rheinarmee, mit der sich diese Abteilungen alsdann vereinigten, umschirmte, jetzt unter dem Kommando des Prinzen Conti stehend, gerade jene mittelrheinischen Landstriche in der deutlichen Absicht, die Wahlstadt Frankfurt nebst den Gebieten der benachbarten Kurfürsten in Schach zu halten [1]). Die Erledigung der Wahlsache selbst hing offenbar davon ab, ob es einem Zusammenwirken der Österreicher von Franken her und des pragmatischen Heeres vom Niederrhein aus gelingen werde, die Franzosen unter Conti von dort zu vertreiben. In anderer Hinsicht ward allerdings der Ausfall der bevorstehenden Kur dem Wesen nach schon zuvor durch die sächsische Politik entschieden, welche dem Ereignis des bayerischen Friedensschlusses zu eigentümlicher Ergänzung diente.

Das Angebot der Kaiserkandidatur, welches der französische Gesandte Valori in wiederholter Mission von Berlin nach Dresden anpreisend überbrachte, traf an letzterem Ort immerhin auf einen durch Eitelkeit in gewissem Maß empfänglich zubereiteten Boden. Bei Friedrich August persönlich überwog zwar vielleicht das entgegenstehende Motiv der Trägheit; und zugleich beschlich ihn die Besorgnis, die Annahme der deutschen Reichswürde könnte ihm die Behauptung der geliebten polnischen Krone erschweren. Die Königin dagegen hielt sich in ihrem josephinischen Stolz für mindestens ebensowohl zum höchsten Fürstenrange berufen, wie vordem ihre jüngere Schwester von Bayern. Die aufgeblähte Hohlheit Brühls gefiel sich in der Vorstellung, inmitten eines Kaiserhofes pfauenhaft zu prunken; und mancher dürre sächsische Jurist rückte sich bereits in Gedanken selbstgefällig im Sessel eines Reichshofrates zurecht. Allein um den Preis einer Versöhnung mit dem Todfeinde Preußen hätte doch niemand in Dresden weder das Kaisertum noch irgendwelchen sonstigen Glanz oder Vorteil erkaufen mögen; nicht die schlechtesten unter den Beamten und

1) Adelung a. a. O. IV, 331 f. 375 f. 383 ff. Polit. Korresp. IV, 198 f. 206. 210. 215.

Diplomaten Kursachsens legten diese Empfindungen am lebhaftesten an den Tag. Man wies deshalb die französische Versuchung mit vorsichtig ausweichendem Danke zurück und gab sich trotzdem der naiven Einbildung hin, eine unbestimmte Aussicht auf den Kaiserthron vielmehr mit dem innigsten Anschluß an die Kriegs- und Eroberungspolitik Österreichs verbinden zu dürfen. In letzterer Hinsicht erging man sich sogar in den umfassendsten Entwürfen zu einer auf die Vernichtung Preußens abzielenden europäischen Koalition. In Petersburg, London, Dresden und Wien hielt die Idee einer Aufteilung der Lande König Friedrichs, wie sie schon einmal in den Tagen vor der Mollwitzer Schlacht gespukt, aufs neue ihren gespenstischen Umgang. Eine Denkschrift Bestuschews, der in dem ungestörten Emporkommen Preußens den größten Fehler der russischen Staatskunst erkannte, entwickelte heuchlerisch die Gründe zur Bestrafung eines Fürsten, welcher nichts von alledem achte, was der Menschheit bisher für das Heiligste gegolten, und schloß mit dem Erbieten zu einer russischen Eroberung Ostpreußens, die alsdann gegen polnisches Gebiet am Dnjepr abgetauscht werden sollte. Georg II., dem das Traumbild einer Grenzerweiterung Hannovers keine Ruhe ließ, gab den freundlichen Rat zum besten, man möge seinen Neffen Friedrich gänzlich über den Haufen werfen, ihn sodann in die Acht erklären und das Kurfürstentum Brandenburg dem jüngeren Bruder verleihen [1]). Auch diesmal aber war dafür gesorgt, daß die Giftbäume des Hasses und Neides nicht in den Himmel wuchsen.

Eben deswegen war Lord Carteret gefallen, weil er, vornehmlich bei Gelegenheit des Wormser Vertrages, die Politik Englands dessen eigenem Interesse zuwider allzu tief in die spezifisch preußenfeindlichen Bestrebungen Österreichs verflochten hatte. Sein Nachfolger Harrington mußte wenigstens allmählich in gemäßigtere Bahnen einzulenken suchen. Nur gegen

1) Arneth, Maria Theresia III, 29 ff.; vgl. Ranke a. a. O. V, 143 ff.

die Rücknahme Schlesiens, dessen britische Garantie durch die preußische Schilderhebung verwirkt worden, hatte er nichts Triftiges vorzubringen; und Friedrich sah sich in der Hoffnung, durch Vermittelung des Londoner Kabinetts die Erneuerung des Breslauer Friedens zu erreichen, nach langem Hinhalten bitter getäuscht. Ungefähr auf denselben Punkt, wenn auch aus ganz anderen Beweggründen, lief am Ende das Benehmen Rußlands hinaus. Zarin Elisabeth, deren Eitelkeit von den diplomatischen Ränken beider Parteien in die Wette umschmeichelt ward, wandte freilich jetzt ihre Neigung täglich entschiedener von der Seite Preußens auf die Österreichs hinüber. Das Mittleramt, welches auch ihr von König Friedrich angetragen worden, schlug sie zuletzt ziemlich unhöflich aus. Gleich den englischen Ministern unterschied sie indes zwischen Schlesien und den älteren brandenburgischen Landen. Eine Teilnahme sächsischer Hilfstruppen an den Versuchen Österreichs zur Wiedererlangung des ersteren hielt sie für wohlgerechtfertigt; beschränkte sich König August hierauf, so durfte er für den Fall eines vergeltenden preußischen Angriffs auf russische Unterstützung rechnen. Allein weiter schien die Kaiserin im Ernst nicht gehen zu wollen; zumal bei jenen Unterhandlungen über ihre eigene Beteiligung an der Offensive gegen Friedrich war es ihrer Genußsucht, wie im Grunde natürlich auch der Habgier ihres Großkanzlers, fast einzig um die reichen Geldspenden der Seemächte zu thun. So blieb denn die Aktion zunächst allerdings auf die Regierungen von Wien und Dresden beschränkt; diese jedoch verbanden sich, im Vertrauen auf die britisch-holländischen Zahlungen und die von Rußland angenommene entschlossene Miene, im Mai 1745 in der sogenannten Leipziger Konvention gar zuversichtlich zu höchst ausschweifenden Unternehmungen. Sie setzten dabei nicht bloß die Rückeroberung von ganz Schlesien und Glatz zuhanden Österreichs ohne weiteres als sicher voraus, sondern gelobten einander überdies, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis sie den Gegner in noch engere Grenzen eingepfercht. Je nach dem Ergebnis ihrer Anstrengung sollte dann der sächsische

Beuteteil größer oder geringer ausfallen. Zum mindesten ward er, behufs Herstellung einer Landbrücke nach Polen hin, auf Krossen, Schwiebus und die preußischen Stücke der Lausitz bemessen; im erwünschteren Falle sollte noch der Saalkreis, im günstigsten das gesamte Herzogtum Magdeburg hinzukommen. Auf diese Weise wäre Berlin von der mittleren Spree bis zur unteren Havel in einem Abstand von weniger als zehn Meilen durch einen Halbkreis fremdherrlichen Gebiets umzogen worden; der preußische Staat hätte gleichsam an sächsisch-polnischer Kette gelegen. Bedenkt man, welch ungeheuren Gewinn aus solchem Verhältnis indirekt Maria Theresia zu erwarten hatte, so nimmt sich das einzige, was sie von ihrem eigenen ehemaligen Besitze daranzugeben versprach, der Schwiebuser Kreis, desto winziger aus; besonders, da selbst inbezug auf die Kaiserwahl ihres Gatten der Dresdener Hof in diesem Augenblick nur noch wenige, faktisch unbedeutende Vorbehalte machte [1]. Einen anderen Ausweg aber gab es nun einmal für Sachsen nicht mehr: sobald es sich drüben gegen Preußen erheben wollte, mußte es sich hüben vor Österreich neigen.

König Friedrich, zu dessen Sturz sich dergestalt die Feinde verschworen, hatte sich Mitte März aus der Hauptstadt nach Schlesien zurückbegeben. Während er dort bis Ende April in Neiße mit der völligen Reorganisation seines Heeres, sodann den Mai hindurch im Kloster Kamenz mit den letzten Vorbereitungen zum herannahenden Kampfe nach außenhin rastlos beschäftigt war, verlebte er zugleich in seinem Inneren die schwersten Tage seines jugendlichen Herrscherdaseins [2]. Gerade die Ungewißheit seiner Lage versetzte sein Blut eine Zeit lang in fieberhafte Wallung. Die Schwankungen des Münchener Hofes bis zum Abschlusse des Friedens mit Österreich, das täuschende Nebelspiel der britischen wie der russischen Mediationsaussichten,

1) Arneth a. a. O. Adelung, Staatsgesch. IV, Beil., S. 13 ff.; vgl. Droysen, Friedrich d. Gr. II, 462, Anm. 2.

2) Für das Folgende: Polit. Korresp. IV, 91. 96 f. 110 f. 121 ff. 130 f. 133 ff. 137. 144. 147. 150. 155 ff. 169 ff. 175 ff. 180. Hist. d. m. temps, p. 361 sqq.; vgl. Droysen a. a. O. II, 441. 446.

das Dunkel, welches die behutsame Tücke der Sachsen einhüllte: alles das verschärfte in ihm durch tausend Zweifel das bange Gefühl der gefährlichsten Krisis seines Geschicks. Zur politischen Sorge gesellte sich finanzielle Verlegenheit. Die Neurüstung hatte den Rest der Ersparnisse verschlungen; für den Unterhalt der Truppen bedurfte es außerordentlicher Mittel; Versuche, im Auslande Geld aufzunehmen, mißlangen. Friedrich setzte daher ein Schreiben an Ludwig XV. auf, worin er Subsidien von Frankreich forderte; war er doch zumeist um Frankreichs willen in diese Not geraten, ohne jemals in anderer Weise von dorther allianzmäßigen Entgelt zu empfangen. Widerstrebend verzögerte er dennoch lange die Absendung des Briefs und behalf sich inzwischen mit einer Zwangsanleihe bei seinen Landständen. Moralische Stärkung jedoch entnahm er allein der Tiefe des eigenen mannhaften Gemüts. Nicht mit Unrecht hielt er sich das weibliche Heldentum vor Augen, welches Maria Theresia in den Bedrängnissen vom Spätherbst 1741 an den Tag gelegt. Zwar glaubte er sich selbst bei weitem noch nicht in so verzweifelten Umständen; allein neben dem kleineren Unglück lastete auf seiner Seele die unendlich größere Verantwortung. Die Königin hatte mit gottergebener Geduld eine ererbte Machtstellung gegen unverschuldete Angriffe standhaft behauptet. Friedrich verzichtete gerade jetzt mit prometheischer Kühnheit auf jeden Beistand einer blinden Vorsehung, wie er es nannte; er wußte sehr wohl, daß es der Rückprall seiner eigenen Handlungen sei, was nun mit rauher Gewalt auf ihn eindrang; um so mehr aber erschien es ihm als persönliche Ehrenpflicht, die alten Errungenschaften durch neue Thaten aufrechtzuerhalten. Unablässig wiederholte er dem zagenden Podewils, der in ernster Sorge um das Los des Staates ein Zurückweichen vor dem Äußersten für geboten hielt, daß er von Schlesien auch nicht einen Zoll breit wieder aufgeben könne noch werde, daß ihm keine andere Wahl bleibe, als alles zu behalten oder alles zu verlieren, Sieg oder Untergang mit Ehren, den Degen in der Hand! Mochte im letzteren Fall immerhin der Name Preußen mit ihm begraben werden: auch

für den Staat, dessen Größe er als seine Schöpfung empfand, dünkte ihn eine ruhmlose Fortdauer ebenso unmöglich, wie für sich selbst. Wie er dort außen im Feldlager weilte, umgeben von einer nun wieder völlig mit ihm einverstandenen, gleich ihm zum letzten Gange bereiten Armee, der einzigen Körperschaft, auf deren selbständigen Willen in jenen Tagen der Volksunfreiheit etwas ankam, verglich er sich ohne Bedenken einem Schiffskapitän, an dem es Feigheit wäre, wollte er nicht, wenn anders keine Rettung übrig sei, dem Feinde zutrotz den Funken in die eigene Pulverkammer schleudern!

Allmählich indes erheiterte sich die eherne Stirn, die er der ungewissen Zukunft entgegenzusetzen beschlossen: seine Fassung verwandelte sich in Zuversicht. Erleichtert wandte er sich von der fruchtlosen Gaukelkunst der Diplomatie ab, um zunächst einmal wieder ausschließlich dem ehrlichen Kriegshandwerk obzuliegen. Was seine Gegner selbst nicht anders haben wollten, war zugleich das, was er brauchte, wonach ihn dürstete: eine Schlacht! Mit Anspannung aller seiner Geisteskräfte, sogar körperlich, nach seinem eigenen Ausdruck, arbeitend wie ein Pferd, hatte er jede Vorkehr nah und fern getroffen. Nach Berlin war der Befehl ergangen, im Notfalle die königliche Familie, die Behörden und die Kostbarkeiten hinter Festungswälle zu bergen; der alte Dessauer ward, wie 1741, mit der Aufgabe betraut, bei Magdeburg ein Corps gegen Sachsen zusammenzuziehen. In Schlesien selber war das Heer so gut wie vollzählig, die Truppen gesund, wohleingeübt, Offiziere und Mannschaften aufs neue nach dem Beispiel ihres Kriegsherrn von Ehrgefühl, Todesmut und Erbitterung, vornehmlich gegen die Sachsen, durchdrungen. In der Überhebung seiner Feinde, der maßlosen Überschätzung ihres strategischen Erfolgs vom vorigen Jahr erblickte Friedrich ein Vorzeichen ihrer baldigen Niederlage; daß der Prinz von Lothringen diesmal in eitler Verblendung ohne seinen Leiter Traun zufelde zog, erfüllte ihn mit fröhlichem Vertrauen. Nicht unwillkommen war ihm die Kunde, daß die flandrische Hauptarmee der Franzosen unter dem Kommando des wassersüchtigen Marschalls von Sachsen in Gegen=

wart König Ludwigs am 11. Mai 1745 bei Fontenoy unweit Tournai über die vom Herzog von Cumberland und dem Marschall Königsegg geführten Engländer, Hannoveraner, Holländer und Österreicher in einer schon verloren geglaubten Schlacht zuguterletzt doch noch einen blutigen Sieg davongetragen, worauf auch Tournai rasch dem französischen Angriff erlag. Eine ernüchternde Wirkung dieses Ereignisses auf die Kriegspolitik der Seemächte konnte über kurz oder lang gewiß nicht ausbleiben; als Diversion zu seinem unmittelbaren Vorteil ließ König Friedrich dasselbe freilich mit vollem Recht so wenig gelten, wie wenn es sich in Asien oder Afrika zugetragen hätte. Vorderhand war es eher dazu angethan, den Eifer der ihm entgegenrückenden Feinde zu erhöhen, während es seiner eigenen Sehnsucht nach einem ähnlichen Strauß einen ungeduldigen Anstrich verlieh. Von ganz anderer Bedeutung war für ihn natürlich das kriegerische Vorspiel, das sich ungefähr zur nämlichen Zeit an verschiedenen Stellen Schlesiens entwickelte. Von allen Seiten erfolgte im April und Mai eine neue, heftigere Wiederholung der im Januar und Februar zurückgetriebenen Invasion der ungarischen Völker. Sie schwärmten am rechten Oderufer verheerend bis über Kreuzburg hinab; sie umringten, von Mähren hereinbrechend, bedrohlich das nach Jägerndorf vorgeschobene Corps des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt; sie erschienen unter Nadasdy im Paß von Landeshut und zeigten sich vereinzelt im Hirschberger Thal. Überall aber wußten ihnen die Preußen bald aufs rühmlichste zu begegnen. Oberst Winterfeldt entfaltete dabei im ebenen Südosten wie in den nordwestlichen Gebirgen nach einander alle die Vorzüge thatkräftiger Intelligenz, die ihn seinem Könige so einzig wert machten; unter ihm ließ bei Landeshut der junge Husarenrittmeister Seydlitz zum erstenmal den künftigen Virtuosen der Kavallerieattaque ahnen [1]). Denn eben die Reiterei der Preußen

1) Briefe Winterfeldts an Eichel und Natzmer bei Varnhagen, „General H. K. v. Winterfeldt", Ausgew. Schriften XII, 26ff und bei Droysen a. a. O. II, 449f. 468f., der jedoch als Adressaten meist Borcke vermutet. Vgl. Stille, Campagnes du Roi, Tl. II, Br. 1.

erwies sich jetzt in überraschendem Maße der feindlichen mindestens gewachsen. Auch Zieten erwarb frisches Lob durch den kühnen Botenritt, den er mit seinem Regimente glücklich zum Markgrafen Karl unternahm; während der letztere, indem er sich nun noch in zwölfter Stunde wacker zum Hauptheere durchschlug, in den Augen seines königlichen Vetters sich als echten Sprößling des großen Kurfürsten bewährte. Gerade auf Konzentration seiner gesamten Streitkräfte kam es nämlich Friedrich in diesem Augenblick vorzugsweise an. So wichtig ihm ohne Frage jene Gefechte an und für sich als Probestücke wiederhergestellter Tapferkeit waren, so wenig durfte er doch daran denken, das ganze weite Land auch gegen vorübergehende Anfälle mit zersplitterter Macht zu verteidigen. Vielmehr gab er ruhig das obere Schlesien noch einmal den Missethaten der Irregulären preis und verschmerzte sogar den zeitweiligen Verlust der noch unfertigen Festung Cosel, welche den Österreichern durch Verrat überantwortet ward. Sein Plan bestand im Gegenteil darin, selbst die große Armee der Gegner ungehindert über die Berge hereinzulassen, um sie alsdann mit einem einzigen unvermuteten Schlage desto entscheidender zu treffen. Nicht mit Unrecht erklärte er wenige Tage, bevor dieser Streich fiel, seinem Minister: er würde seine Dispositionen getrost der Kritik eines Condé oder ähnlicher Meister unterwerfen. In der That hat niemals in der Kriegsgeschichte eine strategische Berechnung mit größerer Sicherheit so vollkommen zum Ziele geführt.

Was jedoch zu solchem Ausgange vornehmlich gehörte und deshalb von Friedrich besonders mit in Anschlag gebracht ward, war die hochmütige Nachlässigkeit seiner Feinde. Erst Anfang Mai traf Prinz Karl von Lothringen mit seinem Stabe zu Königgrätz beim Heere ein; erst gegen Ende des Monats rückte dasselbe, durch etwa 30000 Sachsen unterm Herzog von Weißenfels verstärkt, um das Südende des Riesengebirgs herum auf der Landeshuter Straße nach Schlesien vor. Daß man die Pässe nirgend verlegt fand, erhöhte die prahlerische Siegeszuversicht der Verbündeten; ohne Argwohn

schenkten sie der von Friedrich listig ausgesprengten Kunde Glauben, daß er nicht wagen werde, sie im offenen Felde zu bestehen, sondern vorhabe, sich auf Breslau zurückzuziehen. Statt dessen hatte ihnen der König in Wirklichkeit seine Armee allmählich längs der Binnenseite der Berge von Frankenstein über Reichenbach bis jenseit Schweidnitz schräg entgegengeführt. Am 3. Juni endlich sah er ihre Kolonnen gemächlich von den Gehängen herniedersteigen und sich in der Ebene mit Behagen ausbreiten: die Österreicher von Hohenfriedberg an über die nördlich gelegenen Dörfer hin, die Sachsen von da weiter nordöstlich vorgebogen bis über Pilgramshain hinweg zu den Hügeln dicht vor Striegau, das sie am nächsten Morgen zu besetzen dachten. Eben auf die Frühe des 4. Juni beraumte indes König Friedrich seinerseits die Schlacht an. Während im verlassenen Lager bei Jauernick die Wachtfeuer täuschend weiterbrannten, marschierten die preußischen Truppen in tiefster Stille und straffster Ordnung — man gewahrte keinen Nachzügler und vermißte keinen Deserteur — bis Mitternacht nah an Striegau heran. Die Vorhut unter General Dumoulin war bereits darüber hinaus bis hart an die sächsischen Vorposten dirigiert worden, welche man noch in der Abenddämmerung von einigen Hügelkuppen verdrängte. Inzwischen vernahmen die Kommandierenden die Grundzüge des Schlachtplans; die Mannschaften empfingen strenge Weisungen für ihr Verhalten im Kampfe. Mit Tagesanbruch galt es, den von Hohenfriedberg nordöstlich nach Striegau herabrinnenden Bach zu überschreiten und den Angriff ebenso wie den Aufmarsch selber succesiv, zuerst rechts nördlich gegen die Sachsen, sodann links westlich gegen die Österreicher zu richten. Auf jener Seite sollte die von Dumoulin eingenommene Position, auf dieser die Niederung des erwähnten Bachs, des sogenannten Striegauer Wassers, die Flanke decken; für Kavalleriereserve war gesorgt. Die Instruktionen für die Leute liefen durchweg auf ein rücksichtslos entschlossenes Vordringen hinaus. Die Reiter sollten sich in der Hitze des Einhauens mit Quartiergeben, das Fußvolk mit der inneren Occupation eroberter Dörfer nicht aufhalten.

Bajonettattaquen wurden empfohlen; mit dem Gewehrfeuer sollte bis auf 150 Schritt Distanz gewartet werden.

Nach solchen Vorschriften ward in den Morgenstunden des 4. Juni 1745 der ruhmreiche Sieg bei Hohenfriedberg von den Preußen ihren völlig überraschten Feinden abgerungen. Früh gegen 4 Uhr ward der erste der beiden, nach Zeit und Raum gesonderten Abschnitte der blutigen Handlung damit eröffnet, daß die Avantgarde Dumoulins auf der äußersten Rechten sich der letzten, überherrschenden Anhöhe an der Spitze der sächsischen Stellung bemächtigte. Indem die Sachsen, hastig allarmiert, sich in Reihen setzten, eilten die Brigaden des rechten preußischen Flügels, eine nach der anderen, kampfbegierig herzu. In wiederholtem Ansturm glückte es den preußischen Reitern, Kürassieren und Dragonern unter Buddenbrock, Rothenburg und Stille, die sächsische Kavallerie zu werfen. Die Infanterie der Sachsen fand in dem durchschnittenen Terrain beim Dorfe Pilgramshain hinter Büschen und Erdschwellen, Teichen und Sümpfen hinreichende Deckung, um, von ihrer Artillerie unterstützt, dem preußischen Fußvolk, das voll verwegener Energie mit dem Bajonett auf sie eindrang, noch eine Zeit lang die härteste Arbeit zu bereiten. Zuletzt in ein Dreieck zusammengezogen, sah sie sich aufs neue zugleich von den feindlichen Reitern bestürmt und vermochte nicht länger Widerstand zu leisten. Um 7 Uhr etwa war nach schrecklichem Verlust die gesamte sächsische Macht zersprengt; ihre Trümmer befanden sich auf der Flucht nach Westen ins Gebirge.

Nicht ohne erhebliche Schwierigkeit hatte mittlerweile der linke Flügel der preußischen Armee auf der südlicher hingedehnten ebeneren Fläche den Österreichern gegenüber die ihm bestimmten Positionen einnehmen können. Später in Bewegung, hatte er überdies den ungleich weiteren Weg zurückzulegen; dazu kam, daß die wichtigste der über das Striegauer Wasser führenden Brücken überlastet zusammenbrach. Wären die Österreicher rechtzeitig unter den Waffen gewesen, sie hätten die in der Bildung begriffene, geraume Zeit über lückenhafte Linie der Gegner ohne Zweifel leicht überwältigen mögen. Wäre

zumal ihre Kavallerie unerschrocken über den Bach gedrungen, was hernach den Preußen mit Benutzung einer durch den findigen Zieten entdeckten Furt gelang, so hätte sie den Feind, indem sie ihn mitten im Aufmarsch in der Flanke faßte, sogar in die äußerste Gefahr versetzt. Allein Prinz Karl ward erst um 5 Uhr gewahr, was der Kanonendonner dort im Nordosten eigentlich zu bedeuten habe, den er eine volle Stunde lang sorglos der Einnahme Striegaus durch die Sachsen zugeschrieben. Und selbst von nun an ließ er es noch an klarer und fester Leitung fehlen; wie freilich auch die Seinen zu einem offensiven Wagnis sich das Herz nicht faßten. Immerhin hatte Prinz Ferdinand von Braunschweig, Friedrichs Schwager, mit seiner isolierten Brigade lange Zeit einen schlimmen Stand gegenüber Günthersdorf, wo im Scheitelpunkt der feindlichen Bogenstellung den Sachsen zunächst die Linke der österreichischen Infanterie, von Geschützfeuer umschirmt, am frühesten in Ordnung kam. Erst als das übrige preußische Fußvolk links neben ihm aufgerückt, sah sich Ferdinand in der Lage, zur Eroberung des Dorfes vorzugehen, worin der König froh die Entscheidung des Tages erblickte, da von hier aus bald auch der rechte preußische Flügel, nachdem er die Sachsen abgethan, auf die linke Flanke der Österreicher zu drücken begann. Nicht lange darauf ward ebenso die rechte Seite der letzteren entblößt, indem die preußischen Schwadronen des linken Flügels unter dem Kommando der Kyau, Nassau und Zieten durch zahlreiche heftige Vorstöße die feindlichen Reiter aus dem Felde schlugen. Noch immer standen indes im Zentrum bei Thomaswaldau die österreichischen Grenadiere unerschüttert. Im Besitz der Überzahl, zum Teil in Gräben postiert, von Männern wie Graf Leopold Daun befehligt, brachten sie die heldenmütig ankämpfende preußische Infanterie zwar nicht zum Wanken, wohl aber in bedenkliche Not. In dieser Lage der Dinge unternahm General Geßler mit den Dragonern vom Regiment Bayreuth, die bisher in Reserve gehalten, von hintenher zwischen den Abteilungen des Fußvolks hindurchsprengend, die ewig denkwürdige Reiterattaque, welche der Schlacht überhaupt um 8 Uhr ein Ende

machte. In zwei Kolonnen brausten die zehn Schwadronen unwiderstehlich dahin, zermalmten an zwanzig österreichische Bataillone, eroberten auf diesem einzigen Ritt die unerhörte Zahl von 66 Fahnen und nahmen dabei dritthalbtausend Mann gefangen. Durch Batterieen an den Lehnen oberhalb Hohenfriedberg leidlich gesichert, von dem nun erst umsichtigen Prinzen von Lothringen zweckmäßig gelenkt, flohen auch die Österreicher gleich den Sachsen noch vor Mittag sämtlich in den Schoß der Berge zurück [1]).

Der Zahl nach hatte das Heer der Sieger 60000, das der Besiegten 70000 Mann betragen; jenen kostete der vierstündige Kampf etwas über 4000, diesen nah an 10000 Tote und Verwundete, wobei die Sachsen verhältnismäßig am stärksten gelitten. An Gefangenen brachten die Preußen bis zum ersten Abend 7000 ein, worunter gegen 200 Offiziere und 4 Generale; ihre Trophäen beliefen sich auf 80 Kanonen und Haubitzen, 76 Fahnen, 15 Standarten und 8 Paar Pauken [2]). Es war der schönste Ehrentag des preußischen Heeres. Jeder Truppenteil war direkt im Streite thätig gewesen, keiner war gewichen. Alle Waffengattungen hatten sich selbst übertroffen; wie das Fußvolk in den Schlachten des vorigen Krieges, so erschien nun auch die Reiterei an Kühnheit und Gewandtheit geradezu als die erste der Welt. Die Freude des Königs, der für Erquickung und Pflege auf der Walstatt persönlich Sorge trug, kannte keine Grenzen. Verschwunden war jene titanische Stimmung der Zeit des Harrens, wo der Blick seines Geistes starr auf das unpersönliche Gebot der Pflicht gerichtet gewesen. Die Hilfe des Himmels, die er im Unglück aus stolzer Scheu

1) Polit. Korresp. IV, 181 ff., besonders 183—186. Hist. d. m. temps, p. 372 sqq. Valori, Mémoires I, 227 sq. Stille a. a. O. II, 2. Ranke, Preuß. Gesch. V, 159 ff. Droysen, Friedr. d. Gr. II, 484 ff. Arneth, Maria Theresia III, 68 ff.

2) So viel wurden nach Breslau gebracht laut Eichels Brief an Podewils vom 11. Juni 1745, Polit. Korresp. IV, 192; zum Teil etwas geringere Zahlen in Friedrichs eigener Relation vom 6. Juni, ebd. S. 186 und in der Hist. d. m. temps, p. 376.

nicht hatte erbetteln mögen, verehrte er jetzt im Glück mit unbefangenem Danke: niemals sind ihm die Worte Gott und Vorsehung so oft über die Lippen getreten, so leicht in die Feder geflossen, wie nach dem Erlebnis von Hohenfriedberg [1]). Von seinen eigenen Anstalten, auf denen der errungene Erfolg doch zum wesentlichsten Teil beruhte, war kaum mehr die Rede. Wohl rühmte er den erfochtenen Sieg als einen so vollständigen, wie er seit Höchstädt nicht vorgekommen; allein er hatte dabei die Leistungen seiner Armee im Auge, auf deren Schultern er seine Macht so sicher ruhen sah, wie die Weltkugel auf denen des Atlas. Wieder und wieder schwebte ihm das Bild der römischen Legionen vor. Auch die Truppen selbst aber empfanden bis zum schlichten Gemeinen herab den vollen Wert ihrer That. Darüber bestand unter ihnen kein Zweifel, daß Schlesien so gut wie gerettet sei; zeigte sich doch auch die öffentliche Meinung im Lande sofort von dieser Überzeugung durchdrungen. Die Evangelischen in Dorf und Stadt, die noch einmal zitternd für ihre Glaubensfreiheit gebetet, brachen in Jubel aus; die katholischen Pfarrer und Schulmeister in den Grenzstrichen, von denen es hieß, sie hätten dem Feinde Vorschub geleistet, lernten sich resigniert an die Kehrseite ihrer Hoffnungen gewöhnen. Ohne Unterschied des Bekenntnisses aber begrüßten alle die bevorstehende Erlösung von den grausamen Quälereien, an denen sich diesmal die Brutalität der fremden Soldateska, zumal wieder der ungarischen Halbwilden, geflissentlich erletzt. Es verstrichen freilich noch drei Monate, bis General Nassau, dem die Säuberung Oberschlesiens anvertraut ward, durch die Wiedereroberung von Cosel das letzte Kroatennest mit Feuer und Schwert ausnahm. Denn Friedrich selber folgte mit der Hauptmacht dem geschlagenen Feinde auf dem Fuße nach Böhmen; nicht etwa, um den abgerissenen Faden des vorjährigen Unternehmens wieder aufzuheben, sondern lediglich, um drüben zu zehren, zu beobachten und zu

1) Vgl. die Zusammenstellung bei R. Koser: „Friedrich d. Gr. und der zweite schlesische Krieg“, Histor. Zeitschr. XLIII, 275.

demonstrieren. In dieser Absicht lagerte er sich dem hinter Königgrätz Halt machenden Prinzen Karl gegenüber nach etlichen kurzen Schachzügen wochenlang still bei Chlum. Unverrückt stand sein Verlangen nach einem baldigen ehrenvollen Frieden, wie ihn das Staatswohl erfordere. Mit bewußter Besonnenheit bemeisterte er sogar seine leidenschaftlichste Regung, den Zorn gegen Sachsen, das ihm Rücksicht mit Feindseligkeit, Schonung mit Verwüstung vergolten. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen sollte ihm nur dazu dienen, den Dresdener Hof zu genugthuenden Anträgen zu bewegen. Die nächste Förderung seiner Interessen erwartete er indes von der französischen Rheinarmee. Ich bin Ihrem Beispiele gefolgt, schrieb er noch vom Schlachtfelde aus, zum Siege bei Fontenoy gratulierend, an Ludwig XV.: jetzt ist die Reihe am Prinzen Conti! [1])

Gewiß hätte Conti, so lange er nur dem mattherzigen Arenberg gegenüberstand, der nicht einmal die kölnischen Truppen zur vertragsmäßigen Mitwirkung zu zwingen wußte, dort an der Lahn bequeme Gelegenheit zu einem bedeutsamen Schlage gehabt; allein er ließ die günstige Zeit völlig ungenützt verstreichen. Als dann an Arenbergs Stelle der tüchtigere Batthyany mit der Führung des pragmatischen Corps betraut worden, und zugleich der alte Traun an der Spitze des siegreichen österreichischen Heeres aus Bayern heranzog, hätte es für die von zwei Seiten bedrohte französische Rheinarmee jedenfalls einer Verstärkung bedurft, welche nach der Schlacht bei Fontenoy in den Niederlanden ohne Frage zu entbehren war. Gerade umgekehrt aber sah sich Conti genötigt, mehrere tausend Mann für den dortigen Festungskrieg abzugeben, dessen glänzender, jedoch für die deutschen Dinge ganz unwesentlicher Erfolg — die Eroberung sämtlicher Plätze Flanderns — wohl auch ohnedies ebenso gut erreicht worden wäre. Zur Schwäche

1) Polit. Korresp. IV, 182. 187. 189. 190 f. 198. Hist. d. m. temps, p. 377 sq. 380. 388. Preuß. Staatsschr. I, 536 ff. Ranke a. a. O. V, 164 f.

der Streitkräfte gesellte sich das Ungeschick und die Mutlosigkeit des Feldherrn. Durch eine Scheinbewegung Trauns gegen den Neckar hin ließ sich Conti seitwärts ablocken. Jener wandte sich darauf plötzlich rechts über den Main, durchmaß auf schwierigen Wegen den Spessart und vereinigte sich am 27. Juni ungehindert mit Batthyany. Acht Tage später fand sich Großherzog Franz persönlich im Lager an der Kinzig ein, um dem Namen nach den Oberbefehl über die verbündeten Truppen selbst zu übernehmen. Ohne Schwertstreich wich Conti Mitte Juli über den Rhein zurück. Da er drüben nur von leichten Neckereien des feindlichen Vortrabs unter Bernklau behelligt ward, so vermochte er freilich in der Gegend von Speyer ruhig stehen zu bleiben; wie denn überhaupt die Armee des Großherzogs, die sich fortan ebenso unthätig ihm gegenüber auf pfälzischem Gebiet um Heidelberg auf die Lauer legte, bei einiger Anstrengung ungleich größere Vorteile hätte davontragen können. Trotzdem enthielt schon das wenige, was geschehen, die gewichtigste Entscheidung. Mit der Notwendigkeit, die Wahlfreiheit der Kurfürsten gegen die rohen Horden der Kroaten, Panduren und Husaren zu schützen, hatten zuvor die Franzosen selber ihre Aufstellung in der Nachbarschaft Frankfurts gerechtfertigt. Welchen Eindruck durften sie sich also, nachdem sie diesen Gegnern feige das Feld überlassen, von dem windigen Gerede bloßer Diplomatie auf die deutschen Kurhöfe ferner versprechen? Vergebens bemühten sie sich abermals, Köln zu ängstigen, Bayern anzureizen, durch immer blendendere Verheißungen noch vor Thoresschluß Sachsen zu verleiten. Mit kühler Ironie sprach Friedrich in einem späteren Brief an den König von Frankreich die beschämende Wahrheit aus: es sei Prinz Conti, der dem Gemahl Maria Theresias die Krone aufs Haupt drücke! [1]) Denn nicht umsonst hatte der letztere soeben, ohne

1) Polit. Korresp. IV, 265; vgl. ebd. S. 203. 205. 208. 213. 215 f. 218. 231 f. 234. 237. 240. 244. 247. 250 u. s. f. Hist. d. m. temps, p. 363 sq. 384 sq. Arneth, Maria Theresia III, 96 ff. Adelung, Staatsgesch. IV, 381 ff. 417 ff; V, 35 ff. Ennen, Stadt und Kurstaat Köln II, 269 ff.

sich einer ernsten Gefahr auszusetzen, sich als Befreier vaterländischer Erde dargestellt.

Allerdings hatte sich inbezug auf die Kaiserwahl bereits seit dem Anfange des Interregnums die öffentliche Stimme durchaus überwiegend für Franz erklärt. Die wenigen wider seine Kandidatur gerichteten Flugschriften verrieten eigentlich von vornherein die Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen durch den Verzicht auf jeglichen positiven Gegenvorschlag; nicht einmal August von Sachsen fand unter ihren Verfassern einen Fürsprecher. Sie schränkten sich vielmehr auf den Angriff ein und wiederholten entweder einfach die abgedroschenen Klagen fürstlicher Libertät über die erbliche Tyrannei des Hauses Österreich, oder hoben die dem Großherzog persönlich anklebenden Mängel hervor, der als Herr von Toskana ein Ausländer sei, ohne wahrhaft reichsständischen Besitz, da das einzige Reelle, was ihm von seinem lothringischen Stammgute geblieben, die Grafschaft Falkenstein am Donnersberge mit ihrem Matrikularanschlag von 40 Gulden und ihrem, noch dazu bestrittenen, dreißigsten Teil der Wetterauer Kuriatstimme, natürlich nicht in Betracht kommen könne. Die zahlreichen Vorkämpfer Franz Stephans dagegen wußten diese wie ähnliche formelle Einwände kurzerhand hinwegzuräumen; sie machten gar kein Hehl daraus, daß seine Wahl schlechthin die Rückkehr zum habsburgischen Kaisertum bedeute: eben in dieser erblickten sie indes den einzigen Weg zum Heile Deutschlands. Den tausendmal vorgebrachten Gründen fügten sie jetzt als unwiderleglichsten Beweis für das Bedürfnis der Reichsherrschaft Österreichs die traurige Erfahrung der jüngsten Zeit hinzu. Wohin hatte das Experiment geführt, die höchste Würde auch nur ein paar Jahre hindurch auf ein anderes Haus zu übertragen? Wann hatte man jemals tiefere Zerrüttung, ärgere Anschläge der Mächtigen, unverschämteres Gebaren der Fremden erlebt, als unter der Regierung Karls VII.? Die Reaktion, zu der politische Klugheit dringend riet, schien so durch das Pathos der Reue gewissermaßen einen sittlichen Hintergrund zu erhalten. Dementsprechend ward nach der anderen Seite die Zukunft in den

prächtigsten Farben abgeschildert. In der innigsten Verbindung aller Stände mit dem Erzhause winkte dem gesamten Reiche die wahre Glückseligkeit; vom Adler Österreichs überschirmt, durfte sich Germanien zu neuen Triumphen aufmachen! In solchem Überschwang ergingen sich die freiwilligen Herolde der Wiener Wünsche. Ihr vermeintlich nationaler Enthusiasmus nahm keinen Anstoß an der Thatsache, daß nach der Vertreibung Contis vom unteren Main nunmehr der Großherzog selbst mit seinem gutenteils ebenfalls aus undeutschen Elementen zusammengesetzten Heere den gleichen ungesetzlichen Druck auf die Kur auszuüben im Begriff stand. Sie verglichen dies Heer ebenso offen wie treffend mit jener habsburgischen Defensivarmee, welche einst unter der Fahne der Frundsberg und Sickingen das letzte Widerstreben gegen die Wahl Karls V. durch ihr Waffengerassel zum Schweigen gebracht [1]). Statt der Reichsritter und Landsknechte sah man diesmal Husarenoffiziere und holländische Hilfstruppen; das Ergebnis ihrer Demonstrationen aber war dasselbe.

Der Reichserzkanzler, der den Wahltag ursprünglich auf den 1. Juni ausgeschrieben, hatte sich, so lange die Franzosen in der Nähe standen, fein gehütet, die Konferenzen wirklich eröffnen zu lassen. Die anwesenden Kurbevollmächtigten besprachen sich höchstens vertraulich auf der Brunnenpromenade und erwogen, ob die Versammlung etwa nach Erfurt zu verlegen sei. Nun jedoch schien man durch verdoppelten Eifer das Versäumte wieder einbringen zu wollen. Kaum hatte Anfang August die durch Kurmainz im Einverständnis mit den übrigen österreichisch Gesinnten frischweg eingeladene böhmische Wahlgesandtschaft im Kollegium Platz genommen, so begann die engverbündete Majorität mit der einleitenden Beratung, ohne sich an die Zögerungen der sächsischen Botschafter oder an den in zahlreichen Denkschriften lebhaft erhobenen

1) Die Schriften für und wider die Wahl Franz' I. finden sich ziemlich vollzählig in der „Neuen Sammlung von Staatsschriften nach Ableben Karls VII."; die Titel der merkwürdigeren verzeichnet Adelung a. a. O. V, 90, Anm. 2.

Einspruch der Vertreter von Brandenburg und Pfalz im mindesten zu kehren. Kursachsen wollte sich allerdings nach seiner Art nur eben wichtig machen und schloß sich nach einigen Sitzungen dennoch ohne jeden Vorbehalt dem Zuge der Mehrheit an. Den Höfen von Berlin und Mannheim war es dagegen ehrlich darum zu thun, die Wahl des Großherzogs wenigstens unter den damaligen Umständen nicht zustande kommen zu lassen; und keineswegs unbedeutend waren einige von den Gründen, vermöge deren sie im Namen des Reichsrechts dem überstürzten Verfahren der Gegner einen Hemmschuh anzulegen versuchten. So verlangten sie inbezug auf die Frage, ob die böhmische Stimme wieder zuzulassen sei, eine förmliche Kollegialverhandlung und beschwerten sich andererseits mit vollem Recht über die militärische Beschränkung der Kurfreiheit. In den Landen des Pfälzers hausten die österreichischen Scharen und sorgten in ihrer Weise dafür, daß sich die übrigen rheinischen Gebiete ein abschreckendes Beispiel daran nahmen. Für die sogenannte Beschützung Frankfurts aber schien diese Macht noch nicht einmal hinreichend; man rief auch die Kreistruppen deswegen an und legte in der That einige hundert Mann oberrheinischer Besatzung in die Stadt. Von geringerem Belange freilich war es, wenn die beiden Opponenten auch daran erinnerten, daß Verträge, wodurch die Abgabe der einzelnen Stimmen im voraus gebunden würde, dem beim Wahlakte zu leistenden Eide der Kurfürsten zuwiderliefen. Waren doch in dieser Hinsicht zu allen Zeiten und zumal bei der Erhebung Karls VII., zu der ja Preußen und Pfalz vor anderen beigetragen, die ärgsten Übertretungen vorgekommen. Indessen verfehlten triftige wie untriftige Einwände gleich sehr ihren Zweck. Im Gefühl ihrer Stärke ging die Mehrheit — mit Böhmen betrug sie sieben gegen zwei — unbeirrt durch die Proteste der Minderheit ihres Weges weiter [1]).

1) Adelung a. a. O. V, 86 ff., zumeist aus Moser, Beitr. z. d. neuesten Staatsrecht, und aus desselben Reichshistorie unter Franz I.

König Friedrich befand sich diesen Vorgängen gegenüber in einer seltsamen Lage. Von einer positiven Reichspolitik, von deren Unfruchtbarkeit er sich seit den Tagen der Frankfurter Union sattsam überzeugt hatte, konnte für ihn nach dem Tode Karls VII. vollends keine Rede mehr sein. An der Wahl des Lothringers hatte er niemals ernstlich gezweifelt; sie galt ihm vielmehr nach wie vor für ein notwendiges Übel und zwar, im Verhältnis zu der Eventualität eines sächsischen Kaisertums, entschieden für das geringere. Wohlweislich hatte er sich daher, abweichend von der Haltung seiner französischen Bundesgenossen, von Haus aus jeglicher Agitation gegen die Person des Großherzogs entschlagen. Eben deshalb bezogen sich auch auf dem Wahltage selbst Opposition und Verwahrung seiner Gesandten einzig auf die Unregelmäßigkeiten in der Situation wie im Gebaren der Kurversammlung. Er verfolgte dabei lediglich das Ziel, das an sich unabwendbare Resultat bis zu dem Augenblick hinauszuschieben, wo er den ersehnten Frieden sicher in Händen hielte. Denn so lange er noch mit Maria Theresia in Fehde lag, konnte er weder dazu behilflich sein, ihren Gemahl auf den Kaiserthron zu setzen, ohne zugleich sich selber zu schädigen und zu erniedrigen; noch durfte er sich gar der größeren Gefahr aussetzen, daß Brandenburg einfach überstimmt und der Gegner anscheinend ihm zutrotz erkoren werde. Auf der anderen Seite ließ sich nur dann, wenn die Entscheidung der Wahlsache noch dahinstand, die Zusage des brandenburgischen Votums bei einem Abkommen mit Österreich angemessen verwerten. Das aufrichtige Verlangen nach einem solchen war bei Friedrich nach dem kläglichen Ausgang des Feldzugs am Rhein natürlich noch beträchtlich stärker geworden; er bewies es durch sein streng defensives Verfahren zu einer Zeit, wo ihm ein kurz entschlossenes Vorgehen vielleicht besser zum Zwecke verholfen hätte. Erwägt

Vgl. Preuß. Staatsschr. I, 543 ff. Hist. d. m. temps, p. 386 und Moser, „Von dem römischen Kaiser" u. s. w. (Frankfurt 1767), S. 201 ff.

man, was er hernach im Herbst und Winter in aufgedrungenem Kampfe glorreich vollbracht hat, so möchte man meinen, er hätte schon jetzt im Sommer sein siegreiches Herr noch einmal wider den gedemütigten Feind ins Gefecht führen und zugleich den Angriff der Sachsen, ohne sich viel um die Mißbilligung der thatscheuen russischen Regierung zu scheren, durch einen energischen Überfall ihres Landes von Norden her rächen sollen. So aber entsagte er in Böhmen fortwährend jedem Versuch einer entschiedenen Offensive, erließ gegen den Dresdener Hof, der sich inzwischen noch gewisser Verletzungen der neumärkischen Grenzen durch polnische Ulanen schuldig gemacht, allerdings ein überaus scharfes und drohendes Manifest, erteilte jedoch dem Fürsten von Anhalt, der in der Gegend von Halle mit einem ansehnlichen Corps zur Invasion gerüstet dastand, den erwarteten Befehl zum Losschlagen nicht. Was ihn zurückhielt, war die Hoffnung, zuguterletzt dennoch auf glimpflicherem Wege ans Ziel zu gelangen [1]).

Im August nämlich bot Lord Harrington, der seinen König zum Besuch Hannovers auf den Kontinent begleitet hatte, dem preußischen Gesandten mit überraschendem Entgegenkommen die langversagte Hand zur Vermittelung des Friedens mit Österreich dar. Die Tage von Fontenoy und Hohenfriedberg, denen sich überdies auch italienische Fortschritte der bourbonischen Waffen anreihten, hatten dem britischen Minister nachgerade die feste Überzeugung beigebracht, daß eine Trennung Preußens von Frankreich durch Beilegung des schlesischen Zwistes, wie im Jahre 1742, für die Interessen Englands unbedingt erforderlich sei. Das hannöverische Widerstreben Georgs II. zu überwinden, diente trefflich die Kunde von der diesmal glücklich ausgeführten Landung des stuartischen Prätendenten, der sich anschickte, Schottland und vielleicht selbst England zum Abfall fortzureißen. Auch Friedrich aber fühlte sich seinerseits zu bereitwilliger Aufnahme und maßvoller Durch-

1) Polit. Korresp. IV, 85. 146. 269 f. 272. Hist. d. m. temps, p. 383. Preuß. Staatsschr. I, 685 ff.

führung der Unterhandlung durch ein ähnliches Verhältnis angetrieben, wie es einst gegen Ende des ersten schlesischen Krieges für ihn bestanden: von neuem war ihm ja die absolute Unersprießlichkeit seiner französischen Allianz überaus klar zum Bewußtsein gekommen. Nicht genug, daß der Rückzug Contis dem deutschen Kriege die verhängnisvollste Wendung gegeben: nicht einmal in finanzieller Hinsicht zeigte Frankreich irgendwelche Neigung, die doch hauptsächlich um seinetwillen übernommene, mit jedem Tage unerträglichere Last seines Verbündeten gebührend zu erleichtern. Unter so bewandten Umständen kam es am 26. August in Hannover ohne Schwierigkeit zum Abschluß einer Konvention zwischen England und Preußen, deren Inhalt im wesentlichen die Idee der einfachen Erneuerung des Breslauer Friedens bildete. Georg II. machte sich anheischig, den Wiener Hof sofort zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, worauf binnen sechs Wochen, vom Tage der Konvention an gerechnet, der definitive Vertrag zwischen Preußen und Österreich erfolgen sollte. König Friedrich sagte dafür dem Großherzog von Toskana seine Kurstimme zu; während England noch für künftig die Aufgabe übernahm, dem preußischen Staate sowohl beim Reich als bei den übrigen Mächten Europas eine Garantie seines schlesischen Besitzes zu erwirken. Die am preußisch-österreichischen Konflikte mittelbar beteiligten Reichsstände: Sachsen und Hannover, Pfalz und Hessen, sollten ebenfalls in den Frieden einbezogen, und somit in Deutschland überhaupt die innere Ruhe wiederhergestellt werden [1]).

Friedrich, dessen Gemüt in jenen Tagen außer der politischen Verlegenheit auch durch den Verlust vertrauter Jugendfreunde schmerzlich bedrängt ward, erklärte sich durchaus zufrieden mit der hannöverischen Konvention. Eine relativ geringfügige Subsidienzahlung, welche ihm eben jetzt nach langem Zaudern endlich von französischer Seite angeboten ward, schlug

1) Hist. d. m. temps, p. 383sq. Droysen, Friedrich d. Gr. II, 536.

er ohne Schwanken mit der stolzen Bemerkung aus: eine derartige Gabe möge gut genug für einen Landgrafen von Darmstadt sein. Wie sehr jedoch täuschte er sich, wenn er den Ausweg aus dem Labyrinth seiner Lage schon nahe vor sich zu schauen meinte! Denn was vermochte die gutwillige Dienstbeflissenheit der britischen Diplomatie über den heroischen Starrsinn Maria Theresias, den der Schlag von Hohenfriedberg nicht erweicht, vielmehr sichtlich verhärtet hatte? Eifrig forschte die Königin den Ursachen der erlittenen Niederlage nach und bemühte sich, ihrer böhmischen Armee durch Ermahnungen und Verstärkungen in jeder Beziehung hurtig wieder aufzuhelfen. Wohl blickte auch sie nun, ebenso wie ihre Umgebung, nicht ohne Bewunderung auf die Feldherrngaben und -leistungen ihres Feindes; nur um so dringender jedoch erschien ihr die Pflicht, die politische Gefährlichkeit desselben beizeiten aufs gründlichste zu zerstören. Gegen die widerwärtigen Zumutungen der Engländer, die sie längst vorausgesehen, legte Maria Theresia jetzt eine hier und da von Aufwallung durchbrochene Sprödigkeit an den Tag. Als ihr Robinson drei Wochen vorm Abschluß der hannöverischen Konvention die Wünsche seiner Regierung vortrug, gestand sie offen, daß sie weit lieber ein Sonderabkommen mit Frankreich, als mit Preußen eingehen würde. Die Aussöhnung mit dem letzteren würde übrigens für eine bessere Kriegführung gegen die Bourbonen so wie so nichts austragen; denn auch im Frieden bedürfe sie daheim im Osten der gleichen Truppenmacht, um ihre Person, ihre Familie gegen einen Nachbar wie Friedrich zu sichern. Die Aussicht, mit seiner Zustimmung ihren Gemahl zum Kaiser erkoren zu sehen, dünkte sie eher abschreckend, als lockend. Die Kaiserwürde, an und für sich leer, habe unter preußischer Vormundschaft erst recht keine Bedeutung; ja sie sei mit dem Verluste Schlesiens schlechtweg unvereinbar. Denn um Schlesien allein drehten sich natürlich auch jetzt wieder all ihre Gedanken. Sie verlangte Frist bis zum Oktober, um noch eine Schlacht darum schlagen zu können. Und als Robinson einwarf, daß auch damit Schlesien noch nicht wieder erobert sein werde, fuhr aus

der Glut ihres Hasses plötzlich der flammende Ausruf empor: müßte ich morgen mit ihm abschließen, noch diesen Abend lieferte ich ihm eine Schlacht! In solcher Gesinnung verharrte die Königin unerschütterlich. Selbst die Andeutung, daß sie der Subsidien der Seemächte verlustig gehen könne, machte sie einer Annahme der hannöverischen Konvention nicht geneigter. Gerade umgekehrt verband sie sich in den nämlichen Tagen, Ende August, in einem neuen Vertrage mit Sachsen ausdrücklich zu energischer Fortsetzung des Krieges gegen Preußen. Mit aller Macht wollte man Friedrich gemeinsam auf den Leib rücken, ihn an der empfindlichsten Stelle seines Gebietes treffen und den Feldzug auch im Winter nicht in Stocken geraten lassen. Auch die Politik des Reichs wie der vorderen Kreise mußte Sachsen versprechen in gleichem Sinne lenken zu helfen [1]). Kurz, alles sollte dem einen großen Zwecke dienen; und zu diesem Ende war denn auch die rasche und glückliche Erledigung der Wahlfrage dem Wiener Hofe selbstverständlich äußerst willkommen.

Eben jetzt fand sich der Reichserzkanzler, diesmal als der einzige Kurfürst, persönlich in Frankfurt ein. Der Sache Österreichs unbedingt ergeben wie er war, trug seine Gegenwart nicht wenig dazu bei, den erwünschten Ausgang mit unerhörter, geradezu reißender Geschwindigkeit herbeizuführen. Die vorläufigen Sitzungen wurden sofort in feierliche verwandelt, die Kapitulationsberatungen blindlings übers Knie gebrochen. Wie gern hätte der Vertreter Böhmens wenigstens einzelne Bestimmungen erneuter Prüfung unterbreitet, um dem künftigen Kaiser freiere Hand zu verschaffen! Allein gerade die befreundete Majorität hielt jeden Aufschub für bedenklich; und so ward die Kapitulation Karls VII. mit ganz unbedeutenden, beinah zufälligen Änderungen unbesehen herübergenommen. Wie hätte man da für die Klagen des Fürstenstandes Zeit erübrigen sollen? Zu den Offenbacher Verbündeten von 1741 hatten

1) Polit. Korresp. IV, 263. 268f. 271f. Raumer, Beiträge II, 213ff. Arneth, Maria Theresia III, 79ff. 422ff.

sich jetzt auch die geistlichen Herren gesellt; selbst die Grafen waren mit den Fürsten wegen ihrer Forderungen eins geworden. Trotzdem legte das Kurkolleg ihre Eingaben stillschweigend beiseite. Bereits auf den 13. September ward die Wahl selber angesetzt. Tags zuvor zogen sich die Gesandten von Pfalz und Brandenburg nach Hanau zurück, nachdem sie bis zum letzten Augenbick ihren Protest ebenso vergeblich wie unermüdlich wiederholt. Die Begebenheit schritt über ihre Worte hinweg, wie drei Jahr früher über den österreichischen Widerspruch. Zur bestimmten Stunde geschah, was jedermann erwartete, und was nichtsdestoweniger als ein Ereignis ersten Ranges begrüßt ward. Als nach hastig vollzogener Kur die Prozession nicht gleich aus der verschlossenen Domthür herauskonnte, da der Reichsquartiermeister mit dem Schlüssel in der Tasche noch beim Frühstück saß, kletterten Ungeduldige durch die Fenster, um der harrenden Volksmenge draußen zuzurufen: der Mann der Königin von Ungarn sei Kaiser geworden! und im nächsten Moment brauste eine unsinnige, rasende Freude die Gassen entlang. Die Männer schleuderten Hut und Perücke, die Frauenzimmer Kopfzeug und Schnupftuch in die Luft. Um Mitternacht blieb in den Wirtshäusern kein Trinkglas unzerschmettert. Wer das Benehmen der Frankfurter bei dieser wie bei der vorigen Wahl mit angesehen, fand einen Unterschied wie von Tag und Nacht [1]). Und sonder Zweifel stellte die lebhafte Mainstadt auch dermalen die Meinung des im engeren Sinne sogenannten Reichs gleichsam im Auszuge dar. Was wollte dem gegenüber Kurpfalz mit dem Eigensinn seiner Schwäche ausrichten? Und Preußen, war es nicht inmitten seines Sieges dennoch überwunden? Selbst das Schwert von Hohenfriedberg also hatte die angestammte Treue deutscher Nation gegen das Haus Österreich nicht aufgewogen!

Wenn auch zum Teil aus anderen Gründen, als man im Publikum annahm, ward Friedrich in der That durch das

1) Moser, Über d. Wahlkap. Franz' I.; vgl. „Staatsschr. unter Kaiser Franz" I, 3 ff. 251. 884 ff. Moser, Lebensgesch. II, 40 ff.

Ereignis vom 13. September schwer genug betroffen. Das Angebot seiner Wahlstimme, das einzige positive Reizmittel, wodurch er in der hannöverischen Konvention den Wiener Hof zu gewinnen gedacht, war im Nu so gut wie untauglich geworden. Allerdings hatte Preußen, indem es durch Verwahrung und Secession sich der Abstimmung überhaupt entzog, die Möglichkeit einer späteren freiwilligen Anerkennung des neuen Kaisers in Händen behalten. Allein brauchte dieser nach solcher Anerkennung noch besonderes Verlangen zu tragen? Lag es nicht umgekehrt in seinem Interesse, den protestierenden Gegner selbst wider Willen in seiner Vereinzelung festzubannen, ja ihn eben der verweigerten Huldigung halber als Empörer in die Acht zu erklären? Was der arme Karl VII. der österreichischen Rebellion gegenüber freilich nicht gewagt, schien bei der Machtstellung Franz' I., bei der Sympathie, die ihm allenthalben entgegenkam, kein schwieriges Werk zu sein. Vor kurzem waren in einer anonymen Hetzschrift ausführlich die Motive dargelegt worden, zufolge deren Fürsten und Stände des Reichs gegen die Feinde des letzteren endlich Front zu machen hätten. Als Reichsfeind aber ward dabei neben Frankreich ohne weiteres auch Preußen denunziert. Es sei schon vorlängst eine Thorheit gewesen, diese Brandenburger Markgrafen durch Kurhut und Krone so gefährlich großzuziehen; vor allem jedoch durch den Erwerb Schlesiens sei Preußen furchtbar geworden für die deutsche Freiheit. Das Reich habe desto dringenderen Anlaß, dies Schlesien dem Könige Friedrich wieder abzujagen, je weniger sich derselbe mit dessen Besitz begnügen werde. Er müsse vielmehr notwendig immer weiter um sich greifen, damit Österreich niemals stark genug zur Rückeroberung sei. Preußen ist das trojanische Pferd![1]) so rief prophetischer, als er vielleicht selber ahnte — ein Laokoon des heiligen Reichs — der

1) Polit. Korresp. IV, 279. „Bewegungsursachen, welche die Fürsten und Stände des Reichs veranlassen sollen, sich gegen die Feinde des Reichs zu erklären", Staatsschr. nach Ableben Karls VII.; die Schrift erschien in der zweiten Hälfte des August 1745; vgl. Preuß. Staatsschr. I, 546.

beredte Autor warnend aus. Auch unter den Reichsständen selbst teilten indes nicht wenige gerade damals das Gefühl der Bangigkeit beim Anblick dieses geheimnisvoll emporgestiegenen Staates, der im Gegensatz zu dem verweichlichten Wesen des übrigen Deutschtums, straffen Baus und mit Kriegsvolk angefüllt, gar wohl für ein verderbenschwangeres Kunstwerk der Pallas gelten mochte.

Noch ehe die Kurverhandlungen zum Abschluß gediehen, sobald der letzte Franzose das rechte Rheinufer verlassen, war es rings in den vorderen Zirkeln lebendig geworden. Wetteifernd arbeiteten die Agenten von Österreich, Mainz und Hannover daran, die vielbesprochene Association zustande zu bringen und die einzelnen Kreise zur Aufstellung des Drei- oder Vierfachen ihrer gewöhnlichen Rüstung zu vermögen; sogar die Wittelsbacher von Köln und Bayern beteiligten sich durch Korrespondenz an diesen Bemühungen. Während jedoch anfangs dabei das Bedürfnis gesicherter Wahlfreiheit oder die Verpflichtung zur Abschüttelung der erzwungenen Neutralität betont, mithin die Spitze der Agitation gegen Frankreich gerichtet ward, wandte sich seit der Entscheidung vom 13. September die patriotische Sprache, vornehmlich der geistlichen Fürsten, immer deutlicher wider die Ruhestörer im Inneren des Reichs. Für Kurpfalz zwar hatte man noch Worte des Mitleids mit seiner unfreien Lage oder beschränkte sich immerhin auf väterliches Schelten; gegen Preußen aber übte man nicht die mindeste Rücksicht. In seiner Opposition auf dem Wahltage erblickte man vielfach nichts, als ein neues Zeichen jener weltbekannten, leidenschaftlich eigennützigen Politik, die auf ihre Stärke poche, der Macht vor Recht gehe, der die Sucht nach unerlaubtem Gewinn und der unersättliche Trieb nach Erweiterung keine Ruhe lasse, die sich angewöhnt habe, aus bloßer Kriegsraison ohne Grund mit Feuer und Schwert über Nachbarn und Mitstände herzufallen, damit alles in Furcht und Botmäßigkeit gestürzt werde — und wie die Beschuldigungen weiter lauten mochten, in denen zumal der greise Leiter des fränkischen Kreises, der Bischof von Bamberg-Würzburg, Außerordentliches

leistete. Ihm schien es, als sähe Friedrich es mit Fleiß darauf ab, den deutschen Ruhm seiner Vorfahren zu beflecken; so viel sei klar: er wolle wieder einen Kaiser, der nach seiner, wie nach Frankreichs Leier tanze! Der neue Bischof von Konstanz aber, ein Sickingen, fügte als geistliches Haupt im Lande Schwaben eifrig hinzu: von Frankreichs Übergriffen und dem unwiederbringlichen Schaden des Reichs sei Preußen in jedem Betracht die oberste Ursache. Nun freilich dürfte es sein Betragen leicht bereuen; denn das Reich habe hinlänglichen Grund, sich zur Erzwingung einer Satisfaktion für und mit Österreich in Bewegung zu setzen. So unzweifelhafte Aussicht nun auf einen Reichskrieg gegen Preußen derartige Äußerungen auch eröffneten, so konnte doch nach Maßgabe des üblichen Geschäftsganges noch immer geraume Zeit bis zum wirklichen Anfange desselben verstreichen. Kein Wunder daher, daß Maria Theresias Ungeduld sich damit nicht begnügen wollte. Indem sie sich gen Frankfurt aufmachte, um die Salbung ihres Gemahls durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, unterließ sie nicht, bei ihrem Schwager Karl, dessen Erfolg bei Simbach einst den Glanz ihrer eigenen Prager Krönung erhöht, für diesmal zur Feier des Tages ausdrücklich einen Sieg über König Friedrich zu bestellen [1]).

Der Prinz von Lothringen, dem inzwischen noch die Marschälle Lobkowitz und Arenberg zum Beirat an die Seite geschickt worden, folgte nur mit Widerstreben dem dringenden Ansinnen der Königin, obwohl für das Wagnis einer neuen Offensive jetzt unzweifelhaft günstigere Gelegenheit vorhanden war. Daß Friedrich sich wiederholt unter Berufung auf die hannöverische Konvention bei dem österreichischen Feldherrn wegen eines Waffenstillstandes erkundigte, bewies zur Genüge, in wie unbe-

1) Raumer a. a. O. II, 221. Von den antipreußischen Ergüssen der Reichs- und Kreisfürsten sind die wichtigsten: Köln an Trier, datiert Bonn 24. September, Würzburg an Konstanz, d. d. Würzburg 18. September, Konstanz an Würzburg, Mörsburg 29. September 1745; die ganze Korrespondenz in den Staatsschriften nach Ableben Karls VII.

haglicher Situation er sich befinde. Durch verschiedene Truppenentsendungen, namentlich um das Corps des alten Dessauers zu verstärken, hatte er sein Heer beträchtlich, zuletzt bis auf 22000 Mann, vermindert. Zugleich zwang ihn die täglich wachsende Schwierigkeit der Ernährung, sich allmählich nordwärts näher an die Grenze Schlesiens heranzuziehen. So schlug er gegen Ende September in dem von Berg und Wald durchschnittenen Landstrich zwischen der Aupa und oberen Elbe beim Dorfe Staudenz südlich von Trautenau sein Lager auf, umschwärmt und belästigt, wie immer, von den leichten Völkern des Feindes. Durch den umsichtigsten unter den Anführern der letzteren, General Nadasdy, erfuhr Prinz Karl von dieser, in der rechten, westlichen Flanke ziemlich ungedeckten Stellung der Preußen und marschierte mit seiner Armee, die nach dem Heimzuge des größeren Teils der Sachsen noch etwa 33000 Mann betrug, im Schutze der Wälder geräuschlos zum Zweck eines Überfalls herbei. Eine derartige Kühnheit traute Friedrich dem besiegten Gegner irrigerweise nicht zu, da er den gewaltigeren Willen, der jenen vorwärts trieb, nicht mit in Anschlag brachte. Nur soviel vermochte er durch den Schleier der feindlichen Husarenmenge rechtzeitig zu erkennen, daß das österreichische Heer überhaupt mit einer nördlichen Bewegung beschäftigt sei. Um dadurch nicht von den schlesischen Pässen abgedrängt zu werden, setzte er selbst den Aufbruch der Seinen in gleicher Richtung auf den 30. September fest. Eben an diesem Tage jedoch, um 5 Uhr morgens, als er gerade den Offizieren in seinem Zelte nähere Anweisungen für den vorhabenden Marsch erteilte, erhielt er die Nachricht und alsbald durch eigenen Augenschein die Gewißheit, daß auf dem Höhenzuge, der eine Viertelmeile westlich von seinem Lager hinter Burkersdorf sich von Norden nach Süden erstreckte, die Armee des Feindes in Schlachtordnung versammelt sei. Statt zum Abzug schlug die Trommel zum Streite. Denn weder die Übermacht, noch die furchtbare Position der Gegner schreckte den König davon ab, im Augenblick den einzig rettenden Entschluß zu fassen. Aus dem Überraschten ward er zum Angreifer, und

man darf hinzufügen: moralisch wenigstens eben dadurch alsbald zum Sieger.

Die Österreicher nämlich hatten ihren Plan zumeist auf die bestimmte Erwartung gebaut, durch ihr bloßes Erscheinen auf diesen beherrschenden und, wie sie meinten, unerstürmbaren Höhen die Preußen in die mittlerweile durch Irreguläre besetzten und verhauenen Engwege des Gebirges hineinzuscheuchen, um sie daselbst, mit überlegener Wucht nachdringend, zu vernichten. Darauf jedoch, daß Friedrichs kleines Heer sich mitten im Granatfeuer, dessen Schüsse bisweilen zehn Pferde auf einmal hinrafften, mit einer großen Viertelschwenkung ihm entgegenwenden würde, war der Prinz von Lothringen so wenig gefaßt, daß er gänzlich versäumte, was auch jetzt noch ein leichtes gewesen wäre, dies verwegene Manöver, etwa durch eine allgemeine Reiterattaque, im Werden zu zerstören. Und wie der Oberbefehlshaber durch den genialen Streich seines Gegners, so wurden auch die österreichischen Truppen zum Teil geradezu gelähmt durch den Anblick der unerhörten Tapferkeit, mit welcher die preußischen Soldaten dem Befehl ihres Königs nachkamen; ein paar Kavallerieregimenter haben sich auf jener Seite durchaus geweigert, zum Einhauen vorzurücken. Eben mit einem Reitergefechte begann am Nordende der Walstatt der Nahkampf. Die preußischen Kürassiere, Gendarmen und Husaren, geführt vom Feldmarschall Buddenbrock und General Goltz, wiesen dort einen kurzen Vorstoß der Österreicher rasch zurück, jagten ihnen bergan mit aller Gewalt nach, warfen das erste Treffen aufs zweite, dies aufs dritte und endlich alle zusammen — im ganzen einige 50 Schwadronen — die rückwärtigen Abhänge hinunter, wo sie bald im Gehölz auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Der linke österreichische Flügel war fortan von Kavallerie entblößt; doch besaß er noch den stärksten Halt an einer großen Batterie auf der ansehnlichsten Kuppe des Höhenzuges, gegen welche das preußische Fußvolk mit äußerster Todesverachtung hinaufstieg. Die ersten Bataillone mußten in der That nach fürchterlichem Verlust, auch an namhaften Offizieren, wieder umkehren, verfolgt von Grenadieren, die den Namen

Maria Theresia schon als Siegesgeschrei ausriefen. Allein eine zweite Linie preußischer Infanterie nahm die Weichenden auf; sie drangen abermals hinan, eroberten die Anhöhe mitsamt dem Geschütz und trieben das Fußvolk des Feindes hinter seinen Reitern drein den jenseitigen Waldgründen zu. Mit der völligen Bewältigung des linken Flügels der Österreicher, welcher die bedrohlichste Stellung innegehabt, war so das schwerste Stück Arbeit gethan. Auf dem rechten wiederholten sich, nachdem die Preußen im Zentrum einen Angriff auf Burkersdorf mit Erfolg abgeschlagen, im ganzen die nämlichen Scenen, wiewohl in etwas geringerem Maßstabe. Auch hier im Süden hielt die österreichische Kavallerie nicht stand; auch hier gab es, wenn auch minder steile Böschungen und eine kleinere Batterie, so doch ein desto hitzigeres Gewehrfeuer, zumal der sächsischen Bataillone, zu überwinden. Es zeichnete sich dabei der schon bei Hohenfriedberg thätige Ferdinand von Braunschweig an der Spitze der Garden in einem Augenblick der Not als ein Mann der Zukunft zum erstenmal besonders aus. Am Ende kamen auch die siegreichen Schwadronen vom rechten preußischen Flügel herüber und halfen ihren Kameraden auf dem linken die letzte Gegenwehr der österreichischen Infanterie brechen, welche gerade dort eine Anzahl Fahnen und viele Gefangene verlor. Der Ausgang war überall der gleiche: von einer Kuppe zur anderen ward der Feind vertrieben. Die Preußen drängten ihn in südwestlicher Richtung bis über das Dorf Soor hinaus, von dem die um 11 Uhr nach fünfstündigem erbittertem Blutvergießen ausgerungene Schlacht ihren ruhmvollen Namen behalten hat [1]).

Während der Kampf noch tobte, war von Osten her Nadasdy mit mehreren tausend Husaren, Kroaten und polnischen Ulanen im Rücken der Preußen aufgetaucht. Wohl war er in der Lage, verhängnisvoll in den Gang der Dinge einzugreifen,

1) Polit. Korresp. IV, 290 ff. Hist. d. m. temps, p. 394 sqq. Vgl. Droysen, Friedr. d. Gr. II, 555 ff. Arneth, Maria Theresia III, 113 ff.

hätte dies spitzbübische Gelichter der Versuchung widerstehen können, das leer gefundene Lager zu plündern und zu verwüsten. Das ganze preußische Gepäck nebst der allerdings schmächtigen Kriegskasse fiel in ihre unsauberen Hände. Auch der biedere Eichel geriet mit des Königs Kanzlei, von der er indes die wichtigsten Papiere noch rechtzeitig zerriß, in Gefangenschaft. Die zahlreichen Unbequemlichkeiten, die sich aus alledem eine Zeit lang für Friedrich ergaben, wollten jedoch nur wenig besagen gegenüber der Gefahr, die durch jene Wendung vermieden worden. Viel schmerzlicher war der Verlust an wackeren Streitern, der sich im ganzen auf 3300 Verwundete und Tote bezifferte; von Offizieren und Soldaten der Infanterie war je der vierte Mann erlegen oder kampfunfähig geworden. Immerhin gewährte es einen ehrenvollen Trost, daß der stärkere Feind in seiner überragenden Position nichtsdestoweniger ungefähr achthalbtausend Mann, worunter mehr als 3000 Gefangene, eingebüßt und an Trophäen 8 Fahnen und 19 Geschütze dem Sieger überlassen hatte. Allein wie sehr würde man irren, wollte man in dieser äußerlichen Schlußberechnung den erschöpfenden Ausdruck für den Wert der beiderseitigen militärischen Leistung erkennen! Unendlich schwerer als jenes Ergebnis wog die Art, wie in dieser wildesten aller bisherigen Schlachten Friedrichs Heer mit grenzenloser Hingebung die heikelste Aufgabe meisterhaft gelöst. Gänzlich unvorbereitet hatte es an jenem Herbstmorgen mit seinem Blute gleichsam das schwierigste Extemporale der Kriegskunst und des Heldentums so gut wie fehlerlos ins Buch der Historie geschrieben. Welche strengere Prüfung konnte ihm hiernach künftig noch bevorstehen? Oder wer wollte es dem Könige verdenken, wenn er aufs neue die ernste Hoffnung faßte, daß man ihn und die Seinen mit weiteren Prüfungen überhaupt verschonen werde? Räumlich zwar hatte der glorreiche Strauß ihm nichts eingetragen: nachdem er ein paar Wochen hindurch die Gegend von Trautenau und Schatzlar kahl gezehrt, wandte er sich, wie zuvor bestimmt gewesen, noch im Oktober ruhig nach Schlesien zurück. Aber sollte nicht der moralische Erfolg den strategischen da vollauf ersetzen können,

wo der Sieger selbst für nichts anderes gestritten, als für den Frieden und die Anerkennung seines Besitzstandes? Was im früheren Kriege der Tag von Chotusitz vermocht, mußte das nicht erst recht dies neue Zusammentreffen bewirken, welches nach dem eigenen Bekenntnis der Lothringers eine gründliche Niederlage der österreichischen Waffen in sich schloß?[1] Allein es gab in Österreich einen Willen, der das Schwert dieser Macht an Härte weit übertraf. Maria Theresia hatte die Schlacht bei Soor befohlen; Maria Theresia fand, daß auch nach dieser Schlacht des Blutvergießens nicht genug sei. Man möchte bedauern, daß es ihr nicht möglich war, wie sie begehrte, selbst gegen Friedrich hinauszuziehen: der eigene Anblick der Schlachtfelder, welche ihr unbeugsamer Sinn mit nutzloser Todessaat bestellte, hätte ihr vielleicht zur Lehre, jedenfalls zur Strafe gedient. In jenem Moment aber ward die Stimme der Menschlichkeit, soweit sie sich etwa auch ohnedies im Herzen der Königin meldete, durch den Festjubel der Frankfurter Kaisertage vollends übertäubt.

Der feierliche Einzug des Erkorenen, der die erwünschte Botschaft in Heidelberg empfangen, geschah am 25. September 1745; am 4. Oktober fand die Krönung statt. Die rasche Wiederkehr des wunderlich großartigen Schauspiels forderte natürlich zu Vergleichen heraus. Ohne Frage ward der Glanz von 1742 im ganzen diesmal nicht erreicht. Es fehlten nicht bloß die Belleisle und Montijo; auch nach dem märchenhaften Luxus, welchen einst Klemens August entfaltet hatte, schaute man vergebens aus, da außer dem Mainzer zunächst nur der Kurfürst von Trier persönlich zugegen war. Zudem sah man so manchem Staatsrock an, daß er nun schon zum zweitenmal paradierte. Die Teuerung aller Zufuhr aus dem so lange kriegerisch ausgesogenen Umlande machte sich unangenehm fühlbar. Eben im Hinblick auf die Zeitläufte hatte Kurmainz selber ausdrücklich zur Einschränkung aufgefordert. Der Reichserbmarschall Graf Pappenheim bat wegen unerschwinglicher

1) Arneth, Maria Theresia III, 434.

Amtsauslagen das Kurkollegium kläglich um eine Gratifikation. Bettel und Trinkgeldwesen machten sich überhaupt bei vornehm und gering womöglich noch breiter als sonst; Gnadenketten, Schau- und Denkmünzen wurden mit einer keineswegs durchaus idealistischen Genugthuung gewogen, gezählt und eingestrichen. Fielen doch sogar der Wiener Regierung die allerdings kolossalen Unkosten der wieder einstudierten Mysterien des heiligen Reichs überaus empfindlich zur Last. Allein das Haus Österreich durfte sich bei solchem Anlaß nicht lumpen lassen. In der That mußte man einräumen, daß der lothringische Kaiserhof den wittelsbachischen entschieden übertrumpft habe. Patriotische Lobgedichte wurden mit 30 Dukaten und darüber pro Stück bezahlt [1]). Und im Grunde floß ja der deutsche Wein auf die Gesundheit Franz' I. für englisches Gold, wie vordem auf die Karls VII. für französisches. Vor allem eins jedoch verlieh der gegenwärtigen Feier einen Schimmer, wodurch sie nicht allein die jüngst vergangene überstrahlte: die Anwesenheit Maria Theresias.

Kein Bedenken hatte die Königin von dem festen Entschluß zur Reise nach Frankfurt abbringen können. Vorgerückte Schwangerschaft bildete kein Hindernis für sie, wo es galt, den Ehrentag ihres geliebten Gatten durch unmittelbar teilnehmende Freude zu verklären. Allein auch die ökonomischen Sorgen mußten schweigen gegenüber dem öffentlichen Interesse, dem das Unternehmen hauptsächlich gewidmet war. Denn es galt, sozusagen einen Staatsstreich der Liebenswürdigkeit auf das Herz der Reichsbürger zu führen; was die Ungarn wiederholt erfahren, durfte man nun endlich auch die Bayern, Schwaben und Franken fühlen lassen. Und im vollsten Maße ward dieser Zweck erreicht; um so sicherer, je weniger die derbe Grazie echt oberdeutscher Frauennatur, um in verwandter Umgebung zu gefallen, noch eines besonderen Aufwandes von fürstlich politischer Koketterie bedurfte. Selbst auf dem Hin- und

1) Moser, Lebensgeschichte II, 42ff. Derselbe, Von dem römischen Kaiser, S. 318ff. 351. 356f.

Rückwege übte schon die flüchtige Erscheinung der Königin auf die Bewohner von Passau, Regensburg, Nürnberg, Würzburg und Ulm ihre Wirkung aus. In Frankfurt gar vernahm noch die folgende Generation aus einer Fülle anmutiger Überlieferungen einen Nachhall der reizenden Gemütlichkeit, welche die heiter-lebendige Herrscherin um sich verbreitet hatte. Die Männer rühmten ihre Schönheit, die Weiber wurden durch den Anblick ihres Eheglücks erbaut; selbst das niedere Volk fand froh erstaunt in ihrem ungezwungenen Betragen sein eigenes Wesen wieder. Wie romantisch war sie nicht auf dem Mainschiff bei Aschaffenburg mit dem Gemahl zusammengetroffen! Wie allerliebst nahm es sich aus, als sie bei seinem Einzuge vom Balkon des Gasthofes zum römischen Kaiser, oder am Tage der Krönung vom Fenster des Hauses Frauenstein am Römer ihn mit Händeklatschen und Vivatruf begrüßte, oder mit dem Taschentuche winkend die Menge zum Beifall herausforderte! Und wie hinreißend lustig war sie endlich, als er ihr bei der Rückkehr vom Dom Reichsapfel, Scepter und Kaiserhandschuh emporwies, über dies närrische Zeug von gespenstischen Kleinodien in unendliches Lachen ausgebrochen [1])! Scheint nun hieran auch der Reichsverehrer von striktester Observanz keinen Anstoß genommen zu haben, so erweckte doch andererseits vielfaches Bedauern und Befremden die Thatsache, daß die Königin, was noch niemals bei persönlicher Gegenwart einer Kaisersgattin vorgekommen, sich der eigenen Krönung durchaus nicht unterziehen mochte. Selbst im Publikum fühlte man durch, daß für diese Weigerung ihre gesegneten Umstände lediglich den Vorwand abgaben. Ihr wahres Motiv, bei weitem merkwürdiger, als die Unterlassung der Zeremonie an sich, bestand vielmehr darin, daß sie in der letzteren eine reine Komödie

1) Für diese Dinge ist „Dichtung und Wahrheit" unsere vornehmste Quelle (Goethes Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand XXIV, 29. 307 ff. 319), welche, wie es sich auch mit dem einzelnen Faktum verhalten möge, jedenfalls die Frankfurter Tradition, auf die es hier ankommt, reinlich wiedergiebt.

erblickte, welche zu spielen sie halb ehrlich, halb stolz verschmähte [2]).

Maria Theresia dachte in diesem Punkte sehr ähnlich ihrem verhaßten Gegner Friedrich II. Nicht zwar, wie ihn, die väterliche Erziehung, wohl aber die Schule der Not und zugleich von innen her die einfache Tüchtigkeit ihres Wesens hatte auch sie frühzeitig gelehrt, jene fürstliche Putzsucht, die seit einigen Menschenaltern das deutsche Staatsleben entstellte, von ganzem Herzen zu verachten. Überall schätzte auch sie Form und Zeichen nur so weit, als ihnen ein sachlicher Gehalt entsprach. In gewissem Sinne übernahm sie daher jetzt unbewußt die nämliche Rolle, in welcher die diesmal abwesende brandenburgische Kurgesandtschaft vor drei Jahren durch ihre Prunklosigkeit unscheinbar geglänzt. Allein die Königin folgte bei ihrem Verhalten daneben noch einer sehr anders gearteten Empfindung. Eines Hauptes, welches die männlichen Realkronen von Ungarn und Böhmen trug, erachtete sie das bloße Zierdiadem einer römischen Kaiserin nicht für würdig. Umsonst machte sie ihr Hofkanzler, Graf Ulfeld, darauf aufmerksam, daß sie damit zum mindesten alle die vor den Kopf stoßen werde, die bei übrigens gut österreichischer Gesinnung doch den Wiener Hof des Hochmuts zu zeihen pflegten. Von diesem, durch hundertjährige Gewohnheit befestigten Gefühl der Erhabenheit ihres Hauses über die anderen Fürstengeschlechter Deutschlands war sie selbst in der That beseelt und gab sich zumal denjenigen Ständen gegenüber, mit welchen sie politisch unzufrieden war, durchaus keine Mühe, ihr stolzes Mißfallen durch Herablassung zu verbergen. Kritische Beobachter fanden, daß sie, die sich in bürgerlichen Kreisen so populär zu machen wußte, deutsche Reichsfürsten wie Unterthanen behandle; ihr Benehmen gegen Wilhelm von Hessen, den sie seinen Anteil an der Frankfurter Union

1) Moser, Von dem römischen Kaiser, S. 656, wo Enttäuschung und Verstimmung des Publikums deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen ist. Vgl. Arneth, Maria Theresia III, 105 ff. 429 f. Hist. d. m. temps, p. 387.

entgelten ließ, bezeichnete man sogar als grob. Der charakterlose Klemens August, der sich gleich nach der Krönung zu persönlicher Aufwartung einfand, verdiente freilich in sittlicher Hinsicht keinerlei Ehrenbezeigung; wie nahe hätte es indes von jedem anderen Standpunkt aus gelegen, ihm nach Wunsche zu begegnen! Statt dessen kam ihm nicht bloß die öffentlich gefallene Äußerung zu Ohren: man wäre auch ohne das kölnische Votum fertig geworden; nein, auch seine persönliche Aufnahme war derart, daß er ohne Abschied noch Anzeige bei Nacht und Nebel wieder von Frankfurt abfuhr. Nach Jahren noch hörte ihn ein hannöverischer Diplomat in peinlicher Erinnerung an jene Auftritte mit tiefster Indignation den Ausruf thun: die Königin von Ungarn hätte besser gethan, von der Kaiserkrönung gänzlich wegzubleiben! Wer endlich hatte mit zäherer Treue unter mannigfachen Unbilden an der Sache Habsburgs gehangen, als Franz Georg von Trier? Auch er jedoch hat mit einer Fehlbitte den neuen Reichshofhalt verlassen [1]).

1) Die den Kölner Kurfürsten betreffenden Notizen — Ennen (Stadt und Kurstaat II, 274) zeigt sich hier mangelhaft unterrichtet — entstammen einem Berichte des Generalmajors v. Borch, hannöverischen Spezialbevollmächtigten bei Klemens August, datiert Bonn, 8. August 1750 (Hann. Arch.). Es ist kaum zu viel gesagt, daß der damalige Versuch Georgs II., Köln für die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige zu gewinnen, in erster Linie an diesem unverwindlichen Ärger des Kurfürsten über das Benehmen Maria Theresias in Frankfurt gescheitert ist. Mit welchem Unrecht verdächtigt also Arneth (Maria Theresia III, 431, Note 27) die verwandten Nachrichten Friedrichs (Hist. d. m. temps, p. 387), denen wir u. a. die Bemerkung über Hessen entnommen haben, als Erdichtungen und gründet darauf gar einen allgemeinen Angriff auf die Zuverlässigkeit der Zeitgeschichte des Königs! Sein einziger Beweis ist ein allgemein gehaltenes Referat des Venetianers Erizzo, der dem Wiener Hofe nach Frankfurt gefolgt und dort natürlich nicht der Mann war, bei welchem deutsche Reichsfürsten ein Bekenntnis ihres Mißvergnügens ablegten. Die heitere Oberfläche der Dinge spiegelt dabei der Bericht des Italieners, ähnlich den Erzählungen Goethes, ohne Zweifel richtig. Friedrich selbst bezieht sich ausdrücklich auf seine Émissaires fidèles à Francfort. Muß man denn aber wirklich das Ehrendenkmal der einen unserer großen Gestalten durchaus mit den Spolien der anderen ausschmücken? —

Über die Kaiserin, wie Maria Theresia fortan auch ohne Krönung genannt ward, scheinen wir fast mit den Frankfurter Enthusiasten von 1745 den Kaiser selber aus den Augen verloren zu haben. Läge nur nicht gerade darin, selbst abgesehen von der Differenz der persönlichen Anziehungskräfte, das allergerechteste historische Urteil über die Bedeutung des Ereignisses vom 4. Oktober jenes Jahres! Denn auch an diesem Tage war Franz I., wie er im fragwürdigen lothringischen Herzogsmantel, auf dem Haupte die Theaterkrone von Jerusalem, zur Kirche ritt [1]), nicht mehr und nicht weniger, als der Mann der Königin von Ungarn. Daß er auch hernach, als er im Kaiserornat zu Fuße wieder herausschritt, nur äußerlich verwandelt sei, daß er auch fürderhin während seiner ganzen sogenannten Regierung sich auf den schätzbaren Müßiggang des Gatten einer Primadonna, gleichsam hinter den Coulissen der Weltbühne, beschränken werde, mochten einsichtige Physiognomen vielleicht schon damals von den langweilig noblen, behäbig regelmäßigen Zügen seines Antlitzes ablesen. Wir aber müssen hinterdrein in dieser Thatsache ein weiteres Stadium in dem heilsamen Prozesse der Auflösung des alten Reiches erkennen, welcher die eine, negative Seite der deutschen Staatsentwickelung im 18. Jahrhundert gebildet hat. Wer hätte glauben sollen, daß der Nachfolger Karls VII. diesen Vorgänger noch an kaiserlicher Nichtigkeit übertreffen könne? Und dennoch ist dem also gewesen: der Kaiser als Landstreicher trug trotz alledem kein so ganz winziges Maß von geschichtlicher Selbständigkeit in sich, wie der Kaiser als Bedienter. Was vorher in den Zeiten wirklicher Personalunion zwischen der österreichischen Monarchie und der deutschen Oberherrschaft noch stets wenigstens leicht verhüllt geblieben, das trat nun seit der ehelichen Auseinandersetzung

Das Begebnis mit Trier berührt, auf eine gute Quelle deutend, Moser, Lebensgeschichte II, 45, wo die Zeitangabe verbietet, an die von demselben (Von dem röm. Kaiser, S. 349) erwähnte „politische Unpäßlichkeit" des Kurfürsten am Krönungstage selbst zu denken.

1) Arneth a. a. O. III, 106 ff. Moser, Von dem röm. Kaiser, S. 321. 333.

jener beiden Funktionen in erschreckender Nacktheit ans Licht: daß die Reichspolitik des Wiener Kaisertums eine niedere Hausarbeit in der Livree von Habsburg sei. Franz I. war dazu bestimmt, durch die einzige namhafte Reichshandlung, die er überhaupt vollbracht hat, durch die Beteiligung am siebenjährigen Krieg im Gehorsam der Herrin von Österreich, dies erbärmliche Verhältnis in einer für das Ehrgefühl des Vaterlands unvergeßlichen Weise darzustellen. Da er hierbei außerdem um kein Haar breit nationaler verfuhr, als der Verstorbene, da ihm endlich der menschlich versöhnende Hauch des Unglücks fehlt, der uns vorm Bilde Karls VII. tragisch anweht, so wird man den abschüssigen Fortschritt von dem Kaisertum des einen zu dem des anderen nicht leugnen können. Die Krone des Wittelsbachers erscheint im Andenken unserer Geschichte zumeist als eine traurige Qual für Deutschland, die des Lothringers in erster Linie als ein Gegenstand drückender Beschämung.

Nichtsdestoweniger ward natürlich das neue Regiment von allen denen mit Genugthuung begrüßt, welchen an der Restauration der früheren Zustände gelegen war. In den meisten Fällen ward bei der letzteren auch in persönlicher Beziehung rücksichtslos Schicht gemacht. Denn nur ein so wetterkundiger Schiffer wie der alte Seckendorff vermochte sein Segel abermals einfach umzulegen: er beugte sich in Frankfurt vor der Gnade des neuen Kaiserpaares und ward als Gouverneur von Philippsburg bestätigt, an dessen Mauern, die an Schadhaftigkeit seinem eigenen Charakter glichen, er noch vorm Jahr gegen den Angriff der Ungarn eine Stütze gesucht. Sonst ward der Reichsvizekanzler Karls VII., Graf Königsfeld, durch seinen Vorgänger Colloredo wieder abgelöst; dem Reichstage präsentierte sich nach dreijähriger Pause der Fürst von Fürstenberg aufs neue als Prinzipalkommissar. Selbst beim Reichshofrat, der sich jetzt in Wien mit seinen vielumstrittenen Akten nach langer Trennung zusammenfand, nahmen in den alten Lehnstühlen neben frischen Kreaturen von Österreich die noch übrigen Veteranen aus der Zeit vor 1740 Platz. Daß auch Graf Wurmbrand, welcher bei dieser Behörde im ganzen über

ein halbes Jahrhundert zugebracht hat, die Präsidentenwürde zurückerhielt, erweckte bei solchen, die es mit der Justiz ernst meinten, die schwersten Bedenken. Dagegen erregte es allseitige Freude, die größte natürlich in Regensburg selbst, daß man den Reichstag alsbald auf diesen seinen ehrwürdigen Ruheposten heimgeführt sah. Man schlug infolge dessen eine Medaille zum Ruhme der Providenz des Augustus, auf deren Geheiß im Hintergrunde Merkur, mit einem Schlüssel bewaffnet, der so lange gesperrten Pforte der Ratsgemächer zuflog. Noch Jahre hernach erblickten die Reichspublizisten in dieser Wiederaufnahme zu Regensburg eine theoretisch höchst willkommene Epoche in dem tristen Einerlei der endlosen Geschichte der Versammlung [1]).

So entschieden indes alles in die vorigen Geleise wieder einlenkte, so verstanden sich doch, wie bei jedem Thronwechsel, gewisse scheinbare Anläufe zu Reformen von selbst. Ja der erste hannöverische Wahlgesandte, Freiherr von Münchhausen, überreichte sogar, doktrinär und bevormundungssüchtig zugleich wie die Art dieser Herren war, Franz I. ein eigens bestelltes Gutachten Johann Jakob Mosers über die von dem neuen Kaisertum zur Beglückung Deutschlands einzuschlagenden Wege. Wie bescheiden aber lauteten selbst unter so überaus günstigen Umständen die Wünsche und Ratschläge des patriotischen Juristen! Unparteiische Rechtspflege und friedfertige Behandlung der Religionsverhältnisse wurden anempfohlen; im übrigen wolle das Reich mit Liebe regiert werden: von alledem, was voraussichtlich auf den Widerspruch mächtiger Stände stoßen könne, sei es besser von Haus aus abzustehen. In der That begnügte sich der Kaiser damit, die bereits geraume Zeit her schwebenden Fragen der beständigen Wahlkapitulation, der Kammergerichts-Visitation und der Münzordnung von neuem beim Reichstag anzuregen, welcher zu ihrer Erledigung freilich auch diesmal

1) Lebensbeschreibung Seckendorffs II, 376ff. Pütter, Historische Entwickelung der Staatsverfassung III, 42ff. Moser, Lebensgeschichte II, 44. Adelung, Staatsgeschichte V, 159. Örtel, „Reichstagsdiarium von 1745—1765“ (Regensburg 1766), Vorbericht.

keine eiligere Anstalt traf. Nur eine einzige Angelegenheit ward mit wirklichem Eifer in die Hand genommen: die der Reichssekurität oder, ehrlich gesagt, der Hereinziehung der Stände in den von Österreich geführten Krieg. Gleich die erste, wenige Tage nach der Krönung an die Versammlung gebrachte Vorlage des Kaisers forderte zu diesem Ende unverzüglich allgemeine Rüstung auf den Fuß zum mindesten des Triplums, Mobilmachung, Aufbruch zum Schutz der Grenzen, sowie endlich Ergreifung gemeinsamer Maßregeln zur Herstellung der Sicherheit auch im Inneren. Der Hast des Antrags entsprach die höchst ungewöhnliche Geschwindigkeit der Verhandlung. Vor allem im Fürstenrate spürte man die wiederhergestellte Direktion Österreichs, dessen tonangebende Stimme noch durch das Echo des Idealvotums von Lothringen-Nomeny verstärkt ward. Was Karl VII. in ganzen Jahren nie gelungen, brachte Franz I. in einigen Wochen glatt zustande: mit imposanter Einigkeit erklärten sich sämtliche Kollegien im verlangten Sinne. Die Versicherung defensiver Tendenz, die sie dabei abgaben: daß die Reichsarmatur zu niemandes Beleidigung dienen solle, hatte wenig auf sich. Ganz ebenso ferner wie beim Reichstage glückte es der kaiserlichen Politik gleichzeitig bei den fünf vorderen Kreisen. Jetzt endlich thaten sie sich wirklich zusammen und beschlossen, des vereinzelten pfälzischen Widerspruchs ungeachtet, sogar eine Quadrupelbewaffnung, die sich im ganzen auf etwa 30000 Mann belief [1]). Was man offiziell Reichsruhestand zu nennen beliebte, schien so für baldige Zukunft zuverlässig verbürgt. Räumen wir die täuschende Phrase hinweg, so ergiebt sich, daß man vielmehr damit umging, den deutschen Bürgerkrieg ins Unabsehbare zu verlängern.

Denn so gewiß die Mehrzahl der kleineren Reichsstände bei diesen Beratungen und Beschlüssen den Rhein und Frankreich im Auge hatte, so unzweifelhaft zielte Österreich damit auf

1) Moser, Lebensgeschichte II, 42ff. Adelung a. a. O. V, 158f. 281f. Alle Reichs- und Kreissachen von der Krönung bis Ende 1745 ausführlich in: Staatsschriften unter Kaiser Franz, I, 225—816.

Preußen und die Oder. Weder der Wortlaut des kaiserlichen Kommissionsdekretes selbst, noch die Äußerungen der österreichischen Komitialgesandten in der Debatte ließen es an bedeutsamen Winken nach dieser Richtung hin fehlen. Und konnte es wohl ein dringenderes Geschäft, als die Rückeroberung Schlesiens, für das restaurierte habsburgische Kaisertum geben, wenn das letztere ohne den Besitz jener Provinz nach Maria Theresias eigenem Geständnis überhaupt nicht zu bestehen vermochte? Auch die kurfürstliche Majorität indes beobachtete zu dieser Zeit eine ausnehmend preußenfeindliche Haltung. Wie stumpfsinnig hatte man ehedem die beleidigenden Angriffe des Wiener Hofes auf die Krone Karls VII. hingenommen! Jetzt sah sich Franz I. durch seine Wähler direkt aufgefordert, dem Proteste von Pfalz und Brandenburg gegenüber seines Amtes zu walten; sie verhießen, ihn dabei sofort nach bestem Vermögen treulichst zu unterstützen. Auf die Beschwerde Sachsens über den Landfriedensbruch, den Preußen durch seine bloße Kriegsdrohung begangen haben sollte, richteten die Kollegen eine Abmahnung an Friedrich, welche schon deshalb uneröffnet zurückkam, weil in der Aufschrift der schlesische Titel des Königs weggelassen war; eine preußische Gegeneingabe machte keinen Eindruck. Man erstaunt, trotz der damaligen Gesinnung der britischen Regierung auch Hannover mit an diesem Strange ziehen zu sehen; allein die zwei politischen Seelen in der Brust König Georgs schienen eben wieder einmal von entgegengesetzten Gefühlen und Absichten eingenommen. In der Sekuritätssache zwar kehrte das hannöverische Votum loyalerweise seine Spitze ausschließlich gegen Frankreich. Im nämlichen Moment aber bestritt Hannover nicht nur im Fürstenrate die Aufnahme einer preußischen Stimme für Ostfriesland, sondern bewog auch die kurfürstliche Mehrheit zu dem gehässigen Antrage, daß der durch das bayerische Vikariat vollzogenen Belehnung Friedrichs mit jenem Fürstentum allein unter allen ähnlichen, im Interregnum geschehenen Akten die durch die Wahlkapitulation bedungene Bestätigung vom Kaiser versagt werde. Nach derartigen Proben ließ sich offenbar von hannöverischer Seite kein

ernstes Hindernis erwarten, wenn es sich etwa darum handelte, mit Reichsacht und Exekutionskrieg gegen Preußen vorzugehen. In unverblümtester Sprache erhob bereits die österreichisch gesinnte Presse zu solchem Behuf ihr Kampfgeschrei. Eine unmittelbar nach der Krönung verfaßte Flugschrift erklärte die pragmatische Sanktion für eins der Grundgesetze des deutschen Reichs. Man müsse deshalb, wie Lothringen dem Kaiser, so der Kaiserin Schlesien wiederschaffen: weder Frankreich noch Preußen dürfe den Österreichern auf dem Nacken sitzen bleiben. Beide gleichzeitig zu überwältigen, werde keineswegs unausführbar sein, da Frankreich ermattet sei, Preußen dagegen überhaupt keine natürliche, aus seinem eigenen Boden erwachsene Macht besitze. Seine Schwäche werde an den Tag kommen, sobald man ihm erst entzogen, was es von außen erborgt und zusammengerafft. Wohlan denn also: man versammle nur alle möglichen Kräfte und gehe diesen hochmütigen, frechen und mutwilligen Feinden herzhaft unter die Augen! [1])

Welche Aussichten thaten sich da vor Friedrichs Blicken auf, als er nach Frieden lechzend am 1. November aus dem Feldlager endlich in seine Hauptstadt zurückgekehrt war! Erst jetzt aber sollte er den vollen Umfang der ihn bedräuenden Gefahren kennen lernen. Drei Tage nach seiner Ankunft übergab ihm der russische Gesandte eine Note, worin die Zarin erklärte, sie sehe sich durch das preußische Manifest gegen Sachsen genötigt, dem letzteren Bundeshilfe zu leisten. Die sächsische Beteiligung an der Invasion Schlesiens bilde keine Entschuldigung für Preußen, da zuerst von diesem der Breslauer Friede gebrochen worden. An 15000 Mann von den in Livland stationierten russischen Truppen erging in der That der Befehl zur Mobilmachung; eine Nachricht, welche Friedrich keineswegs leicht nehmen zu dürfen meinte. Unmittelbar darauf erhielt

1) Moser, Von dem röm. Kaiser, S. 262f. Preuß. Staatsschr. I, 699ff. Adelung a. a. O. V, 156f. 185ff. „Unparteiische Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des teutschen Reichs nach vollzogener Kaiserkrönung", Staatsschr. unter Kaiser Franz, I, 433ff.

er die Gewißheit, daß zwischen Frankreich und Österreich, was er bisher nicht hatte glauben wollen, Unterhandlungen im Gange seien. Die hannöverische Konvention bot den Franzosen eine Handhabe, um sich mit einem Schein von Berechtigung von der preußischen Allianz loszumachen. Wie, wenn Österreich durch Abtretungen in Belgien und Italien gar den aktiven Beistand der Bourbonen zum Zwecke der Wiedereroberung Schlesiens, ja der Vernichtung Preußens erkaufte? Selbst wenn sich alsdann England auf Friedrichs Seite schlug, wartete sein nichtsdestoweniger ein Kampf ums Dasein gegen halb Europa. Gleichsam im Zauberspiegel zeigte sich ihm dergestalt verfrüht der Umriß seines dereinstigen Geschicks. Noch vermochte er beim Anblick eines so ungeheuren Schreckbildes mit Recht zweifelnd zu scherzen; denn nur so war es gemeint, wenn er dem Freunde Rothenburg schrieb: nach dem nächsten Frühjahrsfeldzuge werde er vielleicht die Straße nach Avignon, ins Exil der Stuarts, einschlagen. Was ihn ernsthaft quälte, war vielmehr immer noch die ewige Ungewißheit seiner Lage, aus der ihn nun sogar zwei ruhmvolle Schlachttage nicht im geringsten erlöst hatten. Selbst der Sieg schien sich in seiner unseligen Hand in eine fruchtlose Arbeit der Unterwelt zu verkehren; selbst die Mäßigung also besänftigte den Neid der Götter mit nichten. All' seine Tage so hinzubringen in Unruhe, in einer Krisis, die schon anderthalb Jahre währte: das dünkte ihn kein Leben mehr, sondern ein täglicher tausendfacher Tod! Aus solcher Stimmung riß ihn plötzlich die befreiende Botschaft empor, die er einer freundlichen Mitteilung vonseiten schwedischer Diplomaten verdankte, daß seine Feinde in diesem Augenblick heimlich zu einem letzten, wie sie wähnten, überwältigenden Doppelstreiche wider ihn ausholten [1]). Noch einmal in die Schranken gerufen, durfte auch er von neuem auf Entscheidung in seinem Sinne hoffen.

Maria Theresia nämlich fühlte sich längst von ähnlicher Spannung gefoltert; auch sie sprach in ihrem Unmut von

1) Polit. Korresp. IV, 326—337. Preuß. Staatsschr. I, 708 ff.

einem halben Leben, das sie führe, von einer ihrem Staate bevorstehenden Katastrophe. Was sie hierunter verstand, war genau dasjenige, was Friedrich ersehnte: die Erneuerung des Breslauer Friedens. Den vornehmsten Anlaß jedoch zu derartigen Klagen empfing sie, als ihr im Spätherbst Robinson abermals in sehr entschiedenem Tone diesen Schritt als schlechterdings unvermeidlich vorstellte. Dem britischen Kabinette war an der Durchführung der hannöverischen Konvention nunmehr im eigenen Interesse viel gelegen, weil eben jetzt der schottische Aufstand einen bedenklichen Höhepunkt erreicht hatte. Allein andererseits verlor gerade hierdurch die Mahnung Englands bedeutend an Gewicht; die Kaiserin brauchte nicht zu besorgen, daß diese Macht in ihrer gegenwärtigen Situation das verbündete Österreich wirklich von sich stoßen werde. Die wiederholte Drohung, man werde ihr bei fernerer Widerspenstigkeit die Subsidien entziehen, beantwortete sie daher scheinbar gleichgültig, als könne sie solcher Hilfe leicht entraten. Daß sie selbst zuvor den Oktober als äußerste Grenze für ihre Weigerung bezeichnet, wollte sie nun, nach dem Mißlingen des Überfalls bei Soor, ohnehin nicht Wort haben. So viel zwar räumte sie ein, daß ein durchgreifender Erfolg gegen Frankreich und Preußen zugleich sich schwerlich werde erringen lassen; allein sie zog aus diesem Satze die umgekehrte Folgerung, daß man ein Abkommen mit den Franzosen treffen müsse, um Friedrich zu Boden zu werfen. Wie immer, sah sie sich in ihrer Meinung durch Bartenstein bestärkt, dem einige italienische Abtretungen an die Bourbonen als ein wohlfeiler Rückkaufpreis für Schlesien, das wahre Juwel des Hauses Österreich, erschienen. Und so erzielte die britische Intervention auch diesmal lediglich unerwünschte Wirkungen. Auch am Wiener Hofe stellte man jetzt kritische Betrachtungen an über das Doppelspiel Georgs II., der als Kurfürst so eifrig für Österreich gearbeitet, während er als König leider den Anwalt Preußens mache. Man faßte den Plan einer Unterhandlung mit Frankreich nun erst bestimmter ins Auge und gab vor allen Dingen den verlockenden Vorschlägen Sachsens zu

einem Hauptunternehmen gegen Friedrich II. bereitwilliges Gehör [1]).

Daß die sächsische Politik auf der schiefen Ebene, auf welche sie neidischer Haß gegen Preußen hinausgetrieben, in beschleunigtem Zeitmaße weiter herunterglitt, so lange sie nicht auf ein unüberwindliches Hindernis gestoßen: diese Erscheinung lag so sehr in der Natur der Sache, daß wir dafür keineswegs mit König Friedrich in erster Linie nach Gründen persönlicher Verbitterung zu forschen brauchen. Immerhin mochte der letztere mit Fug annehmen, daß er den Grafen Brühl tödlich beleidigt habe, als er in seinem drohenden Manifest vor aller Welt die Meinung kundgegeben: es sei zu dem an Preußen verübten Unrecht die redliche Gesinnung der polnischen Majestät allein durch die nichtswürdige Perfidie ihrer Minister verleitet worden [2]). Eben dies Schriftstück hatte jedoch zugleich dem Dresdener Hof überhaupt aufs deutlichste dargethan, welchen Sturm der Entrüstung er selbst durch seine linkische Feindseligkeit vonseiten des gefürchteten Gegners wider sich heraufbeschworen. War es in der That eine Lebensbedingung für Sachsen, daß Brandenburg von seiner überragenden Höhe so bald wie möglich wieder herabgestürzt werde, so durfte man jetzt am wenigsten innehalten, wo man dasselbe so schwer gereizt, ohne daß es gelungen wäre, ihm in wirksamer Weise Abbruch zu thun. Und hoffnungslos erschien die Fortsetzung des Kampfes nimmermehr; denn wie wenig hatte doch auch Friedrich bisher mit seiner überlegenen Kriegskunst ausgerichtet! Den Sieg von Hohenfriedberg hatte er kaum verfolgt; der von Soor hatte ihm lediglich den Rückzug eröffnet; es waren pyrrhische Lorbeeren, die ihn schmückten. Zumal gegen Sachsen selber hatte er monatelang nichts als zornige Reden ins Feld geschickt: er, dessen Handlungen sonst jeder Ankündigung weit vorauszueilen pflegten! Die echt politische Selbstbeherrschung,

1) Raumer, Beiträge II, 223. Arneth, Maria Theresia III, 122 ff. Arneth, Bartenstein, S. 185. Hist. d. m. temps, p. 404.

2) Hist. d. m. temps, p. 405 sq.

welche seiner Haltung in Wahrheit zugrunde lag, vermochten wohl die meisten Zeitgenossen nicht mit der rücksichtslosen Keckheit seines früheren Vorgehens zu reimen. Den sächsischen Staatsmännern insbesondere legte eigene innere Erfahrung den Irrtum nah, das Zaudern des Feindes als ein Bekenntnis teils der Schwäche, teils der Angst zu deuten. Man mußte daher nur einmal wagen, ihn thatsächlich an der schwächsten Seite zu packen, wie im letzten Vertrage mit Österreich ausdrücklich abgemacht worden: man mußte statt auf die schlesische Peripherie vielmehr auf das Zentrum seiner Erblande den Stoß richten, wo überdies die für Sachsen bestimmten Siegespreise zu holen waren. Vor allem aber galt es, den Moment auszunutzen, wo die endlich erfolgte Erklärung Rußlands sowohl dem Widersacher neuen Schrecken eingeflößt, als dem eigenen Unterfangen sichere Deckung verheißen. Denn von Rußlands Gnaden fühlte sich infolge ihrer Verbindung mit Polen die Dresdener Regierung ebenso abhängig, wie andere deutsche Höfe der Winke Frankreichs oder Englands gewärtig waren. Nicht einmal von einem rein vaterländischen Partikularismus, geschweige denn von einem nationalen Gedanken konnte deshalb bei diesen großsächsischen Tendenzen die Rede sein.

Es war der Herzog von Weißenfels, der Besiegte von Striegau, von dem der erste Entwurf zu einem kombinierten Angriff der Sachsen und Österreicher auf die magdeburgischen und märkischen Provinzen König Friedrichs herrührte; doch ward ihm selbst ein Anteil an der Ausführung nicht beschieden. An seiner Stelle bekam das sächsische Kommando Graf Rutowski, derselbe, der sich vor vier Jahren bei der Erstürmung Prags durch besondere Energie hervorgethan. Von der österreichischen Rheinarmee unter Traun ward Graf Grünne mit 10000 Mann zur Verstärkung der sächsischen Truppen herbeigezogen und fand sich Mitte November an der Elster ein. Hinterdrein hat man es in Wien freilich lebhaft bedauert, nicht lieber gleich die gesamte Streitmacht Trauns, welche in der That seit Erledigung der Wahlsache dem militärischen Müßig-

gange Contis gegenüber entbehrlich war, nach Osten abgerufen zu haben. Dagegen ward von Anfang an dem böhmischen Heere des Prinzen von Lothringen eine Hauptrolle bei der großen Aktion zuerkannt. In aller Stille schob sich dasselbe allmählich nach der Lausitz vor, um von dort aus der preußischen Armee, die in Schlesien stand, den Weg nach den Marken zu versperren, bis die Sachsen mit der Eroberung der letzteren, vor allem mit der Einnahme der preußischen Hauptstadt, ins reine gekommen. Zuguterletzt, so hoffte man, mochten sich dann die Verbündeten, vielleicht in der Gegend von Frankfurt an der Oder, zu einem gemeinsamen Entscheidungsschlage die Hand reichen. Nicht ohne mehrfache Schwankungen hatte man endlich über diese Grundzüge der Unternehmung ein genügendes Einverständnis erzielt, als plötzlich eine Botschaft aus Petersburg noch einmal alles ins Ungewisse rückte. Denn Zarin Elisabeth hielt auch jetzt an jener mehrfach geltend gemachten Unterscheidung zwischen Schlesien und den angestammten preußischen Landschaften ausdrücklich fest: nur für den Fall, ließ sie sagen, daß Sachsen sich nach wie vor direkt einzig an dem Kampf um das erstere beteilige, vermöge Rußland seine eigene Mitwirkung für das nächste Frühjahr in Aussicht zu stellen. Ohne Zweifel durfte man sich in Dresden entweder durch diese praktisch wenig bedeutende Einrede gar nicht beirren lassen; oder aber man mußte das ganze Projekt bis zum wirklichen Eintritt der russischen Hilfe vertagen. Statt dessen erzeugten der ungeduldige Thatendrang und die Scheu vor der nordischen Macht in ungleicher Verbindung den halben Entschluß, die Truppen Rutowskis einfach mit denen des Prinzen Karl zusammen nach der schlesischen Seite operieren zu lassen, während der Vorstoß ins Brandenburgische dem kleinen Corps Grünnes überwiesen ward. Der originelle Kern des ursprünglichen Vorhabens schrumpfte so auf ziemlich winzige Dimensionen ein [1]. Die Ironie des Schicksals aber wollte, daß König Friedrich, dank der prahlerischen Indiskretion der Dresdener Hofkreise, ge-

1) Arneth, Maria Theresia III, 139 ff. Arneth, Bartenstein a. a. O.

rade nur von jenem früheren, nunmehr aufgegebenen Entwurfe Kunde erhielt. Er hätte sich zwar selbstverständlich auch wider den umgeänderten Plan der Feinde sofort mit aller Kraft zum Schutze Schlesiens erhoben. Wer weiß jedoch, ob er die Spitze seines defensiven Angriffs mit solcher Klarheit und zugleich mit so viel Leidenschaft gerade gegen Sachsen gerichtet hätte, wäre ihm nicht durch die ausschließliche Bekanntschaft mit jener ersten Gestalt der feindlichen Anschläge gewissermaßen die politische Pflicht zugefallen, die sächsische Verschwörung zur Invasion Brandenburgs durch eine brandenburgische Invasion Kursachsens zu vergelten und den schimpflichen Berliner Frieden, den ihm die Widersacher im stillen zugedacht, durch einen glorreichen Dresdener Frieden zu vereiteln?

Mit derselben wundervollen Elasticität des Geistes, die er am Morgen des Tages von Soor bewiesen, raffte sich der König im Moment dazu auf, den ihm bereiteten Überfall, wie damals taktisch, so jetzt strategisch ins volle Gegenteil zu verwandeln. Weder Unglaube noch Kleinmut in seiner Umgebung focht ihn an. Nachdem er zur Sicherung des Hofes, der Behörden und der zitternden Hauptstadt selber die nötigen Anstalten getroffen und dem Fürsten von Anhalt befohlen, sein bereits in die Winterquartiere zerstreutes Corps sogleich wieder bei Halle zu versammeln, um zum Marsch auf Leipzig und Meißen fertig zu sein, begab er sich seinerseits an die Spitze der schlesischen Armee zurück, um sie möglichst geräuschlos hinter Bober und Queis an der Lausitzer Grenze aufzustellen. Die erste Kunde vom Übertritt der Österreicher auf sächsisches Gebiet sollte für beide preußische Heere als Signal zum eigenen Vordringen dienen; und wenigstens Friedrich selbst vergeudete keinen Augenblick. Am 22. November meldete Winterfeldt von den Vorposten aus das Eintreffen der Truppen des Lothringers in der Lausitz. Am 23. überschritt der König mit etwa 30000 Mann bei Naumburg den Queis und die Grenze; und noch am Nachmittag desselben Tages fiel seine Vorhut, zumeist aus Reiterei bestehend, Zietens Husaren vorauf, bei Katholisch-Hennersdorf über den völlig überraschten Feind her. Es waren

Sachsen unterm General Buchner, die sich der österreichischen Armee angeschlossen. Tapferer Gegenwehr ungeachtet wurden sie völlig zersprengt; tausend Gefangene, darunter der Anführer, blieben nebst einigen Trophäen in den Händen der Sieger. Der mäßige Schlag, unerwartet wie er gefallen, hatte die merkwürdigsten Folgen. Prinz Karl, der wenige Stunden entfernt bei Schönberg gestanden, machte Kehrt, hinterließ den nachsetzenden Preußen seine gefüllten Magazine, der sächsischen Bevölkerung das bittere Andenken an die Missethaten seiner Irregulären und verschwand schon am 28. durch den Paß von Gabel ins Böhmische. Grünne, der sich auf dem Wege nach der mittleren Spree befunden, wandte sich nicht minder eilig an die Elbe zurück, wo Rutowski besorgt die Hauptmacht der Sachsen konzentrierte. Von einer Offensive seitens der Verbündeten konnte keine Rede mehr sein. Unverzüglich lenkte daher König Friedrich in die Bahn der Friedensbestrebungen wieder ein. Während er die Lausitzer Städte in Besitz nahm und den General Lehwaldt gegen Meißen detaschierte, um daselbst mit dem alten Dessauer Fühlung zu gewinnen, ließ er zugleich durch Villiers, den britischen Gesandten in Dresden, mit dem dortigen Hofe Unterhandlungen eröffnen. Auch jetzt noch erbot er sich zum Frieden wie zur Räumung des Landes unter den höchst bescheidenen Bedingungen, daß Sachsen der hannöverischen Konvention beitrete, die Österreicher heimsende und sich verpflichte, ihnen nie wieder den Durchzug gegen irgendwelchen Teil des preußischen Staates zu erlauben. Allein König August machte den einer Ablehnung gleichkommenden Vorbehalt, sich erst mit dem Wiener Hofe darüber zu verständigen, und floh unmittelbar darauf Hals über Kopf mit seiner Gemahlin, seinen älteren Kindern und seinem verblendeten Blindenleiter Brühl nach Prag, Volk und Heer unritterlich ihrem Schicksal überlassend [1]).

Noch eine kurze Weile mochte der Ausgang allerdings

1) Hist. d. m. temps, p. 406 sqq. Polit. Korresp. IV, 340 ff. Oeuvr. de Frédr. l. Gr. III, 185 sqq. Arneth, Maria Thersia III, 441.

zweifelhaft erscheinen, da die andere Hälfte der preußischen Expedition, welche Friedrich dem alten Dessauer übertragen hatte, zunächst nur wenig nach dem Wunsche des Königs vonstatten ging. Der fast siebzigjährige Haudegen war seit dem Frühling 1741 so häufig durch die stets wieder verflüchtigte Aussicht auf eine sächsische Campagne genarrt worden, daß es ihm kaum zu verdenken war, wenn er sich lange Zeit mit der Miene gewitzigter Erfahrung dagegen sträubte, die Sache diesmal dennoch für Ernst zu nehmen. Hernach war er natürlich mit vollem Pflichtgefühl dabei, allein die Verknöcherung einer vor funfzig Jahren erlernten Methode und der mißtrauische Eigensinn des Greisenalters verursachten eine Schwerfälligkeit der Bewegung, wie sie nicht bloß der Ungeduld des jungen Königs, sondern auch der Lage der Dinge durchaus widersprach. Erst am 29. November führte Fürst Leopold seine 25000 Mann auf sächsischen Boden hinüber, drängte die feindlichen Posten hinweg und rückte am folgenden Tage in Leipzig ein. Dem reichen Handels- und Wechselplatze wurden sehr ansehnliche Kontributionen — nach und nach über dritthalb Millionen Thaler — auferlegt. Denn so streng auch Friedrich diesmal wie allezeit auf Mannszucht hielt, so daß dem wohlgesitteten und fleißigen Völkchen des hochkultivierten Kurstaates die preußischen Feinde bei weitem willkommenere Quartiergäste waren, als die sogenannten Freunde aus Österreich-Ungarn, so entschieden ging er doch darauf aus, durch geregelte Forderung beträchtlicher Geldsummen sowohl das Friedensbedürfnis des Gegners zu steigern, als andererseits den eigenen Kassen wenigstens teilweise zu vergüten, was sie durch dessen Kriegslust eingebüßt. Wäre der alte Dessauer nun, wie der König verlangte, schnurstracks auf Meißen und von da, mit Lehwaldt vereinigt, flink auf Rutowskis Armee bei Dresden vorgegangen, während ihm Friedrich selbst eben hier von Osten her sekundierte, so hätte wahrscheinlich auch jetzt noch dieser bloße strategische Druck ohne weiteren Schlag genügt, um der sächsischen Halsstarrigkeit den Frieden abzupressen. Der Fürst von Anhalt aber bog nach Torgau aus und brachte dort einige Tage

schulgerecht mit Brotbacken zu, wodurch nicht allein General Lehwaldt in dringende Gefahr geriet, sondern auch der Feind zu neuen Entschlüssen und Handlungen Zeit und Gelegenheit fand [1]).

In Böhmen nämlich war soeben von Wien her Graf Friedrich Harrach eingetroffen, versehen mit dem Auftrage, den Frieden zwischen Österreich und Frankreich durch Unterhandlung mit dem französischen Gesandten in Dresden zustande zu bringen. Er verfuhr durchaus im Geiste seiner Sendung, indem er Brühl und König August zu fernerem Widerstreben stählte und zugleich den Prinzen von Lothringen bewog, den unterbrochenen Feldzug trotz aller Unlust von neuem aufzunehmen [2]). Zur einen Thür aus Sachsen hinausgeworfen, kam darauf das Heer des letzteren zur anderen wieder herein und ging elbabwärts über Pirna bis Dresden vor, wodurch Rutowskis Armee der stärkste Rückhalt gewährt ward. Die Summe der Entscheidung hing vielleicht von wenigen kostbaren Tagen ab. Wenn sich Österreicher und Sachsen, zu einer einzigen Masse verbunden, in vorteilhafter Position in und um Dresden zur Wehr setzten, wenn darauf vom Rhein her Traun, von der Düna die Russen, die sich jetzt wirklich dazu anschickten, herbeikamen, wenn inzwischen die bourbonischen Mächte die Waffen niederlegten: wie wenig hätte dann Friedrich der Besitz, oder auch die Aussaugung des sächsischen Flachlandes geholfen! Kein Wunder, daß er, von gerechtem Unwillen erglühend, seinem säumigen Feldmarschall am Ende den schärfsten Tadel, die barscheste Mahnung anzuhören gab. Am 11. Dezember brach der letztere infolge dessen endlich von Torgau auf und erreichte am 12. Meißen, wo sich ihm Lehwaldt glücklich anschloß. Ihm, dem Bedächtigen, mußte es indes noch zuletzt begegnen, daß zwei Reiterregimenter seiner Nachhut bei Zehren, von den Sachsen überfallen, eine empfindliche Schlappe erlitten. Gerade dieser Schimpf jedoch, der die stacheligen Scheltworte seines

1) Orlich, Gesch. der schles. Kriege II, 415 ff.
2) Arneth a. a. O. III, 151 f.

königlichen Kriegsherrn vollkommen zu rechtfertigen schien, versetzte den greisen Exerziermeister in jene düstere Eisenfresserstimmung, welche der Moment erheischte. Zum Äußersten entschlossen, trieb er seine auf 32000 Mann angewachsene Macht weiter, bis er am Mittag des 15. Dezember bei Kesselsdorf auf die ungefähr gleich starke Armee Rutowskis stieß, welche trotz ihrer ausgezeichnet gewählten und gedeckten Stellung zu attaquieren und zu schlagen er nunmehr für ein unumgängliches Gebot seiner alten, tief gekränkten Soldatenehre erkannte.

Von Kesselsdorf, wo zwei Stunden westlich von Dresden die Straßen von Meißen und Freiberg her auf der Höhe zusammentreffen, senkt sich an den Dörfern Zöllmen und Pennrich vorüber, durchronnen von einem sumpfigen Wasserlauf, der Zschonengrund in nordöstlicher Richtung der Elbe zu, allmählich zwischen steilere Abhänge eingebettet, an denen hie und da der Fels ansteht, und welche damals überdies beschneit und eisbedeckt erschienen. Hinter dieser Thalspalte hatte Rutowski seine Truppen in defensiver Schlachtordnung aufgestellt. Er hatte Kesselsdorf als Stütze des linken Flügels mit Batterieen umgeben und die Infanterie daselbst — neben seinen eigenen Leuten auch einige Österreicher — im Schutze der Mauern, Hecken und Zäune sicher untergebracht [1]). Um Zöllmen gruppierte sich sodann das ganz aus Sachsen bestehende Zentrum, während von Pennrich abwärts das Grünnesche Corps folgte, unangreifbar in der Front wie zur rechten, allein eben dadurch wie durch seinen zu weit bemessenen Abstand von den übrigen auch der aktiven Teilnahme an deren Schicksal bedenklich entrückt. Der alte Dessauer ließ denn auch diesen rechten, österreichischen Flügel völlig aus dem Spiele, formierte seine Treffen lediglich den sächsischen Linien gegenüber und ersah mit richtigem Blick den Schlüssel der feindlichen Stellung in Kesselsdorf, gegen welches er um 2 Uhr nach seiner rauh-frommen Weise im Namen Jesu Marsch kommandierte. Es war eine der

1) Durchdachteste Darstellung der Schlacht bei Droysen, Friedr. d. Gr. II, 656ff.

furchtbarsten Aufgaben, selbst für preußisches Fußvolk, die vielleicht wirklich eine Art von religiösem Schwung erforderte; und eine Zeit lang schien es, als müsse ihre glückliche Lösung dennoch durchaus mißlingen. Wieder und wieder wurden die angreifenden Bataillone, nachdem fast die Hälfte der Mannschaft tot oder verwundet dahingestreckt worden, von den Feuerschlünden der Dorfhöhe zurückgetrieben; das letzte Mal artete ihr Rückzug in unordentliche Flucht aus. Gerade hierdurch jedoch ließen sich die feindlichen Grenadiere, die Österreicher voran, dazu verleiten, aus ihren Deckungen, als wären sie des Sieges gewiß, hervorzustürmen. So erlegten sie nicht nur den eigenen Kanonen Schweigen auf, sondern verloren auch in der Hitze der Verfolgung selber den Zusammenhalt: ein entscheidender Moment, den Fürst Leopold, der mitten im Gewühl mit zerschossenem Mantel kaltblütig ausharrte, sofort mit fester Hand ergriff. Er ließ die preußischen Dragoner auf die Zerstreuten loshauen und ein paar frische Bataillone unter General Lehwaldt mit den Zurückstiebenden zugleich in Kesselsdorf eindringen, das nun mitsamt seinen Batterieen erobert ward. Da durfte wohl auch die preußische Linke nicht länger feiernd zurückbleiben. Prinz Moritz von Anhalt, Leopolds jüngster Sohn, sprang hier seinen Leuten voraus in den halb übereisten Bach der Schlucht hinab. Sie kletterten wie die Wilden an der glatten Gegenwand empor und schlugen auch ihrerseits bei Zöllmen und Pennrich mit heroischer Anstrengung die Sachsen aus dem Felde, deren Niederlage kurz nach 4 Uhr bei einbrechender Dunkelheit die preußische Kavallerie, nachdem sie bei Kesselsdorf den Grund umgangen, vollendete. Die sächsische Reiterei hatte während des Kampfes völlig versagt. Hinter der aufgelösten Flucht der Rutowskischen Truppen einher wandte sich nachts auch das unberührte Corps Grünnes nach Dresden zurück.

Daß der Sieger gegen 5000 Verwundete und Tote zählte, 1000 Mann mehr als der Besiegte, bezeichnete gleichsam in ernstem Schattenriß die Größe der überwundenen Schwierigkeiten. Die Lichtseite des errungenen Erfolges prägte sich in der Thatsache aus, daß nah an 7000 Gefangene, 48 Geschütze,

7 Fahnen und Standarten von den Preußen erbeutet wurden. Rutowskis Scharen bildeten fortan keine streitfähige Menge mehr. Allein auch die, welche gar nicht am Kampfe teilgenommen, nicht bloß jener Grünnesche Flügel, sondern auch das gesamte Heer des Prinzen von Lothringen, waren moralisch mitgeschlagen worden. Daß der Prinz auch diesmal so wenig wie am Tage von Katholisch-Hennersdorf dem Notrufe des nahen Kanonendonners Folge geleistet, mochte man allenfalls mit der verzettelten Aufstellung seiner Truppen, oder mit der Kürze des Wintertages entschuldigen. Daß er sich jedoch auch hinterher nicht zum Vorrücken ermannte, daß er nicht einmal die sächsische Hauptstadt zu schützen suchte, vielmehr mit Rutowski zusammen auf dessen Wunsch nach Pirna und weiter, bis jenseits der böhmischen Grenze zurückwich, darin ist doch wohl zumeist die dämonische Fernwirkung der Schlacht bei Kesselsdorf zu erkennen. Waren Prinz Karl und die Seinen von der Unbesiegbarkeit der Preußen durch die beiden direkten Proben von Hohenfriedberg und Soor noch nicht völlig überzeugt worden, so begnügten sie sich das dritte Mal desto nachgiebiger mit dem indirekten Beweise. Auf bloßes Hörensagen machten sie sich eiligst aus dem Staube.

Indem sie aufbrachen, zog König Friedrich von Meißen über Wilsdruff heran. Am 17. Dezember beritt er die blutige Walstatt zur Seite des alten Dessauers, den er durch den schmeichelhaftesten Dank für den ausgestandenen Kummer entschädigte. Auf dem verwitterten Antlitz Leopolds lag in diesem Moment ein Schimmer stolzer Freude: es war das Abendrot eines langen und heißen Lebenstages. Gerade ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit der junge brandenburgische Oberst unter König Wilhelm III. vor Namur zum erstenmal in feindlichem Feuer gestanden [1]). Vor vierzig Jahren war bei Höchstädt und Turin vom Lorbeer der Marlborough und Eugen ein wohlverdienter Zweig für ihn abgefallen; zehn Jahr später rang er bei Stralsund mit dem verbissenen Löwentrotze

1) Vgl. Varnhagen v. Ense, Ausgew. Schriften VIII, 12f.

Karls XII. Franzosen und Schweden davonjagen, die Ehrenschuld der Nation vom dreißigjährigen Krieg her abtragen helfen: welch' bessere Jugendarbeit konnte im Anfang des 18. Jahrhunderts ein deutscher Kleinfürst über sich nehmen? Ein anderes Zeitalter war heraufgestiegen, dessen Richtung Leopold schwerlich begriff, die Epoche des deutschen Bürgerkriegs, der, politisch betrachtet, kaum ein Krieg nach seinem Herzen war. Und dennoch hatte vor allen er inzwischen das sieghafte Schwert für diesen Strauß geschliffen; er vor allen neben dem königlichen Lenker des Kampfes war also würdig, es in entscheidender Stunde selbständig zu gebrauchen. Er that dabei schlicht seine Schuldigkeit als Soldat und brav; aber das Schicksal ehrte den Jubilar des Waffenhandwerks durch die höhere Bedeutung, die es dem Tage von Kesselsdorf verlieh. Leopold von Anhalt, der als junger Lehrling und Gesell dazu mitgewirkt, die europäische Zwingburg der Monarchie Ludwigs XIV. niederzulegen, ward als alter Meister dazu auserkoren, die neuerbaute Schutzburg unseres Volks, den Staat Friedrichs des Großen, zum Richtefest mit dem eigenen Siegeskranze zu krönen.

Denn dies war in der That das Ergebnis. Die Kriegswut der schwächeren Partei hatte sich ausgetobt, die Friedenssehnsucht des Stärkeren sah sich endlich am Ziele. Als König Friedrich am 18. früh in das kunstgeschmückte Dresden einzog, wo es ihm rasch gelang, das weiche Herz der Einwohnerschaft durch vornehme Liebenswürdigkeit zu gewinnen — außer der üppigen Oper besuchte er doch auch den protestantischen Gottesdienst in der Kreuzkirche —: da lag ganz Sachsen widerstandslos zu seinen Füßen, wie vor einem Menschenalter zu denen des tapferen Schwedenkönigs. Allein gerade damals unterschied er sich in seinem ganzen Auftreten mit Bewußtsein von diesem ebenso unvernünftigen wie großartigen Vorbilde. Ihn verstockte kein Eigensinn, ihn bethörte keine Eitelkeit. Einzig die Pflicht gegen seinen Staat im Auge, wies er die schmeichlerische Zumutung der Franzosen, den europäischen Ausgleich als Schiedsrichter in die Hand zu nehmen, mit kühler Festigkeit

ab [1]). Zum zweitenmal stieß er, gleich dem ans Land springenden Tell, das gebrechliche Fahrzeug der französischen Politik, darin man ihm nur zum Retterdienst die Fesseln abgenommen, mit einem Fußtritt hinter sich in die Wellen zurück. Wie seiner rastlosen Energie für den Feldzug ein paar Wochen genügt hatten, so bedurfte seine weise Bescheidenheit nur weniger Tage für die Unterhandlung. Am 25. Dezember 1745 überraschte er Deutschland durch das Weihnachtsgeschenk der Aussöhnung Preußens nicht mit Sachsen allein, sondern zugleich, was unendlich wertvoller war, mit Österreich. Denn neben Villiers, welcher von Prag die nunmehr unvermeidliche Unterwerfung König Augusts herüberbrachte, fand sich, mit dieser Bestimmung eigentlich unerwartet, auch Graf Harrach als Friedensbevollmächtigter der Kaiserin bei Friedrich ein. Wie in militärischer Hinsicht, so pflanzten eben auch in politischer die Schläge von Hennersdorf und Kesselsdorf ihren lähmenden Effekt von dem zunächst betroffenen Staate gleichsam elektrisch auf den handreichenden Nachbar fort.

Die Sendung Harrachs hatte ja von Haus aus lediglich ein Abkommen mit Frankreich zum Zweck gehabt; und an dem ernstlichen Versuch, es dahin zu bringen, ließ es der tüchtige Diplomat in Dresden durchaus nicht fehlen. Allein die Franzosen spannten nicht nur, besonders zugunsten der spanischen Absichten auf Italien, ihre Forderungen überaus hoch: vor allen Dingen ließen sie nicht die geringste Neigung durchblicken, in der schlesischen Sache dem Hause Österreich Vorschub zu leisten; eine dauernde Schwächung desselben auf dieser Seite schien ihnen damals noch im eigenen Interesse Frankreichs zu liegen. Während deshalb diese Negotiation alsbald in Stocken geriet und zugleich die Kriegsereignisse sich trostlos weiter entwickelten, erhielt Harrach nachträglich die Ermächtigung, für den Fall der dringendsten Gefahr vielmehr mit Preußen in Unterhandlung zu treten. Mit lebhaftem Widerwillen schritt er dazu: er hätte sich die Augen ausreißen mögen, daß ihn

1) Valori, Mémoires 1, 290 sqq. Polit. Korresp. IV, 384. 388 f.

das Los getroffen, seiner Herrin diese Ketten ewiger Knechtschaft anzuschmieden! Trotzdem vermochte er sich der Einsicht nicht zu verschließen, daß jetzt jener äußerste Fall in der That vorhanden sei. Auf ihn wirkte dabei noch besonders entmutigend die Anschauung der traurigen Zustände im Lager des Prinzen von Lothringen; für die Einwilligung des Wiener Hofes war die Betrachtung der allgemeinen politischen Verhältnisse maßgebend. Einen Doppelkampf in der bisherigen Weise fortzuführen, ging nicht an. Schon jetzt war auch in Italien ein Unglück auf das andere gefolgt: eben in diesen Tagen zogen die Spanier in Mailand ein. Bartenstein bemerkte, daß, so lange das Erzhaus stehe, man noch niemals, wie 1745, fünf Schlachten in einem Jahre verloren habe. Auf die Hilfe Englands ließ sich für die Zukunft wenig bauen; von eigener Verlegenheit bedrängt, rief es seine Truppen nach und nach vom Kontinent ab. Selbst die Einziehung der britischen Subsidien mußte doch endlich einmal faktisch erfolgen, wenn man in Wien auch diesen neuen Termin zur Befriedigung Preußens versäumte. Den tiefsten Eindruck jedoch machte auf die Kaiserin selber die notgedrungene Trennung Sachsens von der österreichischen Sache; mit diesem Bundesgenossen verschwand zugleich alle Aussicht auf russischen Beistand. Schon wuchs die gewöhnliche Frucht gemeinsamer Niederlagen, verdächtigender Vorwurf, zwischen den Alliierten auf. Wie, wenn der Dresdener Hof, die Wendung von 1741 wiederholend, sich der Koalition der Gegner Österreichs beigesellte? Maria Theresia schwankte wohl noch ein Weilchen hin und her; zuletzt aber beugte sie sich der Notwendigkeit als dem Willen Gottes und barg die ungebrochene Hoffnung auf einen Umschwung kommender Zeit mit seufzender Geduld in den innersten Schrein ihres Herzens [1]).

Der Dresdener Friede, welcher sich in allen wesentlichen Stücken eng an die hannöverische Konvention anschloß, stellte zwischen Österreich und Preußen den Breslauer Frieden wieder

1) Arneth, Maria Theresia III, 158ff. Arneth, Bartenstein, S. 185. Denkschr. Maria Theresias, S. 332f.

her und bekräftigte die erneute Anerkennung der damals gezogenen Grenzen überdies durch eine gegenseitig übernommene Garantie, hier des gesamten preußischen Staatsgebiets, dort des innerhalb Deutschlands belegenen österreichischen Territorialbesitzes. Um weitere Gewährleistungen vonseiten des Reichs und der Niederlande, sowie bei Gelegenheit der künftigen allgemeinen Pacifikation vonseiten aller daran beteiligten Staaten, versprach auch England sich gemeinschaftlich mit den beiden vertragschließenden Mächten zu bemühen. König Friedrich durfte demnach hoffen, sein teuer erworbenes schlesisches Eigentum bald in solide Verbindung mit den Grundlagen der europäischen Ordnung überhaupt gebracht zu sehen. Seinerseits erkannte er jetzt die Kaiserwürde Franz' I. nebst der Aktivität der böhmischen Wahlstimme an, wogegen ihm die Vorrechte der meistbegünstigten Kurhäuser von Sachsen und Hannover bestimmt verheißen wurden, hinsichtlich der Bestätigung der ihm selbst von Karl VII. eingeräumten Vorteile aber wenigstens das Fürwort des Kaiserin bei ihrem Gemahl in Aussicht gestellt ward. Kursachsen ging aus den Dresdener Verhandlungen an Umfang und Unabhängigkeit ungeschmälert hervor; denn die Stadt Fürstenberg mit ihrem die preußische Binnenschiffahrt beeinträchtigenden sächsischen Oderzoll sollte doch nur gegen irgendein brandenburgisches Äquivalent ausgetauscht werden. Hingegen ward dem besiegten Lande außer den schon erhobenen Kontributionen noch eine Strafzahlung von einer Million Thaler aufgebürdet, so daß man den Gesamtschaden, durch den die harmlose Bevölkerung für vier Wochen ehrgeiziger Tollheit ihrer Regierung zu büßen hatte, gut und gern auf vier bis fünf Millionen berechnete [1]). Unter den übrigen, minder bedeutenden Bestimmungen, die sich zumeist auf Interessen des Handels und Wandels, besonders der

1) Vgl. die etwas abweichenden Angaben: Hist. d. m. temps, p. 432; Adelung, Staatsgesch. V, 235 f. (die Dresdener Verträge selbst u. a. ebd. IV, Beilagen S. 50 ff.) und Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen II, 435.

preußischen Unterthanen bezogen, erscheint am merkwürdigsten der von Preußen angeregte Artikel zum Schutze des Protestantismus in beiden Staaten, der natürlich nur gegenüber der katholischen Herrschaft in Sachsen einen praktischen Sinn hatte. In den Dresdener Frieden wurden endlich außer Hannover auch noch die Hinterbliebenen der entschlafenen Frankfurter Union, Hessen-Kassel und Kurpfalz, ausdrücklich eingeschlossen. Das letztere sollte von dem Augenblick an, wo es gleich Brandenburg seinen Widerspruch gegen Kaiserwahl und böhmische Kur fahren ließe, von allen Drangsalen befreit und in den ruhigen Besitz seiner sämtlichen Gebiete wieder eingesetzt werden. Es beeilte sich denn in der That, wiewohl mit stillem Groll, da es für so manche Leiden jede Entschädigung vermißte, durch Erfüllung jener Bedingung unter Dach zu kommen. So verbreiteten die Dresdener Traktate ihren Segen über das ganze Reich; die deutsche Krisis von 1740, soweit sie kriegerischen Charakter angenommen, erhielt dadurch ihren allgemeinen und endgültigen Abschluß.

Wer war froher, als Friedrich? Er hatte das diplomatische Sühngeschäft mit einer entgegenkommenden Gewandtheit abgewickelt, welche den betrübten Harrach, der auf weit größere Schwierigkeiten gefaßt gewesen, in Erstaunen versetzte. Als ihm Podewils die geschehene Unterzeichnung meldete, dankte der König dem Himmel für die gute Nachricht; er schmeichelte sich mit der Hoffnung, dies Werk werde von Dauer sein. Durch die außerordentliche Mäßigung, die er seit der Herstellung seines Glücks trotz einer dichten Reihe leuchtender Siege unwandelbar bewiesen, glaubte er die Meinung der Zeitgenossen, als sei er von schrankenloser Ehrsucht beseelt, zur Genüge widerlegt zu haben. Im übrigen verließ er sich auf den imposanten Ruf seiner Waffen, den einzigen Gewinn allerdings, den er aus diesem kostspieligen Kriege nachhause brachte [1]). Nicht das entkräftete Sachsen allein, auch die Österreicher, die

1) Arneth, Maria Theresia III, 163. Polit. Korresp. IV, 310. 389. 392. Hist. d. m. temps, p. 433.

er so oft und so tief in Schrecken gesetzt, sollten ihn wohl für das Dutzend Jahre, die er vielleicht noch zu leben habe, in Ruhe lassen! Für die Zukunft mochten die Nachfolger sorgen; sie mochten erhalten, was er erworben. Er selbst wollte hinfort keine Katze mehr angreifen; es sei denn, um sich zu verteidigen. Die furchtbare Aufregung dieser letzten Zeit, das würgende Gefühl einer in jedem Augenblicke möglichen Vernichtung wünschte er nie wieder innerlich durchzumachen. Er wollte sich auch einmal seines Daseins freuen; er wollte leben und leben lassen! Leben lassen freilich im aktiven, schöpferischen Sinne des Worts [1]). Keineswegs selbstgefälliger Genuß, sondern friedliche Thätigkeit für andere sollte ihm die eigene Existenz erfreulich machen; an der Beglückung seiner Unterthanen zu arbeiten, darin weit mehr, als in der Lösung europäischer Konflikte, erkannte er hinfort die wahre Herrschergröße. Und wenn schon jetzt dem heimkehrenden Sieger das jauchzende Volk seiner geretteten Hauptstadt zum erstenmal öffentlich den Namen des Großen zurief, so mischte sich doch auch hierbei jedenfalls in den Dank für vollbrachte Heldenthat der erquickende Vorschmack eines noch edleren Ruhmes. Am nächsten Geburtstage des Königs, wenige Wochen nach dem Dresdener Vertrage, trug im fernen Königsberg eine Ehrenpforte das Bildnis Alexanders, wie er den gordischen Knoten zerhieb, den zwei Adler — von Österreich und Sachsen-Polen — an den Enden zerrend noch ärger zu verschnüren strebten. Die Festrede jedoch, womit die deutsche Gesellschaft auf dem Schlosse den Tag beging, bewegte sich um den Satz, daß der glorreichste Triumph eines Monarchen der Friede sei [1]).

Wie aber: hätte man dann nicht wünschen sollen, daß Friedrich vom alten Breslauer Frieden, auf den ja der Dres-

1) „Vivons en faisant vivre.“ Valori I, 294.

2) „Das erleuchtete Preußen, worinnen die Illumination in Königsberg u. s. w. beschrieben worden“, Denkwürdigkeiten Friedrichs d. Gr. I, 405. 411.

dener größtenteils einfach zurückgriff, überhaupt niemals abgewichen wäre? Weder vom preußischen, noch vom gesamtdeutschen Standpunkt aus darf der Geschichtschreiber diese Frage bejahen. Was Preußen betrifft, so lag ohne Zweifel in der Bestätigung der früheren Errungenschaft nun erst deren eigentliche Vollendung. Der Wunsch, die Eroberung Schlesiens unter allen Umständen zu behaupten und zu sichern, hatte den tiefsten Beweggrund für die wiederholte Schilderhebung des Königs gebildet. Von den Hilfszielen, die er sich diesem vornehmsten Zwecke zuliebe gesteckt, waren indes nur wenige erreicht worden. Wohl hatte er Maria Theresia daran verhindert, Elsaß-Lothringen heimzugewinnen und Bayern zu behalten. Dagegen war es ihm nicht gelungen, weder die eigenen Grenzen Preußens abermals auf Kosten Österreichs zu erweitern, noch dem letzteren die Citadelle seiner Länderfestung, Böhmen, zu entreißen, oder endlich ihm den Rückweg zum Kaiserthron abzuschneiden. Die Fehler seiner Strategie von 1744, die Abkehr Deutschlands, Frankreichs Unlust und Unfähigkeit, der Hintritt Karls VII.: das waren die lästigen Thatsachen, deren Gewicht den stolzen Aufflug der Entwürfe Friedrichs herabgezogen. Dann aber hatte er die eigene Stärke still und fest in sich gesammelt. Ganz auf sich und sein heldenmütiges Heer gestellt, hatte er bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf den preußischen Namen erst jetzt mit unvergleichlichem Glanz umgeben; mit dem Dreizack dieser gewaltigen Siege, wenn man so sagen darf, bewehrt, wußte er die Wogen empörter Feindseligkeit rings zu glätten. Den neu erstrittenen Vertrag konnten diesmal sogar Scheelsucht und Bosheit nicht für das Werk des militärischen Beistandes der Franzosen, des diplomatischen der Engländer ausgeben. Ließ sich die hannöverische Konvention immerhin in gewissem Maß als die Frucht des Tages von Fontenoy betrachten, so stellte sich doch eben diese Frucht hinterdrein als taub heraus: nicht im geringsten sah sich Friedrich durch die Konvention an und für sich gefördert. Kurzum, in Kriegführung und Friedensschluß sich selbst genug, gleich groß durch Kühnheit und Besonnenheit, hatte

Preußen 1745 für die dauernde Berechtigung der Stellung, die es seit dem ersten schlesischen Waffengang eingenommen, den inneren Beweis des Geistes und der Kraft erbracht. Dem gegenüber schienen jene äußeren, durch die Politik des vorigen Jahres umsonst erstrebten Stützen für die Zukunft immerhin entbehrlich. Was jedoch Preußen dergestalt erworben hatte, war das schon damals unzweifelhaft zugleich für Deutschland gewonnen? Oder sollte man vielleicht umgekehrt um Deutschlands willen wünschen, daß Preußen bereits in jenen Tagen bei weitem mehr erworben hätte? Um diesen und ähnlichen Fragen zu genügen, wird der Versuch am Platze sein, das nationalgeschichtliche Gesamtergebnis der fünfjährigen, durch die Traktate von Füssen und Dresden beendeten Umwälzung ungefähr zu bestimmen.

Aus dem Kreise der durch das verschlissene, fadenscheinige Band der uralten Reichsverfassung unter einander wie mit der vorherrschenden habsburgischen Monarchie notdürftig zusammengehaltenen deutschen Territorien, in deren Inneres sich die politische Lebenskraft der Nation seit Jahrhunderten zurückgezogen, hatte sich in dem günstigen Moment, wo eben jene habsburgische Monarchie durch einen dynastischen Schicksalsschlag eine zeitweilige Lähmung erlitten, das schon ehedem stärkste und bedeutendste, in stiller Selbsterziehung gesund herangereifte Staatswesen von Brandenburg-Preußen plötzlich mit genialer Sicherheit durch eine seltene Vereinigung von Energie und Gewandtheit auf die Staffel wahrhafter Macht und eigentümlicher Größe hinaufgeschwungen. Die nächstberufenen Genossen, welche sich in wetteiferndem Bestreben gleichfalls bemüht, die glückliche Stunde so oder so für ihr besonderes Emporkommen auszunutzen, waren weit dahinten geblieben, ja zum Teil, und zwar überwiegend durch eigene Schuld, noch unter den bisher behaupteten Rang hinabgesunken. Bayern, das unter allen nach den höchsten Preisen gegriffen, war durch seine von Haus aus verwerflich innige und abhängige Verbindung mit dem reichsfeindlichen Auslande wohl eine Zeit hindurch gehoben und getragen, dann aber zu Falle gebracht und auf langehin zugrunde

gerichtet worden. Im Wollen und Vollbringen schwach und halb, in häufigem Schwanken nach rechts und links begehrlich und beschwerlich, bald hier bald dort Anlehnung suchend oder Anstoß gebend, hatte Sachsen erst zuletzt und bereits zu spät eine bestimmte Richtung eingeschlagen, sein Schicksal herausgefordert und nach außen Demütigung, nach innen Zerrüttung davongetragen. Hannover endlich, welches allein durch seine Personalunion mit Großbritannien zu hervorragendem Ansehen gelangt war, hatte doch auch zu wiederholten Malen eben an dem kolossalen Übergewicht der englischen Interessen eine unübersteigliche Schranke für seine ehrgeizigen Privatabsichten gefunden. An eigenen materiellen Mitteln arm, mehr von juristischen als von politischen Ideen geleitet, war es ohnehin vorzugsweise auf friedlichen Einfluß innerhalb der Sphäre der Reichsverfassung angewiesen, wozu es ihm jedoch auf der anderen Seite an konservativer Geduld und selbstloser Ehrlichkeit gebrach. Sie alle, um der geringeren gar zu geschweigen, konnten sich hinfürder in keinem Betracht mit dem Staate Friedrichs messen; nur eine Umwälzung der gesamten Reichsverhältnisse, größer als die soeben überstandene, hätte diese Thatsache zu erschüttern vermocht. Wenn es also der erwünschte, ja der einzig praktische Gang unserer nationalen Entwickelung war, daß die politische Neugestaltung des Vaterlandes aus dem Boden des Landesfürstentums hervorwachse, so hatte von nun an Preußen allein zugleich die Aufgabe wie die Aussicht, für sich und alle übrigen Deutschen dies gemeinsame Ziel zu erreichen. In der Klärung der bis dahin überaus zweifelhaften Sachlage, in der Vereinfachung und Beschleunigung jenes heilsamen Prozesses müssen wir somit einen der entschiedensten Fortschritte begrüßen, die unsere moderne Geschichte überhaupt zu verzeichnen hat.

Nun aber war nicht bloß der erste Anlauf zu einer preußischen Reichsleitung, welchen König Friedrich II. vornehmlich durch sein Bundesprojekt von 1743 gemacht, vollständig mißglückt: weit verhängnisvoller nahm sich das Ereignis aus, daß die österreichische Monarchie von dem Schlage, der sie betroffen,

sich erholt, was sie nach außen verloren, durch Erstarkung im Inneren ersetzt und sich am Ende des Kaisertums wieder bemächtigt hatte, um den alten Anspruch auf die ihm beliebige Lenkung der deutschen Geschicke mit neuem Eifer abermals zu erheben. Die einander widersprechenden Erscheinungen der Aufstellung Preußens und der Erhaltung Österreichs bedrohten seitdem offenbar die Zukunft Deutschlands mit einem Zwiespalt, wie er so tief und schroff noch nie vorhanden gewesen. Für die rein historische Anschauung versteht sich freilich von selbst, daß, was sich der politischen Zergliederung als Gegensatz darstellt, im festen Gefüge der Begebenheit selber vielmehr in notwendigem Zusammenhange stand. Wie Preußen und Österreich ihre neuen Positionen gerade in der Wechselwirkung des Kampfes in Besitz genommen, wie sie das Maß von Macht, womit sie nunmehr ausgestattet waren, einander gegenseitig mit dem Schwerte zugemessen, hat die Erzählung unmittelbar dargethan. Der Dualismus ihres Gleichgewichts, der schon ursprünglich dem realistischen Geiste des Helden, aus dessen Initiative die große Bewegung jener Zeit entsprang, als deren wünschenswertes Ende vorgeschwebt, war also wirklich, wiewohl auf vielfach unvermuteten Wegen, als der Inbegriff des Erreichbaren aus dem Wirrsal der Schickungen hervorgegangen und mußte wohl oder übel als unabänderlich ertragen werden. Allein wir stehen nicht an, in diesem anscheinend unbefriedigenden Ausgange zugleich in nationaler Hinsicht das Walten einer inneren Gerechtigkeit, im Wirklichen diesmal in der That das Vernünftige zu verehren.

Auch Preußen hatte ja, wenngleich in freier und unabhängiger Genossenschaft, an der Seite Frankreichs gefochten. Die schlechte, oft mehr hinderliche als förderliche Unterstützung, welche ihm dieser Bund gewährt, war schuld daran, daß es für sich selbst nicht mehr errungen, als ihm ohnedies die eigene Stärke zu verschaffen imstande war. Eben hierin lag jedoch die im Interesse Deutschlands gebotene Grenze der damaligen preußischen Erfolge. Denn jede bessere Hilfsleistung der Franzosen wäre doch vor allem den eigenen Absichten

Frankreichs zugute gekommen, die seit einem Jahrhundert unwandelbar auf die politische Erniedrigung unseres Volks gerichtet waren. Diesen Absichten hatte, wie vordem so oft, auch jetzt unterm Beifall der Nation das bedrängte Österreich seine zähe Kraft entgegengestemmt und dadurch bewiesen, daß seine mächtige Fortdauer im Reich für das letztere vorderhand noch nicht zu entbehren sei. Gewiß war es dabei lediglich dem Triebe der Selbsterhaltung gefolgt. Allein diesen Egoismus teilte es mit sämtlichen deutschen Staatsgebilden; und so lange die Selbstsucht Österreichs so gemeinnützige Dienste leistete, war eben sie der deutschen Gesamtheit unentbehrlich. Daß ferner Österreich auch seinerseits ohne die geringste Scheu den Beistand einer auswärtigen Macht, der britischen, in Anspruch genommen, darf nicht verhüllt, daß es von seinen eigenen Streitkräften vorzüglich die barbarischen seiner undeutschen Hälfte angestrengt, soll nicht beschönigt werden. Aber einmal hatte es sich während dieses ganzen Krieges im Stande der Notwehr befunden; und sodann ließ sich weder die englische Allianz mit der französischen völlig auf eine Stufe stellen, noch konnte man die Verwendung magyarischer und südslavischer Horden im Kampfe vorerst für mehr als einen groben und anstößigen Unfug erklären. Diese garstigen Kobolde des Hauses Österreich mochten zwar den deutschen Boden in widerwärtigster Weise durch ihre schnöde Gegenwart beflecken: eine eigentliche politische Gefahr für unsere Nation schleppten sie jedoch in ihrem dermaligen wild beschränkten Zustande nicht herein. Was England anbelangt, so ging es natürlich gleichfalls darauf aus, sich Deutschlands für seine europäischen Sonderzwecke zu bedienen; allein, wie die Dinge lagen, wäre ihm zu solchem Behuf ein starkes Deutschland lieber gewesen, als ein schwaches. Das eine hätte man indes schon derzeit sicher voraussagen dürfen, daß Österreich, je weiteren Spielraum es den in der Stunde der Gefahr entfesselten fremdzüngigen Elementen in seinem Staatsleben künftig anwies, sich desto entschiedener den deutschen Reichsgenossen innerlich entfremden mußte. Und auch das andere fügen wir alsbald getrost hinzu: ließ sich die

Kaiserin-Königin eines Tages ernstlich beigehen, wozu sie bereits damals mehr als eine Anwandlung verspürt, das wahrhaft nationalschädliche Ausland, Frankreich und etwa Rußland, ausschließlich gegen Preußen herbeizurufen, so überantwortete sie vonstundan ihrem Feinde Friedrich anstatt der halben die ganze deutsche Sache und bot ihm nun erst die Gelegenheit dar, für die Entwickelung der Nation überhaupt der große Friedrich zu werden.

Ein Jahrzehnt bevor beide den Thron bestiegen, hatte derselbe Friedrich als preußischer Kronprinz sich einmal erboten, der Erzherzogin Therese seine Hand zu reichen, um alsdann an ihrer Seite der Erhaltung Österreichs seinen Arm zu leihen [1]). Ein kecker Jugendgedanke, den er doch nur flüchtig hingeworfen, um der unbequemen Heirat zu entschlüpfen, welche ihm der strenge Wille des Vaters aufdrang: aus tausend Gründen war dessen Verwirklichung unmöglich. In einer höheren Region jedoch der Thaten und des Ruhmes sprach hernach der Geist unserer Geschichte beide Heldengestalten zusammen. Auf ihrem gegenseitigen Verhältnis — denn sie selber traten für das entmündigte Volk ihres Gebietes ein — beruhte jetzt ein Menschenalter hindurch das Schicksal des Vaterlandes. Im verhängnisvollsten Augenblick ihres beiderseitigen Lebens, im Dezember 1740, hatte der junge König den nämlichen Antrag, nur statt des persönlichen im politischen Sinne wiederholt; allein die Mitgift Schlesien, die er für die Staatenehe forderte, konnte der Stolz des Hauses Habsburg unmöglich bewilligen. Seitdem hatten Preußen und Österreich sich in erbittertem Streite müde gerungen; ging es nicht an, daß sie wenigstens von nun an Frieden hielten? In gewissem Betracht, als deutsche Mächte gegenüber dem Ausland überhaupt, waren sie doch schon bisher inmitten der Wut ihres Zweikampfes unwillkürlich verbündet gewesen. Hatte Maria Theresia die Franzosen aus dem Reich hinausgetrieben,

1) Förster, „Friedrich Wilhelm I." III, 21 ff. Arneth, Prinz Eugen III, 336 f.

so war es Friedrich gelungen, den Einfluß des Königs von England auf Deutschland unschädlich zu machen. Hatte man in Berlin den Beistand von Versailles verachten lernen, so war man in Wien der Hilfe von London wahrlich nicht minder überdrüssig. Sollten da wohl Österreich und Preußen innerhalb der europäischen Parteiung versuchshalber einfach die Plätze wechseln, oder war es nicht hundertmal besser, den Gegensatz der Großmächte des Westens ganz und gar vor die Thüre zu verweisen und, nach außen geeinigt, im Inneren des Reichs einen harmlosen Wettlauf um die unblutigen Kränze der Gesittung anzustellen, dem sich die kleineren Gefährten hüben oder drüben anreihen mochten?

Auf alle Ewigkeit hinaus konnte man die ruhige Fortbildung des Dualismus von 1745 im nationalen Interesse freilich nicht wünschen, da dieselbe sonst die deutschen Lande allmählich in eine südliche und eine nördliche, vielleicht auch in eine katholische und eine protestantische Hälfte zerlegt hätte: aus der Spaltung wäre zuletzt eine Teilung geworden. Der damaligen Generation jedoch wäre ein dauernder Friede herzlich zu gönnen gewesen. König Friedrich, wissen wir, trug für sich selber kein anderes Verlangen; wie viel leichter aber fällt die Versöhnung dem Sieger, als dem Besiegten! Auch die Kaiserin änderte mit dem Dresdener Vertrage plötzlich insofern ihre Denkart, als ihr der Krieg mit den Bourbonen um Belgien und Italien keine innere Teilnahme mehr abgewann. Nur lässig und so zu sagen beiläufig setzte sie ihn noch eine Weile fort, während ihr Dichten und Trachten sich dem inneren Ausbau ihres Staates zuwandte. Und dabei faßte sie nun in der That den löblichen Gedanken, es ihrem mit Abscheu bewunderten Gegner gleichzuthun. Nur leider erschien ihr die preußische Friedensordnung hauptsächlich darum beneidens- und nachahmenswert, weil dieselbe zugleich vollkommene Kriegsbereitschaft war. Dem Könige selbst aber schrieb sie mit der unüberwindlichen Standhaftigkeit eines weiblichen Irrtums nach wie vor neben der Kraft auch den Willen zu, den Umfang seiner Herrschaft beständig weiter auszubreiten. Daß er sich wirklich

dazu aufmache, war ihr heißester Wunsch; denn alsdann besonders verhoffte sie ihres eigenen Begehrs teilhaftig zu werden. Die Heimeroberung Schlesiens blieb die fixe Idee ihrer Sorge, ihrer Arbeit, ihrer Begeisterung, ihres Gebets [1]). Unter solchen Umständen glich die Ruhezeit, in welche Deutschland mit dem Dresdener Frieden eintrat, leider der zentralen Windstille des Wirbelsturms, der im Vorüberrasen nach kurzer Pause den kaum erst sich selbst überlassenen Boden mit entgegengesetztem Wehen noch einmal trifft.

1) Denkschr. Maria Theresias, S. 305 f. 334 f.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Werz.

Dahn, Felix / Dove, Alfred / Dove, Alfred

Deutsche Geschichte

Bd.: 6,1

Gotha 1883

Eur. 359 f-26,6,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11603500-3